A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

33. JAHRGANG, MÄRZ 1997, HEFT 1

HARTMUT RÜBNER: Lebens-, Arbeits- und gewerkschaftliche Organisationsbedingungen chinesischer Seeleute in der deutschen Handelsflotte. Der maritime Aspekt der Ausländerbeschäftigung vom Kaiserreich bis in den NS-Staat

HENRYK SKRZYPCZAK: Umfeld eines Brückenschlags. Vorabdruck 2 aus: Mission ohne Mandat. Der Fall Friedrich Stampfer

UTE SPECK: Ein weiterer Brief von Rosa Luxemburg und Ergänzungen zu einem Karl-Liebknecht-Brief

FELIKS TYCH UND OTTOKAR LUBAN: Die Spartakusführung zur Politik der Bolschewiki. Ein Kassiber Leo Jogiches' aus dem Gefängnis an Sophie Liebknecht vom 7. 9. 1918

FRANZ-JOSEF HUTTER: Neuere Veröffentlichungen zum historischen Wahlverhalten in Deutschland

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN
TAGUNGSBERICHTE • NEUE LITERATUR



Nachlaßverzeichnisse zur deutschsprachigen Emigration

Mit Band 3 jetzt komplett:
Verzeichnis der Quellen und Materialien der deutschsprachigen Emigration in den USA seit 1933
Guide to the Archival Materials of the German - speaking Emigrants to the United States after 1933
Herausgegeben von John M. Spalek in Zusammenarbeit mit Sandra H. Hawrylchak
1991-1996. 3 Bde. in 5 Teilbdn. Geb. DM 760,–/öS 5.548,–/ sFr 676,–. ISBN 3-907820-92-4
Band 1 1978. Geb. 2 Teile zus. XXV, 1133 Seiten DM 368,–/öS 2.686,–/sFr 328,– ISBN 3-907820-93-2
Band 2 1991. Geb. XVII, 847 Seiten DM 298,–/ öS 2.175,–/sFr 265,– ISBN 3-907820-94-0

Band 3 1996. Geb. 2 Teile zus. XVI, 970 Seiten DM 368,–/öS 2.686,–/ sFr 328,– ISBN 3-907820-95-9

Nachlässe in den amerikanischen Bibliotheken, Archiven und in Privatbesitz mit ca. 1000 Einträgen zu Vertretern aus den Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften sowie aus den Gebieten der bildenden und darstellenden Künste.
Mit Gesamtindex der Namen zu den Bänden 1-3.

Bitte fordern Sie unseren ausführlichen Prospekt an.



K · G · Saur Verlag
Postfach 701620 · D-81316 München · Tel. (089) 769 02-232
Fax (089) 76902-150/250 · e-mail: 100730.1341@compuserve.com · http://www.saur.de

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Institut für Grundlagen der Politik des Fachbereichs Politische Wissenschaft
der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen,
Peter Steinbach, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 1/97

HARTMUT RÜBNER: Lebens-, Arbeits- und gewerkschaftliche Organisationsbedingungen chinesischer Seeleute in der deutschen Handelsflotte. Der maritime Aspekt der Ausländerbeschäftigung vom Kaiserreich bis in den NS-Staat ..... S. 1

HENRYK SKRZYPCZAK: Umfeld eines Brückenschlags. Vorabdruck 2 aus: Mission ohne Mandat. Der Fall Friedrich Stampfer ..... S. 42

UTE SPECK: Ein weiterer Brief von Rosa Luxemburg und Ergänzungen zu einem Karl-Liebknecht-Brief ..... S. 83

FELIKS TYCH UND OTTOKAR LUBAN: Die Spartakusführung zur Politik der Bolschewiki. Ein Kassiber Leo Jogiches' aus dem Gefängnis an Sophie Liebknecht vom 7. 9. 1918 ..... S. 92

FRANZ-JOSEF HUTTER: Neuere Veröffentlichungen zum historischen Wahlverhalten in Deutschland ..... S. 103

PETRA BOCK: „Die Macht der Geschichte – Ungarn 1848/1956 und 1989 – Geschichte als Politikum in Diktatur und Systemwechsel". Eine Tagung des Instituts für Grundlagen der Politik am Fachbereich Politische Wissenschaft der FU Berlin im Haus Ungarn, Berlin ..... S. 116

THOMAS FRANZ: „Anarchisten, Anarchosyndikalisten, Rätekommunisten, Trotzkisten in Widerstand und Exil. Tendenzen, Organisationen, Personen". Ein Tagungsbericht ..... S. 122

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (109). Bearbeitet von Franz Jean Frohn ..... S. 128

NEUE LITERATUR

Gerda Lerner, Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte, Frankfurt a. M. und New York 1995 *(Christiane Eifert)* ..... S. 138

Biographisches Handbuch der SBZ/DDR 1945 bis 1990. Hrsg. von Gabriele Baumgartner und Dieter Hebig. 2 Bde., München u. a. 1996 und 1997 *(Jan Foitzik)* ..... S. 139

Von der Reichsgründungszeit bis zur Kaiserlichen Sozialbotschaft (1867–1881). Bd. 2: Von der Haftpflichtgesetzgebung zur ersten Unfallversicherungsvorlage. Bearb. von Florian Tennstedt und Heidi Winter, Stuttgart 1993;
Von der Kaiserlichen Sozialbotschaft bis zu den Februarerlassen Wilhelms II. (1881–1890). Bd. 2, 1. Teil: Von der zweiten Unfallversicherungsvorlage bis zum Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884. Bearb. von Florian Tennstedt und Heidi Winter, Stuttgart 1995;
Die Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren des Kaiserreichs (1905–1914). Bd. 3, 1. Teil: Das Jahr 1907. Bearb. von Hansjoachim Henning und Uwe Sieg, Stuttgart 1995:
Die Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren des Kaiserreichs (1905–1914). Bd. 3, 2. Teil: Das Jahr 1908. Bearb. von Hansjoachim Henning und Uwe Sieg, Stuttgart 1995 *(Peter Rütters)* ..... S. 140

Eun-Jun Lee, Der soziale Rechtsstaat als Alternative zur autoritären Herrschaft. Zur Aktualisierung der Staats- und Demokratietheorie Hermann Hellers, Berlin 1994 *(Klaus Riebschläger)* ..... S. 143

The Ideas of Leon Trotsky. Ed. by Hillel Ticktin and Michael Cox, London 1995 *(Gerd Placke)* ..... S. 144

Sabine Hering und Kurt Schilde, Kampfname: Ruth Fischer. Wandlungen einer deutschen Kommunistin, Frankfurt a. M. 1995 *(Mario Keßler)* ..... S. 145

Karl Laske, Ein Leben zwischen Hitler und Carlos: François Genaud, Zürich 1996 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* ..... S. 147

Hubert Kiesewetter, Das einzigartige Europa. Zufällige und notwendige Faktoren der Industrialisierung, Göttingen 1996 *(Thomas Welskopp)* ..... S. 148

Mikropolitik im Unternehmen. Arbeitsbeziehungen und Machtstrukturen in industriellen Großbetrieben des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Karl Lauschke und Thomas Welskopp, Essen 1994 *(Rüdiger Hachtmann)* ..... S. 150

Christina von Hodenberg, Die Partei der Unparteiischen. Der Liberalismus der preußischen Richterschaft 1815–1818/49, Göttingen 1996;
1848/49. Revolutionen in Ostmitteleuropa. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 31. 11.–1. 12. 1990. Hrsg. von Rudolf Jaworski und Robert Luft, München 1996 *(Rüdiger Hachtmann)* ..... S. 152

Aufbruch in die Bürgerwelt. Lebensbilder aus Vormärz und Biedermeier. Hrsg. von Helmut Bock und Renate Plöse, Münster 1994 *(Manfred Jehle)* ..... S. 156

Klaus Rother, Die Reichsversicherungsordnung 1911. Das Ringen um die letzte große Arbeiterversicherungsgesetzgebung des Kaiserreichs unter besonderer Berücksichtigung der Rolle der Sozialdemokratie, Aachen 1994 *(Günther Schulz)* ..... S. 157

Thomas Kurz, Feindliche Brüder im deutschen Südwesten. Sozialdemokraten und Kommunisten in Baden und Württemberg von 1928 bis 1933, Berlin 1996 *(Hermann Weber)* ..... S. 158

Ansichten zur Geschichte der DDR. Bd. 1–4. Hrsg. von Dietmar Keller, Hans Modrow und Herbert Wolf, Bonn und Berlin 1993/94;
Die Partei hatte immer recht. Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur. Hrsg. von Bernd Faulenbach, Markus Meckel und Hermann Weber, Essen 1994;
Hure oder Muse? Klio in der DDR. Dokumente und Materialien des Unabhängigen Historiker-Verbandes. Hrsg. von Rainer Eckert, Ilko-Sascha Kowalczuk und Isolde Stark, Berlin 1994;
Zwischen Parteilichkeit und Professionalität. Bilanz der Geschichtswissenschaft der DDR. Hrsg. von Konrad H. Jarausch, Berlin 1991 *(Jochen Lippstreu)* ..... S. 160

Arbeiterbewegung und nationale Frage in den Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie. Hrsg. von Helmut Konrad, Wien und Zürich 1993 *(Rolf Wörsdörfer)* ..... S. 163

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE..... S. 166

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN..... S. 168

PROJEKTFRAGEBOGEN ..... S. 171

Anzeige

IWK-Inhaltsverzeichnis

Das jetzt bereits in zweiter Ausgabe in Form einer Computerdatenbank vorliegende IWK-Inhaltsverzeichnis erschließt mit seinen etwa 5350 Datensätzen **alle Beiträge einschließlich der Rezensionen und Kurzanzeigen, die in den Jahrgängen 1–32 (1965–1996) der IWK erschienen sind.**

Zur Installation und Ausführung des IWK-Inhaltsverzeichnisses sind erforderlich: ein PC mit mindestens 386er-Prozessor, ein 3,5-Zoll-Diskettenlaufwerk, 4 MB RAM, 4,5 MB freier Festplattenspeicher, Windows 3.1 und MS-DOS ab Version 3.1 bzw. Windows 95.

Preise bei Neubestellung: 98,– DM (Deutschland sowie andere EU-Länder ohne USt-IdNr.) bzw. 85,22 DM (andere EU-Länder mit USt-IdNr. sowie Länder außerhalb der EU) zuzüglich Versandkosten (Deutschland 5,– DM, europäisches Ausland 10,– DM, außereuropäisches Ausland 18,– DM)
Updatepreise für Besitzer der ersten Version des IWK-Inhaltsverzeichnisses: 25,– DM (Deutschland sowie andere EU-Länder ohne USt-IdNr.) bzw. 21,93 DM (andere EU-Länder mit USt-IdNr. sowie Länder außerhalb der EU) zuzüglich Versandkosten (Deutschland 5,– DM, europäisches Ausland 7,– DM, außereuropäisches Ausland 12,– DM)

Bestellungen bitte an:

Dr. Hans Theissen
Lektorat – Satzherstellung – Beratung
Danziger Straße 219, D-10407 Berlin
Fax: 030/42 16 11 63 (aus dem Ausland: +49 30 42 16 11 63)

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Petra Bock, Dipl.-Pol., Doktorandin im Forschungsprojekt „Strafjustiz und DDR-Vergangenheit" an der Humboldt-Universität zu Berlin, Lüderitzstraße 68, D-13351 Berlin.

Thomas Franz, Dipl.-Pol., Promotionsstipendiat des Graduiertenkollegs „Das neue Europa" am FB Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin.

Franz-Josef Hutter, M. A., Redakteur des „Jahrbuchs für Historische Kommunismusforschung", Universität Mannheim, MZES-AB IV, Postfach, D-68131 Mannheim.

Ottokar Luban, Historiker, Eisenacher Straße 43, D-10823 Berlin.

Hartmut Rübner, Dipl.-Pol., Doktorand am FB 8 Soziologie der Universität Bremen, Bremervörder Straße 60a, D-28219 Bremen.

Henryk Skrzypczak, Dr. phil., Herausgeber der IWK, Carstennstraße 36, D-12205 Berlin.

Ute Speck, Dr. phil., DAAD-Lektorin an der Katholischen Universität Lublin, Sekcja Filologii Germanskiej, al. Raclawickie 12–14, PL-20-950 Lublin.

Feliks Tych, Prof. Dr., Direktor des Jüdischen Historischen Instituts, Warschau, ul. Tłomackie 3/5, PL-00-090 Warszawa.

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K 078, D-12249 Berlin
Telefon: 030/7792-412 (G. Krüschet); -414 (F. J. Frohn); Telefax: 030/7759685

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE 811 304768

Vertrieb: FSP GmbH, Müllerstraße 163, D-13353 Berlin

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise ab 1. 1. 1988: Einzelheft DM 20,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,–, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,–, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: DM 5,–, Ausland: DM 12,–). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/150101 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahrs (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974) bis Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, und Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt DM 5,– pro Heft bzw. DM 20,– pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1. 5. 1990.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Herstellung: Dr. Hans Theissen, Danziger Straße 219, 10407 Berlin
Druck: Kupijai & Prochnow, Blücherstraße 22, 10961 Berlin

Lebens-, Arbeits- und gewerkschaftliche Organisationsbedingungen chinesischer Seeleute in der deutschen Handelsflotte

Der maritime Aspekt der Ausländerbeschäftigung vom Kaiserreich bis in den NS-Staat

Von Hartmut Rübner

„Die sichtbarsten Spuren, die die Unterschichten in den historischen Berichten hinterlassen haben", bemerkt der Soziologe Barrington Moore in seiner Studie über die sozialen Ursachen von Unterordnung und Widerstand, „resultieren aus den Problemen, die sie den Herrschenden bereitet haben." Diese Einschätzung hat Moore an anderer Stelle weitergeführt, indem er resümiert: „Diejenigen, die ihr Schicksal geduldig ertragen, finden nicht den Weg in die Geschichtsbücher, selbst nicht in die unbedeutenden und langweiligen."[1] Denjenigen, die diese Leidensfähigkeit zum Aktivposten ihrer Geschäftspolitik machten, so ließe sich das Gesamtbild im Hinblick auf das im folgenden zu behandelnde Thema vielleicht ergänzen, wurden ihre Leistungen vielfach in Form hochglanzillustrierter Fachliteratur und Festschriften bescheinigt. Denn über einen Mangel an Schiffahrtsgeschichten, in denen von unternehmerischen Pioniertaten und von gelungenen Expansionsbestrebungen berichtet wird, ist sicher nicht zu klagen. Die komplexen Konstruktionen imposanter Ozeanriesen, die Firmenpolitik international verflochtener Schiffahrtskartelle, die Biographien ehrfurchteinflößender Reederpatriarchen und die Führungsqualitäten sturm- und kriegserprobter Kapitäne boten für die erkenntnisleitenden Forschungsinteressen attraktivere Projektionsflächen als die Lebens- und Arbeitsbedingungen in den Mannschaftslogis und Maschinenräumen.

Daher kann es auch nicht weiter verwundern, daß die Geschichte der asiatischen Seeleute in der deutschen Handels- und Passagierschiffahrt, wie diejenige der nichtdeutschen Besatzungen an Bord deutscher Schiffe in der Zeit des Kaiserreichs und der Weimarer Republik überhaupt, bislang ein ungeschriebenes Kapitel der maritimen Historie ist.[2] Aber auch in den Standardwerken zur historischen Migrations- und Arbeits-

1 Barrington Moore, Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen von Unterordnung und Widerstand, Frankfurt a. M. 1987, S. 315 und S. 347.

2 Einschlägige Untersuchungen liegen z. B. über die britische Schiffahrt vor. Vgl. dazu Jacqueline Jenkinson, The Glasgow Race Disturbances of 1919, in: Race and Labour in Twentieth-Century Britain. Hrsg. von Kenneth Lunn, London 1985, S. 43–67; Neil Evans, Regulating the Reserve Army: Arabs, Blacks and the Local State in Cardiff, 1919–45, in: Race and Labour ..., a. a. O., S. 68–115; Paul Gordon und Danny Reilly, Guestworkers of the Sea: Racism in British Shipping, in: Race and Class. A Journal of Black and Third World Liberation, Jg. 28 (1986), Nr. 2, S. 73–82; Kenneth Lunn, The Seamen's Union and 'Foreign' Workers on British and Colonial Shipping, 1890–1939, in: Bulletin of the Society for the Study of Labour History, Jg. 55 (1988), Nr. 3, S. 5–13; Laura Tabili, "We ask for British Justice". Workers and Racial Difference in Late Imperial Britain, Ithaca und London 1994; dies., The Construction of Racial Difference in Twentieth-Century Britain. The Special Restriction (Coloured Alien Seamen) Order, 1925, in: Journal of British Studies, Jg. 33 (1994), S. 54–98; ferner dies., "Keeping the Natives under Control". Race Segregation and the Domestic Dimensions of Empire, 1920–1939, in: International Labor and Working-

wanderungsforschung[3] werden Interessierte vergeblich nach Hinweisen über die ausländischen Arbeitskräfte in der deutschen Seeschiffahrt suchen. Im Gegensatz zu den polnischen Saisonarbeitern gerieten die ausländischen Seeleute nicht zu einem exponierten Gegenstand gesellschaftspolitischer Diskurse oder gar zeitgenössischer sozialwissenschaftlicher Interessen.[4]

Eine Untersuchung der besonderen Lebenslage des farbigen Schiffspersonals an Bord deutscher Handelsschiffe muß sich auf ein Quellenmaterial stützen, das mit einseitigen Voreingenommenheiten und Werturteilen durchsetzt ist. Hinweise auf die ausländischen Arbeitskräfte schlugen sich, wie eingangs erwähnt, in den Archiven und Publikationen vor allem in den Momenten nieder, wenn man diesen Personenkreis als einen negativen Faktor oder gar als Fremdkörper und Eindringlinge auf dem Arbeitsmarkt empfand. Zuverlässige Zahlenangaben, die empirisch fundierte Aussagen für die Zeit des Kaiserreichs ermöglichen, sind vor allem den statistischen Materialien der Seemannsämter zu entnehmen. Der umfangreiche Bestand an Musterungsprotokollen der lokalen Schifffahrtslinien im Bremer Staatsarchiv, das stichprobenweise hinzugezogen wird, bietet eine zusätzlich Quelle, aus der sich detaillierte Hinweise über die Herkunft, das Durchschnittsalter und die Fluktuation der chinesischen Seeleute ermitteln lassen. Die erhaltenen Berichte der Konsulate im Ausland reflektieren zwar in der Regel die Probleme der maritimen Arbeitsbeziehungen aus der Perspektive der deutschen Administration, darüber hinaus erlauben sie jedoch aufschlußreiche Einblicke in die Beschäftigungsbedingungen und das Verhältnis zwischen den einheimischen (chinesischen) und ausländischen (europäischen/deutschen) Arbeitskräften in Übersee. Abseits der Arbeit an Bord blieben etwaige Kontakte der farbigen Seeleute mit der europäischen Landbevölkerung aufgrund des eingeschränkten Landaufenthaltsrechts in den deutschen Häfen und der sprachlichen Schwierigkeiten allenfalls sporadische Ausnahmen, die sich zudem nicht in Form schriftlich fixierter Zeugnisse niedergeschlagen haben.

Die überlieferten Quellen dokumentieren in erster Linie die subjektiven Interessenlagen der jeweils involvierten Instanzen: Regierungsvertretungen, Unternehmerverbände

[Forts. von Anm. 2]
Class History, Jg. 44 (1993), S. 64–78; sowie Ethnic Labour and British Imperial Trade. A History of Ethnic Seafarers in the UK. Hrsg. von Diana Frost, London 1995.

3 Siehe dazu: Auswanderer – Wanderarbeiter – Gastarbeiter. Bevölkerung, Arbeitsmarkt und Wanderung in Deutschland seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Klaus Jürgen Bade (u. a.), 2 Bde., Ostfildern 1984; Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Klaus Jürgen Bade, München 1992; Knuth Dohse, Ausländische Arbeiter und bürgerlicher Staat. Genese und Funktion von staatlicher Ausländerpolitik und Ausländerrecht. Vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik Deutschland, Königsstein/Ts. 1981; Ulrich Herbert, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Berlin und Bonn 1986.

4 Dies ist wiederum mit den sozialpolitischen Kategorien der Migrationsforschung zu erklären, da bei den ausländischen Seeleuten z. B. die gesetzlichen Reglementierungen bezüglich des Aufenthaltsrechts und der Einwanderung nicht zur Anwendung kommen. Somit entgehen diese der Aufmerksamkeit einer relativ neuen Fachdisziplin. Zudem fehlt es dieser Forschungsrichtung bisher noch an „Lokal- und Regionalstudien beziehungsweise nationalitätenspezifische[n] Arbeiten [...] und auch Untersuchungen über einzelne Branchen". So René Del Fabbro, Wanderarbeiter oder Einwanderer? Die italienischen Arbeitsmigranten in der Wilhelminischen Gesellschaft, in: Archiv für Sozialgeschichte, Jg. 32 (1992), S. 207–229, hier S. 209. Eine Ausnahme bildet die Studie von Karl Marten Barfuß, „Gastarbeiter" in Nordwestdeutschland 1884–1918 (= Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 52), Bremen 1986, in der das farbige Maschinenhilfspersonal berücksichtigt wird. Vgl. a. a. O., S. 76–78.

und Gewerkschaften. Vor dem Hintergrund dieser hinsichtlich der tendenziösen Quellen nicht unproblematischen Ausgangsbedingungen soll im folgenden versucht werden, die soziale Geschichte der chinesischen Seeleute zu rekonstruieren, ohne diese lediglich als variable Zahlengrößen erscheinen zu lassen. Der Aufsatz konzentriert sich auf die Arbeitsverhältnisse des chinesischen Maschinenpersonals, das im Bereich der deutschen Überseelinien Anstellung fand. Die Reaktion der beteiligten Interessenverbände auf diese Arbeitskräfte wird ausführlich wiedergegeben. Damit soll ein sozialgeschichtlicher Beitrag zur Erforschung von Fremdenfeindlichkeit und Rassismus geleistet werden.

1. „Ein Gebot der Menschlichkeit": Chinesische Seeleute auf deutschen Schiffen vor dem Ersten Weltkrieg

Die Praxis, chinesische Hilfskräfte für deutsche Schiffe anzuwerben, reicht bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück und blieb zunächst auf die Küstenschiffahrt in den ostasiatischen Gewässern beschränkt.[5] Um den Handel mit Reis, Tee, Wolle, Kohle, Vieh und den saisonbedingten Transport von Arbeitskräften (sog. „Kulifahrt") im ostasiatischen Seegebiet auszuweiten, verabschiedete die chinesische Regierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die gesetzlichen Voraussetzungen für die Zulassung ausländischer Flaggen in der Küstenschiffahrt. Von den chinesischen Handelsleuten wurden die hinsichtlich der Frachtkapazitäten und Fahrgeschwindigkeiten konkurrenzlos vorteilhafteren Dampfer der ausländischen Reedereien bald den einheimischen Dschunken vorgezogen, so daß die zumeist in Hongkong ansässigen Niederlassungen der europäischen Reedereien von der wind- zur dampfbetriebenen Schiffahrt umzudisponieren begannen. Unter starker Beteiligung deutscher Unternehmen entwickelte sich in den 1890er Jahren „in den chinesischen Gewässern eine rege Dampfschiffahrt".[6]

Als die billigere japanische und amerikanische Konkurrenz im Chinesischen Meer die deutsche Trampschiffahrt in den späten neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts allmählich verdrängten, rekrutierten die Bremer Reedereien „Rickmers" und „Norddeutscher Lloyd" (NDL) auf ihren Liniendiensten zwischen Europa und China ab 1891 verstärkt asiatisches Maschinenhilfspersonal.[7] In einer Übergangsphase wurde die strapaziöse Fahrt durch das Rote Meer zwischenzeitlich mit zusätzlich für Einzelfahrten angeworbenen arabischen Hilfsheizern bewältigt.[8]

5 Vgl. Otto J. Seiler, Einhundert Jahre Ostasienfahrt der HAPAG-Lloyd AG 1886–1986, Hamburg und Bremen 1986, S. 25, S. 29–31 und S. 70–78; Hans-Jürgen Witthöft, Ostasiatische Küstenfahrt, Teil I: Der NDL, in: Schiff und Zeit, Jg. 23 (1986), S. 9–18 und Teil II: Die HAPAG, in: a. a. O., Jg. 24 (1986), S. 15–21.

6 Arnold Kludas, Die Geschichte der deutschen Passagierschiffahrt, Bd. II: Expansion auf allen Meeren 1890 bis 1900, 2. Aufl., Augsburg 1994, S. 38. Über sechzig Bremer Reedereien unterhielten bis zum Ersten Weltkrieg Beziehungen zu Fernost. Allein 1891 befuhren 136 Bremer Schiffe die chinesischen und japanischen Küstenverkehrsrouten sowie 171 die ostindischen Kontinentalverbindungen. Vgl. Dieter Glade, Bremen und der Ferne Osten (= Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 34), Bremen 1966, S. 73 ff.

7 Die Hamburg-Amerikanische Pa(c)ketfahrt Aktien-Gesellschaft (HAPAG) nahm erst 1898 ihren Ostasiendienst auf.

8 Der Dampfer „Preussen" fuhr ab 1888 mit arabischen Trimmern und chinesischen Stewards. Im Januar 1891 wurden dann die ersten vier chinesischen Kohlenzieher und im Oktober weitere 21 chinesische Heizer

Die für dauerhafte Beschäftigungsverhältnisse notwendigen rechtlichen Grundlagen waren sowohl auf der Reichs- als auch auf der Regionalebene frühzeitig geschaffen worden, so daß der Anheuerung chinesischer Hilfskräfte keine gesetzlichen Schranken im Wege standen.[9] Dementsprechend tauschte die „Deutsche Dampfschiffahrts-Gesellschaft ‚Hansa'" (DDG „Hansa"), die seit 1888 die ostasiatische Küstenschiffahrt betrieb, als eine der ersten Bremer Reedereien ihre Schiffsbesatzungen zu bis zu 80 Prozent aus, wobei man die „sogenannten Wasser-Chinesen" favorisierte, „die ihren Erwerb ausschließlich auf dem Wasser suchen". Dagegen seien die „Südchinesen und die Chinesen, welche in Bangkok ansässig sind, bekannt wegen Meutereien und Gewalttätigkeiten, und allgemein hütet man sich, diese Rasse an Bord zu nehmen".[10] Die Verantwortlichen der „Rickmers Reismühlen, Rhederei und Schiffbau A. G.", welche 1896 einen regulären Fracht- und Personenverkehr mit China einrichteten, wußten in der sozialdarwinistischen Rhetorik industrieller Kolonialherren ähnliches zu berichten: „Die Hongkong-Coolies sind anerkannt vorzügliche Arbeiter." Von daher würde es „selbstredend keiner Reederei einfallen, ihre farbige Mannschaft in Bangkok anzumustern, wo bekanntermaßen der ganze Ausschuß von China vertreten ist".[11] Vielfach deckten die Schiffahrtsunternehmen den Bedarf an Arbeitskräften mit einem niedrigeren Anforderungsprofil in küstenferneren Regionen, da sich die Hilfskräfte aus dem bäuerlichen Sozialisationsmilieu einer ländlichen Standesgesellschaft („shen-shih") als bei weitem anspruchsloser erwiesen als diejenigen, die über einen großstädtisch-maritimen Erfahrungshorizont verfügten.[12] In welchem Ausmaß die Reeder schon in den 1890er Jahren auf asiatisches Personal zurückgriffen, verdeutlicht Tabelle 1. In Relation zu den übrigen schiffahrttreibenden Regionen gesetzt, ergibt diese Aufstellung eine nahezu gleichmäßige Verteilung des farbigen Schiffspersonals in der deutschen Kauffahrteiflotte.

Von den 3000 bei der Seeberufsgenossenschaft registrierten Schiffen mit einer Besatzungsstärke von insgesamt 47 780 Seeleuten wurden im Jahr 1902 insgesamt 4828

[Forts. von Anm. 8]
sowie ein Koch angemustert. Staatsarchiv Bremen (künftig zitiert: StAB) 4,24-F. No. 666 I: Musterrolle der Mannschaft des deutschen Dampf-Schiffes „Preussen".

9 StAB 4,24-B.1.l.: Schreiben des Bremer Seemannsamts Nr. 4174.VI vom 16. Juli 1891. Farbige Mannschaften durften demnach, außer für die transozeanische Fahrt, für einen Beschäftigungszeitraum von bis zu sechs Monaten in europäischen Gewässern angemustert werden. Das Reichskanzleramt hatte der Einstellung farbiger Seeleute nach Konsultierung einiger Gutachten bereits um die Jahreswende 1889/90 im Grundsatz zugestimmt.

10 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 5): Schreiben der Deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaft „Hansa" an die Handelskammer Bremen vom 20. Februar 1897.

11 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 7): Mitteilung der „Rickmers Reismühlen Reederei und Schiffbau AG", Bremerhaven an die Handelskammer Bremen vom 15. Februar 1897. Die Reedereien sanktionierten damit offenbar einen seit Jahrhunderten tradierten Randgruppenstatus der südchinesischen Minderheit in der Sozialstruktur der gesamtchinesischen Bevölkerung. Vgl. Wolfgang Rudolph, Die Hafenstadt. Eine maritime Kulturgeschichte, Oldenburg, München und Hamburg 1980, S. 199 ff.

12 Daß sich diese Praxis langfristig durchsetzen konnte, lag sicher auch an der Notwendigkeit, die Seefahrt als eine Subsistenzmöglichkeit zu nutzen, denn die ländliche Bevölkerung der asiatischen Länder war bestrebt, sich eine Einkommensquelle außerhalb der Ernteperioden zu sichern. Vgl. James L. Mowat, Seafarers' Conditions in India and Pakistan (publiziert vom International Labour Office), Geneva 1949, S. 4; Sibylle Küttner, „Farbige Seeleute" auf deutschen Handelsschiffen zur deutschen Kaiserzeit (Magisterarbeit), Hamburg 1996, S. 17 ff.

Tabelle 1: Übersicht über die Verwendung asiatischer Mannschaften auf deutschen Dampfschiffen (Stand: 1. Januar 1897)

Heimathafen der Schiffe	deutsche Dampfschiffe insges.	Anzahl der Dampfschiffe mit asiatischer Besatzung	Besatzungsstärke der deutschen Dampfschiffe insgesamt	Besatzungsstärke der Schiffe mit asiatischer Mannschaft	davon asiatische Besatzung	Anteil der asiatischen Besatzung in Prozent
Preußen (= Schleswig-Holstein)	.	23	5594	565	441 (78%)	7,88
Hamburg	.	66	12271	2485	1115 (44,7%)	9,09
Bremen	.	28	7498	1369	685 (50%)	9,14
insgesamt	1127 100%	117 (10,4%)	26254 (inkl. 891 übrige)	4419 100%	2241 (50,5%)	8,54

Quelle: StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 13 und Bl. 14): Reichsamt des Inneren (III 4607)

(10,1 Prozent) farbige und 3918 weiße Ausländer gezählt. Von den farbigen Mannschaften stellten die Chinesen mit 3082 Personen dabei den Hauptanteil.[13]

Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges stieg das Kontingent der farbigen Arbeitskräfte in der Schiffahrt von 6020 Beschäftigten (Jahresende 1907) auf 8023 (Jahresende 1912). Bei etwa stagnierenden Prozentanteilen (11,2 Prozent im Jahr 1907 und 11,1 Prozent 1912) verlief die quantitative Aufwärtsentwicklung parallel zur insgesamt expandierenden Schiffahrtsindustrie. Ende 1912 waren von den 3717 deutschen Dampf- und Segelschiffen mit einer Gesamtbesatzungsstärke von 72072 insgesamt 207 Schiffe teilweise mit farbigem Personal besetzt.[14] Damit schienen die „ethnische[n] Ersetzungsprozesse" unter Zuhilfenahme der „jeweils verfügbaren billigsten und willigsten Weltbevölkerungsgruppen"[15] selbst unter den verschärften Wettbewerbsbedingungen an arbeitsorganisatorische Grenzen zu stoßen. Andererseits konnten mit dem farbigen Schiffspersonal allein die enormen Desertionsraten und Abwanderungsbewegungen deutscher Seeleute nicht einmal ausgeglichen werden, wie englische und US-amerikanische Quellen belegen.[16]

Im Vergleich zum Bedienungspersonal (15,6 Prozent) und den Decksmannschaften (20,8 Prozent) ersetzten die Bremer Reedereien die Heizer und Trimmer auf ihren Asienlinien jeweils nahezu vollständig (97,3 Prozent).[17] Ein wesentlicher Grund für den geringeren Substitutionsgrad des Bedienungspersonals waren die protektionistischen Auflagen des Postdampfersubventionsgesetzes von 1885, das dem „Norddeutschen Lloyd" hinsichtlich der Anmusterung ausländischer Arbeitskräfte lediglich Ausnahmen gestattete.[18] Als der zunächst auf fünfzehn Jahre befristete Subventionsvertrag zwischen der Reichsregierung und dem NDL „über die Einrichtung und Unterhaltung deutscher

13 Es folgen die Inder: 1217; Malayen: 210; Schwarze: 205 und 88 Südseeinsulaner. Vgl. Wilhelm Prüsse, Der Seemannsberuf und die Problematik seines Arbeitseinsatzes und der Nachwuchslenkung (= Hamburger Wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Schriften, H. 44), Rostock 1940, S. 46–48, Anm. 33.

14 Das Gros der 8023 Besatzungsangehörigen, die sich aus 4487 Maschinen-, 2330 Decks- und 1206 Bedienungspersonal zusammensetzten, bestand nach Angaben des Seemannsamts Hamburg aus Chinesen und Indern. Siehe Erich Schrötter, Arbeitgeber und Arbeitnehmer in der Seeschiffahrt. Eine wirtschaftswissenschaftliche Studie auf Grund deutscher und englischer Verhältnisse, Rechts- u. staatswiss. Diss., Kiel 1923, S. 69, Anm. 3; desgl., Dampfersubvention – Kulifrage – Reederterror, in: Die Schiffahrt. Organ für die Interessen der Seeleute, Binnenschiffer und Flößer Deutschlands, Jg. 17 (1914), Nr. 10 (Beilage).

15 Karl Marten Barfuß, a. a. O., S. 78.

16 In der britischen Handelschiffahrt waren 1896 5167 Deutsche beschäftigt. Hartmut Simon, Die Internationale Transportarbeiter-Föderation. Möglichkeiten und Grenzen internationaler Gewerkschaftsarbeit vor dem Ersten Weltkrieg, Essen 1993, S. 39. Unter den 198024 auf US-amerikanischen Schiffen fahrenden Besatzungsangehörigen befanden sich 1913 insgesamt 9185 deutsche Seeleute. Vgl. Erich Schrötter, Arbeitgeber und Arbeitnehmer in der Seeschiffahrt ..., S. 32 f., Anm. 1. Die Abwanderung deutscher Seeleute ist primär auf das höhere Lohnnvieau und die besseren Arbeitsbedingungen auf den ausländischen Schiffen zurückzuführen. Die von Max Weber zeitweise vertretene „Verdrängungstheorie", nach der die deutschen Arbeiter von den anspruchlosen Ausländern zur Abwanderung gezwungen würden, ist angesichts der internationalen Arbeitsmarktzusammenhänge im maritimen Wirtschaftssektor unhaltbar.

17 Errechnet nach StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 242 (Bl. 12): Angaben des Seemannsamtes Bremen.

18 Der Vertrag über die Einrichtung und Unterhaltung deutscher Postdampfschiffsverbindungen mit Ostasien und Australien (Druck: Bremen 1885) vom Juli 1885 verpflichtete den NDL zum Gebrauch deutscher Kohle und zur Verwendung von auf deutschen Werften gebautem Schiffsmaterial. Detailliert wurden außerdem Fahrtrouten und -intervalle, Anlaufhäfen und die Durchschnittsgeschwindigkeit (zwölf Knoten) festgelegt. In Art. 19 hieß es zur Frage des Personaleinsatzes: „Die von dem Norddeutschen Lloyd für den Betrieb der Postdampferlinien angestellten Personen, einschließlich der in ausländischen Plätzen bestellten Agenten, sollen, soweit durch besondere Verhältnisse nicht Ausnahmen geboten sind, deutsche Reichsangehörige sein." Vgl. a. a. O., S. 13.

Postdampfschiffsverbindungen mit Ostasien und Australien" zur Verlängerung anstand, gerieten die asiatischen Seeleute jedoch in den Bereich des öffentlichen Interesses, da inzwischen publik geworden war, daß der NDL, entgegen den vereinbarten Beschränkungen, auf seinen Postdampferlinien das deutsche Maschinenpersonal schon seit 1891 schrittweise auszuwechseln begonnen hatte.[19] „Nicht nur von sozialdemokratischer Seite" wurde bald im Reichstag über die farbigen Mannschaften geklagt, wegen deren „Verwendung" auch die deutschen Heuern drastisch zurückgegangen seien.[20] Trotz einiger Vorbehalte gegenüber den kolonialpolitischen Motiven der Postdampfersubventionierung stimmte die SPD – sicherlich auch aus Rücksicht auf die gewerkschaftliche Interessenlage – für eine revidierte Gesetzesvorlage, welche die Sonderstellung der asiatischen Seeleute nun präzisierte und ausdehnte: „Farbige Mannschaften dürfen auf der australischen Hauptlinie überhaupt nicht, auf der chinesischen und japanischen Hauptlinie aber nur für den Dienst in den Maschinen- und Kesselräumen insoweit verwendet werden, als die Verwendung europäischer Mannschaften aus gesundheitlichen Rücksichten untunlich ist." In der endgültigen Fassung wurde indessen in einem Nachtrag auch diese Restriktion aufgehoben: „In Gemäßheit einer späteren Genehmigung des Herrn Reichskanzlers ist der Artikel 31, Abs. 2, dahin erweitert worden, daß auf der ostasiatischen Linie außer der vorerwähnten farbigen Mannschaft auch für den Dienst als Waschleute, Aufwäscher, Pantrygehilfen und Offiziersstewards farbige Mannschaften Verwendung finden können."[21]

Mit der subventionierten Anschubfinanzierung einer für den Passagierverkehr zunächst unrentablen Linienroute war eine wesentliche Grundbedingung für den Aufbau einer verkehrstechnischen Infrastruktur im ostasiatischen Wirtschaftsraum geschaffen worden. Was zunächst zur Durchsetzung imperialer Kolonialbestrebungen gedacht war, erschloß den deutschen Reedereien einen expandierenden Fracht- und Passagiermarkt.[22]

Ein Teil der eingesparten Heuern des mittlerweile ausgetauschten deutschen Personals reinvestierten die Unternehmer in zusätzliches Heizpersonal, um insofern den arbeitsintensiven Betrieb der Dampfkessel effizienter und personalgünstiger zu gestalten. Im Verhältnis zu den weißen Seeleuten erhielten die chinesischen Heizer ca. 50 Prozent und die chinesischen Trimmer 41,5 Prozent niedrigere Heuern.[23] Ein Vergleich des Heuerniveaus der farbigen Hilfskräfte auf deutschen Schiffen ergibt hinsichtlich der einzelnen

19 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 5): Schreiben des NDL an die Handelskammer Bremen vom 13. Februar 1897.

20 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 1): Mitteilung des Reichsamts des Inneren, Berlin vom 8. Januar 1897. Tatsächlich sanken die Heuern in der Zeit zwischen 1891 und 1895 in Bremen von 56,52 M. auf 54,42 M. und in Hamburg von 59,95 M. auf 50,48 M. Vgl. ebda.

21 Siehe den Vertrag über die Unterhaltung deutscher Postdampfschiffsverbindungen mit Ostasien und Australien vom Oktober 1898 zwischen dem Reichkanzler Fürst zu Hohenlohe und dem NDL, in: Paul Neubaur, Die deutschen Reichspostdampferlinien nach Ostasien und Australien in zwanzigjährigem Betriebe, Berlin 1906, S. 215–233, hier S. 228 (Art. 31).

22 1913 besaß die deutsche Handelsflotte einen Anteil von 89,8 Prozent im Seeverkehr nach Ostasien. Siehe Erich Becker, Deutsche Überseeschiffahrt. Der Schicksalsweg der deutschen Überseereederei von überragender Weltmachtstellung zu gewaltsamer Zerschlagung und das Werk ihrer Neuschöpfung (= Heidelberger Studien aus dem Institut für Sozial- und Staatswissenschaften, Bd. III, H. 4), Heidelberg 1933, S. 18.

23 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 12): Vergleich der Heuern asiatischer und europäischer Schiffsmannschaften auf Bremer Schiffen (Stand 1. Januar 1897). Die Heuern des chinesischen Bedienungspersonals lagen 40 Prozent unter den europäischen Standards.

Reedereien ein beinahe einheitliches Lohnniveau. Die überdurchschnittlichen Zahlungen, die der NDL den europäischen Seeleuten einräumte, gab das Unternehmen an die chinesischen Besatzungen nicht weiter. Auch die aufgrund der unterschiedlichen Fahrtdauer in der Küsten- und Überseefahrt anders gearteten Arbeitsbelastungen schlugen sich, anders als es tarifvertraglich für die europäischen Seeleute geregelt war, in den Heuern der Chinesen ebenfalls nicht nieder.

Der Anteil der zusätzlichen Neueinstellungen betrug unter den Mannschaftsdienstgraden im Jahr 1897 bei der Indienfahrt der „Hansa" 59 Prozent, bei deren ostasiatischer Küstenfahrt 10 Prozent, bei den Ostasiendiensten des NDL 23 Prozent und der Rickmers-Reederei 21,8 Prozent.[24] Trotz dieser Personalaufstockung konnte das reale Gesamtlohnaufkommen zwischen 10 und 27,6 Prozent gesenkt werden. Diese reduzierten Heuerbeträge konnten somit, wie bereits aufgezeigt, zugunsten einer extensiven Arbeitsauslastung für den Primärantrieb der Dampfer eingesetzt werden.

Wenngleich die ungünstigen klimatischen Bedingungen gewöhnlich als Argument für die Verwendung indischer und chinesischer Arbeitskräfte in der Ostasienfahrt dienten,[25] reklamierte der NDL schon vor dem Ersten Weltkrieg einen „empfindliche[n] Mangel" an „tüchtigen, soliden und brauchbaren deutschen Heizern und Kohlenziehern". Für den Austausch der chinesischen Heizer auf den südamerikanischen Fahrtrouten[26] sowie einigen Dampfern der Levantelinie seit 1907/8 sei das unzuverlässige deutsche Personal nicht zuletzt selbst verantwortlich. „Ein großer Teil der europäischen Heizer, insbesondere der Kohlenzieher", kritisierte der NDL gegenüber der Bremer Handelskammer, „setzt sich aus Elementen zusammen, welche im Leben Schiffbruch erlitten haben, den Anforderungen des Dienstes nicht gewachsen sind, mit sozialistischen Ideen an Bord kommen, sich von der Arbeit soviel wie möglich zu drücken suchen, dem Trunke zuneigen und sich leicht zu Widersetzlichkeiten und Ausschreitungen hinreissen lassen, wodurch der Dienst in der Maschine ausserordentlich erschwert wird. Derartige Vorkommnisse sind bei Chinesen völlig ausgeschlossen, da die Leute ihren Dienst in gewissenhafter Weise versehen, auch keinen Alkohol geniessen, sodass sich der Betrieb von Anfang bis Ende der Reise in grösster Ruhe und Ordnung vollzieht."[27]

Realistisch betrachtet, waren diese Verlautbarungen über die Pflichtvergessenheit der einheimischen Seeleute wenig mehr als Zweckargumente, die dazu dienten, diejenigen

24 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 12): Berechnet nach Angaben des Seemannsamtes Bremen vom 20. März 1897.

25 Den Einsatz farbiger Mannschaften bezeichneten reedernahe Kreise als ein „Gebot der Menschlichkeit". Hansa. Deutsche Nautische Zeitschrift, Jg. 37 (1900), Nr. 37, S. 443.

26 Auf der „Pangtong" ex „Norderney" bzw. ex „Elisabeth Rickmers" (1896), beschäftigte der NDL seit Juni 1907 eine chinesische Mannschaft. StAB 4,24-F. No. 1295, No. 1502 und No. 948 I: Musterrolle der Mannschaft des deutschen Dampf-Schiffes „Elisabeth Rickmers".

27 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 21): Mitteilung des NDL an die Handelskammer Bremen vom 24. April 1908 (Abschrift). Die negative Bewertung des europäischen Heizerpersonals entspricht einem zur damaligen Zeit gängigen Stereotyp des Heizerberufs. Paradigmatisch hierfür sind die Ausführungen des Seemannspfarrers Carl Schmidt, Gescheiterte Existenzen. Dunkle Bilder aus dem menschlichen Leben, Gütersloh 1909; desgl. Wilhelm Böhmert, Die Lage der Seeleute im Wesergebiet, in: Die Lage der in der Seeschiffahrt beschäftigten Arbeiter (= Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 104), Leipzig 1903, S. 313–507, hier S. 366; P[aul] Schmidt, Über Hitzschlag an Bord von Dampfern der Handelsflotte, seine Ursachen und seine Abwehr, in: Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene (künftig zitiert: ASTH), Jg. 5 (1901), S. 207–271, hier S. 271.

Entscheidungen, die man aus betriebsökonomischen Gründen nicht unbedingt zum Vorteil der volkswirtschaftlichen Interessenlagen traf, gegenüber den Kritikern auf seiten der Gewerkschaften und der Sozialdemokratie zu rechtfertigen. Hatten die Reeder schon auf die Arbeitskämpfe von 1896 mit einer intensivierten Anwerbung von nichtdeutschem Hilfspersonal reagiert, erklärte der NDL nach den landesweiten Streiks von 1906/07 ostentativ, daß nun auch auf den Linien nach Südamerika, auf denen im Gegensatz zu der durch das Rote Meer führenden Asienroute keine extremen klimatischen Bedingungen bestanden, jetzt chinesische Feuerleute eingesetzt werden sollten.[28] Als der NDL dann 1908 die erste Generation der inzwischen veralteten und unrentablen Postdampfer von der Überseefahrt nach Australien und Ostasien abzog,[29] um sie bis zur endgültigen Außerdienststellung noch auf der Levantelinie einzusetzen,[30] lag es nahe, das kostengünstige chinesische Personal einfach zu übernehmen. Abgesehen von den angeblichen disziplinarischen Defiziten der europäischen Mannschaften, waren es deren bedeutend höhere Heuern, welche die Reeder als belastend empfanden. Auch die arbeitsrechtlichen Bestimmungen, wie etwa das Dreiwachensystem des Maschinenpersonals, behinderten ihrer Meinung nach den Schiffsbetrieb und sollten daher im Gegensatz zur Praxis auf den transatlantischen Routen in der ostasiatischen Küstenfahrt nicht zur Anwendung kommen.[31] Für die stellungsuchenden europäischen Seeleute wirkte sich außerdem die Regelung nachteilig aus, die die farbigen Mannschaften von der gesetzlichen Sozialversicherungspflicht ausschloß, wodurch die sonst anfallenden Lohnnebenkosten einspart werden konnten.[32] Ein bedeutend niedrigerer Krankenstand des asiatischen Personals, den z. B. der NDL im Vergleich zu den europäischen Arbeitskräften mit 13,5 Prozent zu 39,9 Prozent bezifferte, trug zur Verringerung der unfallversicherungsrechtlichen Pflichtleistungen der Reeder bei.[33]

Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs expandierte der NDL nicht zuletzt aufgrund der massiven staatlichen Subventionierung zu einem der international führenden Reedereiunternehmen. An der Konsolidierung dieser Vorrangstellung auf dem nationalen und

28 Vgl. Ursula Winkens, Soziale Lage, rechtliche Rahmenbedingungen und Interessenartikulation der Seeleute im Deutschen Kaiserreich 1872–1914. Ein Beitrag zu einer seemännischen Sozialgeschichte, Phil. Diss., Hamburg 1987, S. 227. Zum Anstieg des Anteils ausländischer Seeleute nach Streikperioden vgl. Sibylle Küttner, „Farbige Seeleute" ..., S. 67 f. und S. 103 (Abb. 5).

29 Die „Hohenzollern" ex „Kaiser Wilhelm II" (1889), bereits seit 1904 auf der Levantelinie eingesetzt, fuhr ab 1905 wieder mit chinesischer Besatzung. StAB 4,24-F. No. 714 IV: Musterrolle der Mannschaft des deutschen Dampf-Schiffes „Hohenzollern", Nr. 218.

30 Vgl. Arnold Kludas, Die Geschichte der deutschen Passagierschiffahrt, Bd. III: Sprunghaftes Wachstum 1900 bis 1914, 2. Aufl., Augsburg 1994, S. 115 f. Dies betraf die Postdampfer „Preussen" (1886), „Sachsen" (1887) und „Bayern" (1887), die 1909 in Italien abgewrackt wurden. Die „Preussen" fuhr ununterbrochen von Dezember 1906 bis Juli 1909 mit chinesischen Feuerleuten. StAB 4,24-F. No. 666: Musterrolle der Mannschaft des deutschen Dampf-Schiffes Preussen, Nr. 235 und Nr. 236.

31 STAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 298 □13.

32 StAB 2.-M.6.e.7.d. Bd. 2: Acta, betr. Erlaß der Bekanntmachungen des Reichskanzlers vom 24. Januar 1893 und 31. Dezember 1894 betreffend die Befreiung vorübergehender Dienstleistungen, insbesondere der farbigen Mannschaften auf deutschen Schiffen von der Invaliditäts- und Altersversicherung (1891, Juli 14 – 1894, Dezember 31). Nach Verordnung vom 24. Januar 1893 (Reichsgesetzblatt Nr. 2, S. 5 vom 28. 1. 1893) wurden farbige Seeleute von der Invaliditäts- und Altersversicherung „befreit". Vgl. a. a. O. (Bl. 47).

33 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 21): Mitteilung des NDL an die Handelskammer Bremen vom 24. April 1908.

dem transkontinentalen Seetransportmarkt hatten die billigen chinesischen Seeleute einen Anteil. Im Dezember des Jahres 1900 betrug die Beschäftigungsquote der farbigen Seeleute auf den Bremer Schiffen insgesamt 18,3 Prozent (2195 von 11 973 europäischen Mannschaften). Doch war der Einsatz der Farbigen vorerst noch auf den Bereich der Ostasienlinien beschränkt.[34]

2. Die Arbeits- und Lebensbedingungen chinesischer Seeleute auf fremden Schiffen

In einem Bericht an das Berliner Reichsamt des Inneren schildert der in Hongkong residierende Konsul Krüger im August 1905 „die Mißstände in der ostasiatischen Küstenschiffahrt": „In Befolgung der Weisungen und um sich die Zufriedenheit ihrer Reeder und Brotherren zu erwerben, legen die Kapitäne es [...] geflissentlich darauf an – wobei zu Ehren derselben gesagt sein soll, oft gegen ihr eigenes menschliches Gefühl –, die Leute auf alle mögliche Art und Weise zu drangsalieren, um ihnen den Dienst zu verleiden und sie von Bord zu treiben; ist doch auf seiten der Arbeitgeber der Wille nicht auf gewissenhaftes Durchhalten des Dienstvertrages, sondern im Gegenteil von vornherein auf Lösung desselben gerichtet. [...] Sind einzelne Leute der Besatzung glücklich mürbe geworden und soweit gebracht, dass sie entweder desertieren oder von sich aus kündigen, indem sie lieber die pekuniären Opfer wochenlangen Anlandliegens auf sich nehmen, als länger unter den unerquicklichen Verhältnissen auszuharren, dann wird, Zug um Zug, chinesischer Ersatz eingestellt, welchem die Aufgabe zufällt, mit dem Reste der Europäer aufzuräumen. Es wiederholt sich demnächst an Bord die nämliche Historie wie mit Fuchs und Dachs. Bekanntlich legt sich der grobfaule Fuchs häufig zum fleissigen Dachs in den Bau und beginnt durch seine scharfe Ausdünstung dem Freund die Behausung zu verpesten, bis letzterer sich wohl oder übel zum Auszug und Neubau entschliesst, den Fuchs alleinherrschend zurücklassend. Im Volkslogis nun benutzen die Kapitäne die Chinesen in der Rolle des Fuchses, und mir ist noch kein Fall bekannt geworden, in welchem selbst bei nervenstarken deutschen Seeleuten nicht in wenigen Monaten das Ziel erreicht wäre. Hier, in den engen Raumgrenzen an Bord, kann man wirklich einmal von ‚gelber Gefahr' reden."[35]

Die soziale Problematik an dieser Nahtstelle des transnationalen Arbeitsmarktes, wie sie der Konsul in der skurril anmutenden Weise mit der Tierparabel umschrieb, veranschaulicht das komplizierte und vorurteilsbehaftete Beziehungsgeflecht zwischen Reedern, Kapitänen und Seeleuten. Zugleich vermittelt die Schilderung einen tiefergehenden Einblick in das prekäre Verhältnis zwischen den chinesischen und den deutschen Besatzungsangehörigen. In Hongkong hatte das Konsulat bereits am 29. März 1893 die Separierung der Besatzung polizeilich verfügt, da das „Zusammenwohnen bezw. Schlafen von Europäern und Chinesen in demselben engbegrenzten Raume als für die ersteren sowohl in gesundheitlicher wie moralischer Beziehung unzuträglich erachtet

34 1319 farbige Seeleute fuhren auf den Ostasienlinien. Vgl. Wilhelm Böhmert, Die Lage der Seeleute im Wesergebiet, S. 379.

35 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 326 (Bl. 10): Schreiben des Kaiserlichen Konsulats Hongkong (I. Nr. 3366) vom 15. August 1905.

werden muss".[36] Ein zeitgenössischer Vertreter des Vereins für Sozialpolitik berichtet mit erkennbarem Verständnis von dem „äußersten Mißtrauen", das die europäischen Schiffsleute dem „Eindringen dieser Elemente [asiatischen Besatzungen]"[37] entgegenbrachten.

Bei einer Inspektion des betreffenden Dampfers „Hermann Menzell"[38] stellte der Konsul eine drastische Überbelegung der chinesischen Mannschaftsunterkunft fest. Die Beschwerde vorbringenden deutschen Besatzungsmitglieder führten die Geruchsbelästigungen keineswegs auf eine ebenfalls registrierte ausgasende Kohlefracht, sondern ausdrücklich auf die Nahrungsmittelvorräte der Chinesen zurück. Da diese sich selbst verpflegen mußten, hätten sie „in ihrem Logis lebende, frei herumlaufende Hühner gehalten, hätten dort ihre luftgedorrten, stinkenden Fische und ihren sonstigen übelriechenden Proviant aufbewahrt". Angeblich wäre dort außerdem „dauernd Opium geraucht [worden], sodass die Luft im ganzen Volkslogis ständig mit penetrantem, giftigem Dunste geschwängert gewesen sei". Noch dazu seien „120 zusätzliche chinesische Kohlenarbeiter [...] vorn im Zwischendecke" untergebracht worden, wo sie „einen bestialischen Gestank verbreitet" hätten.[39] Die deutsche Besatzung neigte bezeichnenderweise dazu, die – gleichfalls vom Konsul konstatierte – mangelnde Tropentauglichkeit des Schiffes sowie andere beanstandete Unannehmlichkeiten wie z. B. undichte Unterkünfte als Ursache ihrer Ärgernisse zu ignorieren, um die Verantwortlichkeit für die hygienischen Mißstände den ohnehin weit schlechter gestellten chinesischen Besatzungsmitgliedern zuzuschieben. War doch eine durch die ungenügende Luftzirkulation von Ladungs- bzw. Proviantträumen und Besatzungsunterkünften geförderte Geruchs- und Gasentwicklung eine vielfach zu beobachtende Erscheinung bei fehlenden (oft aus Kostengründen eingesparten) mechanischen Ventilationsanlagen, wodurch auch bei einer ausschließlich aus europäischen Seeleuten bestehenden Besatzung zuweilen Ohnmachtsanfälle vorkamen.[40] Der in der ostasiatischen Küstenschiffahrt übliche Zweiwachenrhythmus führte bei den Heizern und Kohlenziehern zu drastischen Erschöpfungszuständen, die eine ausreichende Körperreinigung häufig verhinderten.[41] Wie die Diskussion

36 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 326 (Bl. 15): Mitteilung des Konsulats in Hongkong (I. Nr. 458/1895) vom 29. März 1893.

37 Wilhelm Böhmert, Die Lage ..., a. a. O., S. 379.

38 „Hermann Menzell", ex „Dunav". 1665 BRT, 700 PS. Gebaut in Großbritannien (Sunderland) und dort im Februar 1896 in Dienst gestellt; 1901 nach Hamburg verkauft; von dort (1911) zurück nach England.

39 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 326 (Bl. 12): Mitteilung des Kaiserlichen Konsulats Hongkong (I. Nr. 3366/05) vom 21. Juli 1905. Der Konsum von Opium war in China bis 1917 legal und bereits vor dem Ersten Weltkrieg unter europäischen Seeleuten nicht unbekannt. Vgl. Wolfgang Rudolph, Die Hafenstadt, a. a. O., S. 64. Der Schiffsarzt Jan Jacob Slauerhoff (1898–1936) ließ sich z. B. durch einen chinesischen Trimmer in den Gebrauch des Rauschmittels einführen. Der Initiation folgte eine Erpressung seitens der chinesischen Mannschaft zum Schmuggel sowie die Entgegennahme einer erheblichen Bestechungssumme. Vgl. Jan Jacob Slauerhoff, Das Leben auf Erden, in: Schreibheft. Zeitschrift für Literatur, Jg. 47 (1996), S. 46–66, hier S. 49 ff.

40 Vgl. dazu Ursula Winkens, Unterbringung, Verpflegung und medizinische Betreuung. Über die Lebensbedingungen der Seeleute an Bord der Kauffahrteischiffe im Kaiserreich, in: Arbeiter in Hamburg. Unterschichten, Arbeiter und Arbeiterbewegung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Hrsg. von Arno Herzig, Dieter Langewiesche und Arnold Sywottek, Hamburg 1983, S. 309–318, hier S. 310.

41 Vgl. Jürgen Rath, Leben unter Deck: Frachtdampfer 1900–1925, in: Stadt und Hafen. Hamburger Beiträge zur Geschichte von Handel und Schiffahrt (= Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Hamburg, Nr. 8). Hrsg. von Jürgen Ellermeyer und Rainer Postel, Hamburg 1986, S. 180–189, hier S. 182; ders., Heizer und Trimmer, in: Übersee. Seefahrt und Seemacht im deutschen Kaiserreich. Hrsg. von Volker Plagemann, München 1988, S. 265–267.

zeigte, dienten die alarmierenden Zustände den verantwortlichen Unternehmern und Behörden allenfalls als ein Beweis für die kulturelle Rückständigkeit der Chinesen.

In dem eingangs geschilderten Disput waren die Diskriminierungen von deutscher Seite die xenophobischen Begleiterscheinungen eines Verdrängungskonflikts auf dem Arbeitsmarkt. In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts waren die chinesischen Hafenstädte Shanghai und Hongkong der Austragungsort einer außergewöhnlichen Variante des maritimen Konkurrenzkampfs. Eine Revision der deutschen „Seemannsordnung" vom 2. Juni 1902, die auch die Heimschaffungsansprüche der Seeleute im Ausland neu regelte, bot hierbei eine gesetzliche Rahmenbedingung, die – quasi indirekt auf Kosten des Norddeutschen Lloyds – den kleineren Reedereien zu einem deutlichen Wettbewerbsvorteil in der ostasiatischen Küstenschiffahrt verhalf. Um die Kosten für die Rückbeförderungen zu sparen, wurden die von Europa kommenden deutschen Schiffsbesatzungen in den chinesischen Häfen abgemustert bzw. abgestoßen, obgleich sie dort „absolut keine Heuerchancen"[42] vorfanden und daher als mittellose Sozialfälle den Unterstützungskassen der Konsulate zur Last fielen. Diese finanzierten wiederum nur einen Bruchteil des regulären Fahrpreises, so daß die Heimschaffung der Seeleute für den NDL ein Verlustgeschäft bedeutete.[43] Es wirft nebenbei ein bezeichnendes Licht auf die allgemeinen Lohnverhältnisse in der deutschen Seeschiffahrt, daß die in drei Monaten verdienten Heuern der Matrosen oder Heizer nicht einmal annähernd an den Preis einer Fahrkarte 4. Klasse für die 42 Tage dauernde Reise zwischen Hongkong und Hamburg heranreichten.[44] Tatsächlich nahm diese Vorgehensweise bald derartige Größenordnungen an, daß der kaiserliche Konsul in Hongkong im September 1905 gegenüber dem Reichsministerium des Innern klagte, „ein nicht unbeträchtlicher Teil meiner Amtstätigkeit [hat] darin bestanden, mich gegen das von einer Reihe kleiner deutscher Reedereien [z. B. der Hamburger Reederei Menzell u. Co.] beliebte Abandonieren bezw. quasi Abandonieren deutscher Seeleute in Ostasien zur Wehr zu setzen".[45] Die rigorose Firmenpolitik einzelner Reedereien trug offensichtlich zur Eskalation der Verdrängungskämpfe in der Ostasienfahrt bei. So rügte etwa der kaiserliche Konsul im japanischen Kobe in einer vertraulichen Mitteilung noch im Jahr 1913 die „herrschenden Grundsätze" der Zentralleitung der Reederei Rickmers, die im fernen Osten „fast ausschließlich mit chinesischer Besatzung" führe und dabei „jeden Kapitän unnachsichtig entläßt, dem es nicht gelingt, der Unzufriedenheit der Mannschaft in einer Weise Herr zu werden, die die Reederei finanziell nicht in Mitleidenschaft zieht".[46]

42 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 326 (Bl. 4): Schreiben des Kaiserlichen Konsulats Hongkong (I. Nr. 2177) vom 12. Mai 1905.

43 Anstatt des niedrigsten Tarifs von 360 M. (4. Klasse) erstattete das Konsulat lediglich 126 M. pro Person. Vgl. ebda.

44 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 326 (Bl. 4): Schreiben des Kaiserlichen Konsulats in Hongkong (I. Nr. 2177) vom 12. Mai 1905. Die Matrosenheuer betrug im Quartal 211,60 M. Der Fahrpreis Hongkong–Hamburg kostete hingegen in der 3. Klasse 480 M. und in der nur temporären 4. Klasse noch 360 M.

45 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 326 (Bl. 17): Schreiben des Kaiserlichen Konsulats Hongkong (I. Nr. 4129) vom 5. September 1905.

46 StAB 3.-S.2.b.4.a.Nr. 373 (Bl. 2): Mitteilung des Kaiserlich Deutschen Konsulats Kobe an das Auswärtige Amt Berlin (III.A.6152) vom 23. April 1913. Der Firmensitz der Rickmers-Reederei war inzwischen (1912) von Bremen nach Hamburg verlegt worden. Vgl. Arnold Kludas, Rickmers: 1834–1984: 150 Jahre Schiffbau und Schiffahrt, Herford 1984, S. 43.

Die Reeder waren gemäß ihrer elementarsten Motivation, der möglichst ungehinderten Profitmaximierung, ohnedies eher an der Isolierung anstatt an intensivierten Beziehungen zwischen den Volkszugehörigkeiten interessiert. „Bei dem innigen Konnex zwischen den Seeleuten aller Länder", so resümierte ein Verantwortlicher des Bremer Rhedervereins die Erfahrungen mit den internationalen Arbeitskämpfen bis zum Jahr 1919, „springen diese Funken bekanntlich gar zu bald über."[47] Weniger aus sozialer Verantwortung, wie die Reeder suggerieren mochten, sondern mit dem strategischen Zweck der Sicherung des Arbeitsfriedens finanzierten die Reeder – gemeinsam mit den zuständigen Ministerien und den Amtskirchen – ein System von Seemannsmissionen und -heimen, die als Vertretungen des „Deutschtums im Ausland" die „politische Indoktrination"[48] der Seeleute verhindern sollten. Dem Zweck, den „schädlichen Einflüssen" der chinesischen und englischen Unterkunftshäuser entgegenzuwirken, diente das im Jahr 1901 in Hongkong gegründete deutsche Seemannsheim.[49] Das Prinzip der Segregation wirkte folglich in mehrfacher Hinsicht: durch die soziokulturelle Abschottung im Berufsmilieu, aufgrund einer durch die ethnische Herkunft bestimmten Selektion auf dem Arbeitsmarkt sowie durch die Einbindung in den dementsprechend vorstrukturierten Schiffsbetrieb.

3. „... zu Mißhandlungen förmlich animiert": Asiatisches Schiffspersonal als Thema der gewerkschaftlichen Interessenartikulation

Eines der zentralen Motive, die den Anstoß für die Initiierung derjenigen berufsständischen Fachvereine gaben, in denen die deutschen Schiffsmannschaften seit den 1880er Jahren ihre Interessen gegenüber den Unternehmern zu organisieren begannen, war von Beginn an die „Sicherstellung gegen die Konkurrenz, die man den Seeleuten Deutschlands durch asiatische und afrikanische Kulis (Chinesen und Neger) zu machen sucht".[50] Den Kurs der Ausgrenzung, den der Seemannsverband aufgrund der vermeintlichen Gefährdung von Koalitionsrecht, Lohnniveau, Volksgesundheit und Schiffssicherheit sowie der Schädigung der Volkswirtschaft durch die farbige Konkurrenz dabei einschlug,[51]

47 Th. Kränzlin (Syndikus des Bremer Rhedervereins), Die Lohnbewegungen der Seeleute 1918/19, in: Norddeutscher Lloyd Bremen, Jahrbuch 1918/1919: Der Krieg und die Seeschiffahrt unter besonderer Berücksichtigung des Norddeutschen Lloyd, Teil V, Bremen 1919, S. 129–173, hier S. 171.

48 Reinhard Freese, Geschichte der Deutschen Seemannsmissionen, Bielefeld 1991, S. 25.

49 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 263: Bericht des Kaiserlich Deutschen Konsulats Hongkong (II 23807) vom 8. Juli 1901.

50 Vgl. § 2 Abs. B des Statutenentwurfs des Vereins der Fluß- und Stromschiffer sowie der Seefahrer Deutschlands, in: Der Werftarbeiter. Zeitschrift für das gesamte Gebiet des Schiffbau- und Schiffahrtswesens. Organ für die Interessen der Werftarbeiter Deutschlands, Jg. 2 (1889), Nr. 13.

51 Einen aufschlußreichen Eindruck über die Argumentation von Gewerkschaft und SPD vermittelt der Artikel von Emil Fischer, Die Verwendung von Kuli als Lohnarbeiter in der deutschen Seeschiffahrt, in: Die Neue Zeit. Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie, Jg. 25 (1906/7), Bd. II, Nr. 49, S. 790–796. Dort wird die „Pflicht" der deutschen Arbeiterschaft herausgestellt, sich gegen die Chinesen als Lohndrücker und Streikbrecher zu „wehren". Als weitere Gründe hierfür dienten u. a. die durch „Unsauberkeit" bedingte „geringe[re] Widerstandsfähigkeit gegen Seuchen", die „Sprachunkenntnis" sowie die Ableistung der „Wehrpflicht" deutscher Seeleute in der Kriegsmarine.

betrachtete dessen Zentralvorstand jedenfalls „nicht als eine Frage des Rassenhasses, des Rassenkampfes oder der Rassenverdrängung".[52] Dem „Zentralverband seemännischer Arbeiter in Deutschland" war es demnach auch nicht gänzlich „gleichgültig", welcher Behandlung die „Chinesen unter dem Maschinenpersonal" ausgesetzt waren. Andererseits wurden die ethnischen Differenzen stets herausgestellt, wenn man die nichteuropäischen Ausländer nicht als Kollegen, sondern als „Fremde" auf den deutschen Schiffen bezeichnete.[53] Insbesondere der Ausschluß farbiger Seeleute (europäische Mannschaften waren schon aus Rücksicht auf die enorme Fluktuation deutscher Seeleute auf dem transnationalen Arbeitsmarkt davon ausdrücklich ausgenommen) auf den subventionierten Linien erachtete die seemännische Berufsvertretung als eine „selbstverständliche, wirklich nationale und vaterländische Forderung", die bald zu einem Dauerthema in ihrer Presse avancierte.[54] Doch mit dem Hinweis auf die volkswirtschaftlich erbrachten Subventionsleistungen appellierten die Gewerkschaften vergeblich an die vermeintliche Dankesschuld der Reeder, für deren Patriotismus sich angesichts der zunehmenden Verflechtung der internationalen Schiffahrtsunternehmen kaum rationale Argumente vorbringen ließen.[55]

Die grundsätzliche Einstellung in dieser Problematik blieb auch nach dem Ersten Weltkrieg unverändert, d. h., sie war unter den Rahmenbedingungen der verrechtlichten Arbeitsbeziehungen in der Weimarer Republik in gleicher Weise intransigent. Der arbeitsprotektionistische Forderungskatalog der Gewerkschaft variierte dabei allenfalls im Stellenwert der Argumente, die sich den jeweiligen Erfordernissen und Rahmenbedingungen anpaßten. Deshalb galten während der Weimarer Republik für die freigewerkschaftlich organisierten Seeleute jene Grundsätze, die schon vor 1914 formuliert worden waren: „Wir sind gegen die Bemannung deutscher Schiffe mit farbigen Kulis, weil sie 1. Lohndrücker den einheimischen Seeleuten gegenüber spielen müssen; 2. die Sicherheit von Leben und Gut an Bord gefährden; 3. die Gesundheit der europäischen Mannschaften an Bord bedrohen; 4. bei Katastrophen auf offener See in der Regel versagen; 5. die Vorgesetzten zu willkürlicher Behandlung und zu Mißhandlungen förmlich animieren."[56]

Im normativ-ethischen Spannungsfeld zwischen dem theoretischen Postulat des proletarischen Internationalismus und der Forderung nach protektionistischen Zulassungsbeschränkungen vertrat die deutsche Gewerkschaftsbewegung in der Frage der Ausländerbeschäftigung auf der nationalen und der internationalen Ebene eine deutlich

52 Erklärung des 5. Verbandstags des Seemannsverbandes im Oktober 1907, zit. nach: Walter Nachtmann, 100 Jahre ÖTV. Die Geschichte einer Gewerkschaft und ihrer Vorläuferorganisationen, Frankfurt a. M. 1996, S. 99. Zu den gewerkschaftlichen Ressentiments gegenüber den farbigen Seeleuten vgl. explizit Sibylle Küttner, „Farbige Seeleute" ..., S. 75 ff.

53 Siehe „Seeunfälle und ihre Ursachen", in: Die Schiffahrt, Jg. 16 (1913), Nr. 20.

54 Dampfersubvention – Kulifrage – Reederterror, in: Die Schiffahrt, Jg. 17 (1914), Nr. 10 (Beilage). Vgl. Die Dampfersubvention – und Kulifrage in der Budgetkommission des Reichstages, in: a. a. O., Jg. 17 (1914) Nr. 11 (Beilage); desgleichen: Schiffahrtssubventionen, Farbigenimport und Reederterror, in: a. a. O., Jg. 17 (1914), Nr. 3.

55 Frank Broeze hat darauf hingewiesen, daß die patriotische Emphase der Großreedereien als Werbestrategie im nationalen Wettbewerb fungierte. Vgl. Frank Broeze, Albert Ballin, The Hamburg-Bremen Rivalry and the Dynamics of the Conference System, in: International Journal of Maritime History, Jg. 3 (1991), No. 1, S. 1–32, hier S. 19 f.

56 Dampfersubvention – Kulifrage – Reederterror, in: Die Schiffahrt, Jg. 17 (1914), Nr. 10 (Beilage).

ambivalente Politik.[57] Während in Deutschland weiterhin über Sondergesetze und Maßnahmen zum Schutz der nationalen Arbeit debattiert wurde, hatte Paul Müller[58] – der maßgebliche Gewerkschaftsfunktionär in der Seeleutebewegung – in Anbetracht des internationalen Arbeitsmarktes den endgültigen Bindungsverlust der „nationale[n] Flagge" durchaus realisiert. Es entbehrte nicht einer gewissen resignativen Grundstimmung und entsprach daher einer pragmatischen Haltung, wenn Müller auf der internationalen Konferenz der Seeleute zur Thematik der „Heranziehung ausländischer Seeleute, die auf niederer Kulturstufe stehen", konzedierte: „Wir können uns der Entwicklung nicht entgegenstellen und müssen uns mit der Beschäftigung der Farbigen abfinden. Was wir aber müssen, ist ihre Beschäftigung insoweit einzuschränken suchen, wie sie der Sprache der einheimischen Schiffsmannschaft nicht mächtig sind und sie die Kommandos, die für die Sicherheit wichtig sind, nicht verstehen."[59] Es drängt sich die Vermutung auf, daß es ungeachtet der mehr als berechtigten Reklamationen zur Etablierung nationaler und internationaler Sicherheitsstandards auch indirekt wirksame Zulassungsbeschränkungen waren, die von gewerkschaftlicher Seite (mit)intendiert waren.[60] Mit der erklärten Absicht der „Anprangerung des unseemännischen Verhaltens ihrer [der Reeder und der kommunistischen Opposition] Lieblinge", kolportierte die Gewerkschaftspresse wiederholt Berichte über die angebliche Unzuverlässigkeit chinesischer Seeleute in Schiffs-

57 Vgl. zur Diskussion der Ausländerbeschäftigung in der Arbeiterbewegung allgemein: Johannes Nichtweiß, Die ausländischen Saisonarbeiter in der Landwirtschaft der östlichen und mittleren Gebiete des Deutschen Reichs 1890–1914, Berlin [Ost] 1959, S. 154–175; Ulrich Herbert, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Berlin und Bonn 1986, S. 68–70; Lothar Elsner, Deutsche Arbeiterbewegung und eingewanderte ausländische Arbeiter 1900 bis 1914, in: Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung, Arbeitsmigration und Arbeiterbewegung als historisches Problem (= 22. Linzer Konferenz 1986), Wien 1987, S. 87–96; Martin Forberg, Gewerkschaftsbewegung und Arbeitsmigranten: Agitationsstrategien und Organisierungsversuche der Freien Gewerkschaften in Deutschland 1890–1914, in: a. a. O., S. 97–104; ders., Ausländerbeschäftigung, Arbeitslosigkeit und gewerkschaftliche Sozialpolitik. Das Beispiel der Freien Gewerkschaften zwischen 1890 und 1918, in: Archiv für Sozialgeschichte, Jg. 27 (1987), S. 51–81.

58 Paul Müller (1875–1925) fuhr bis 1896 als Matrose zur See. Als maßgeblicher Initiator des Seemanns-Verbands für Deutschland (1898) und dessen langjähriger Vorsitzender galt Müller als verbalradikaler Gewerkschaftler, der zu nationalen Tönen und einer sozialpartnerschaftlichen Praxis neigte. Seit 1903 gehörte er für drei Legislaturperioden als SPD-Abgeordneter des Bezirks Schleswig-Holstein dem Reichstag an. Während des Ersten Weltkriegs schlug Müller einen chauvinistischen Kurs ein, der ihn in Gewerkschaftskreisen diskreditierte. Für den Deutschen Transportarbeiter-Verband (DTAV) wurde er nach dem Krieg untragbar, als er aufgrund seiner Funktionen im Reichsausschuß für den Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte und im Beirat der Seeberufsgenossenschaft in Konflikt mit den Verbandssinteressen geriet. Im Januar 1921 trat Müller als Reichssektionsleiter des DTAV zurück. Nach dem Ausschluß aus Gewerkschaft und SPD gründete er einen unbedeutenden deutschnationalen Berufsverband und war bis zu seinem Tod für ein Schiffsmaklerbüro tätig. Vgl. Rüdiger Zimmermann. 100 Jahre ÖTV – Biographien. Die Geschichte einer Gewerkschaft und ihrer Vorläuferorganisationen, Frankfurt a. M. 1996, S. 156–160. Zu Müllers Ultrapatriotismus am rechten Rand von Gewerkschaft und SPD vgl. Hans-Joachim Bieber, Gewerkschaften in Krieg und Revolution. Arbeiterbewegung, Industrie, Staat und Militär in Deutschland 1914–1920, 2 Bde., Hamburg 1981, Bd. 1, S. 222 und Bd. 2, S. 1004 und S. 1008.

59 Internationale Transportarbeiter-Föderation: Protokoll über die Verhandlungen des VI. internationalen Transportarbeiterkongresses sowie der Konferenzen der Eisenbahner und Seeleute, abgehalten in Wien vom 24.–29. August 1908 / Bericht des Zentralrats 1906 – 1907 – 1908, Hamburg 1909, S. 95 und S. 96.

60 Die gewerkschaftlichen Aktionen gegen die farbigen Seeleute als Sicherheitsrisiko nahmen um 1907/8 beinahe einen kampagnenartigen Charakter an. Vgl. dazu Sibylle Küttner, „Farbige Seeleute" ..., S. 82 f. Für die Zeit der Weimarer Republik siehe: Farbige Seeleute und Passagiere, in: Die Schiffahrt. Organ für die Interessen der Seeleute, Binnenschiffer, Flößer und des Wasserbaupersonals Deutschlands sowie des französischen und schweizerischen Rheinschiffahrtspersonals, Jg. 27 (1928), Nr. 2.

notfällen. Es wurde das Bild eines chinesischen Schiffspersonals vermittelt, das sich nicht nur Rettungsaktionen vorsätzlich verweigerte, „sondern zigarettenrauchend dem Todeskampf der Ertrinkenden zusah", wie die Zeitschrift „Die Schiffahrt" das angebliche Verhalten der Chinesen im Unglücksfall der italienischen „Principessa Mafalda" kommentierte.[61] Demgegenüber charakterisierten die mit den asiatischen Arbeitskräften vertrauten Kapitäne die fachlichen Qualitäten der befahrenen chinesischen Stammbesatzungen auch in Seenotfällen als einwandfrei.[62] Das Versagen der chinesischen Besatzungsangehörigen in Extremsituationen muß demnach auf Panikreaktionen und mangelnde Sicherheitskenntnisse zurückgeführt werden, da es sich bei den chinesischen Hilfskräften oftmals um hochseeunerfahrene Seeleute handelte.

4. Arbeitsvermittlung und Arbeitsbedingungen des asiatischen Schiffspersonals in der Ära der Dampfschiffahrt

Die in der Segelschiffahrt unentbehrlichen handwerklichen Fähigkeiten der Matrosen verloren in der Übergangsphase von der Segel- zur Dampfschiffahrt zunehmend an Bedeutung. Mit dem schwindenden Bedarf an traditionellen Qualifikationen entstand ein internationalisierter Arbeitsmarkt für ein Schiffspersonal, dessen unterschiedliche Volkszugehörigkeiten und berufliche Erfahrungen keine Hindernisgründe für eine Beschäftigung auf Schiffen fremder Flaggen darstellten. Die Abmusterung der unteren europäischen Mannschaftsdienstgrade zugunsten chinesischer Heizer, Trimmer, Matrosen, Stewards und Köche entwickelte sich in den ostasiatischen Häfen recht bald zu einer alltäglichen Praxis.[63] Im Jahr 1919 existierte in den chinesischen Hafenstädten ein Pool von etwa 115000 ozeanfahrenden Seeleuten, von denen wiederum ca. 85000 den internationalen Unternehmen zur Verfügung standen.[64]

Die Anmusterung der chinesischen Seeleute geschah in der Regel gruppenweise, d. h., die Reedereivertretungen oder die Kapitäne heuerten keine Einzelpersonen direkt an, sondern deckten ihren Arbeitskräftebedarf mittels geschlossener Besatzungsgangs unter Vermittlung sog. „boardingmasters". Als Eigentümer von Unterkunfts- und Verpflegungshäusern („boardinghouses") besaßen diese Rekrutierungsagenten („hsi-ma-sha") eine einzigartige Monopolstellung auf dem hafenstädtischen Arbeitsmarkt.[65] War die

61 Die Kommunisten für farbige Besatzung, in: Die Schiffahrt, Jg. 27 (1928), Nr. 9. Dieser Artikel diente zweifellos der Desavouierung der innergewerkschaftlichen Opposition.

62 Vgl. Chinesische Schiffsbesatzung, in: Seefahrt. Zeitschrift des Vereins Deutscher Kapitäne und Offiziere der Handelsmarine, Jg. 25 (1925), Nr. 11.

63 Vgl. Gert Uwe Detlefsen und Dietrich Haß, Die China-Fahrt. Dampfer „Activa" und Kapitän H. P. Christiansen, Hamburg o. J. (1984), S. 88.

64 Jean Chesneaux, The Chinese Labor Movement 1919–1927, Stanford (California) 1968, S. 42. Dies entspricht 18,9 Prozent der zu dieser Zeit weltweit auf 450000 geschätzten ozeanfahrenden Seeleute. Siehe Sven Helander, Seeschiffahrt, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaft, Bd. 7, 4., aktualisierte Aufl., Jena 1926, S. 303–423, hier S. 343. 1927 wurden bereits 160000 chinesische Seeleute verzeichnet. Siehe Nym Wales, The Chinese Labor Movement, 2. Aufl., New York 1970, S. 9 und S. 54.

65 Siehe zum folgenden den Bericht Sklavenhandel in Holland, in: Informations-Bulletin der ISH, Jg. 1 (1931), Nr. 1 (Beilage), S. 1–5; ferner ITF, Bericht über die Beschäftigung nicht-europäischer Arbeitskräfte

Konjunkturlage günstig, dann hatten die stellungssuchenden Seeleute für die Arbeitsvermittlung einen Teil ihrer Heuern im voraus zu entrichten. War die Beschäftigungssituation hingegen schlecht, konnten die unbemittelten Arbeitslosen in diesem Fall eine Zeitlang auf Kredit logieren, wobei sie eine Vollmacht für einen künftigen Vertragsabschluß mit den Schiffsbevollmächtigten unterzeichnen mußten. Die bis zur Anheuerung akkumulierten Wohn- und Beköstigungsschulden waren dann mit den zu erwartenden Einkommen abzugelten.[66] Als Makler betrieben die „boardingmasters" eine Vorselektion der zuverlässigsten und billigsten Arbeitskräfte, wodurch ihre Beziehung zu den Schiffseignern einen symbiotischen Charakter bekam.[67] Darüber hinaus besaßen sie die Weisungsbefugnis zur Bestimmung eines sprachkundigen Vorgesetzten (von den Chinesen als „Number One" und von den Indern allgemein als „Serang" bezeichnet), der an Bord als Vermittlungsinstanz zwischen der Schiffsführung und der chinesischen Mannschaft fungierte und dafür wiederum einen Teil von deren Heuern einbehielt. Da diese Vorarbeiter (beim Maschinenpersonal in der Position des 1. Oberheizers, bei einer Decksmannschaft als 1. Bootsmann) bevorzugt Familien- oder Dorfangehörige auswählten, kann von relativ homogenen Binnenstrukturen unter den chinesischen Besatzungsanteilen ausgegangen werden.[68] Die in den ostasiatischen Hafenstädten angemusterten Mannschaften wurden in geschlossenen Einheiten des Maschinen- und Deckspersonals zusammengefaßt, denen man jeweils ein gesondertes Bedienungspersonal von eigenen Köchen und Schiffsjungen beiordnete. Bei großen Reedereien wie dem NDL war es schon vor dem Ersten Weltkrieg nicht unüblich gewesen, die chinesischen Mannschaftsformationen nach Bedarf für andere Schiffe umzumustern.[69] Mitte der zwanziger Jahre ließ sich der NDL ausdrücklich vom deutschen Konsulat bestätigen, daß die Anwerbung der chinesischen Mannschaftsverbände nicht mehr für ein bestimmtes Schiff zu gelten habe.[70]

[Forts. von Anm. 65]
auf europäischen Schiffen (MS 1928), in: University of Warwick, Modern Records Center: ITF-Archives, MSS 159/1/5/0/1.

66 Für einen Arbeitskontrakt kassierten die Rekrutierungsagenten ca. 50 Prozent der Heuer über einen Zeitraum, der von sechs Monaten bis zu über einem Jahr reichte. Vgl. Jean Chesneaux, a. a. O., S. 58 f. Nym Wales, The Chinese Labor Movement, 2. Aufl., New York 1970, S. 209, gibt 60 Prozent an.

67 Vgl. Karl Keim, Das internationale Arbeitsrecht in der Seeschiffahrt (= Reihe Völkerrechtsfragen, H. 8), Berlin 1925, S. 28 f.; ferner Erich Schrötter, Arbeitgeber und Arbeitnehmer in der Seeschiffahrt ..., S. 51 f. und S. 58.

68 Die stichprobenartige Auswertung der Musterrollen der Ostasienschiffe weist für die Chinesen ausnahmslos gemeinsame Herkunftsorte aus. Anders verhält es sich mit dem indischen Personal, das den Groß- und Kleinstädten der Küstenregionen und dem Landesinneren entstammte. StAB 4,24-F. No. 704: Musterrolle der Mannschaft des deutschen Dampfschiffes „Gutenfels" von Juli 1890 bis Juli 1892. Vgl. zum Bedeutungsgehalt der Sozialstrukturen asiatischer Seeleute in England Laura Tabili, "We ask for British Justice ...", S. 138–143.

69 Die aus Canton stammenden Heizer und Trimmer der „Norderney" disponierte der NDL z. B. 1909 von der Südamerikalinie auf die im Mittelmeer eingesetzte „Schleswig" um. StAB 4,24-F. No. 948 I: Musterrolle der Mannschaft des deutschen Dampf-Schiffes „Norderney" (früher „Elisabeth Rickmers").

70 Für das NDL-Motorschiff „Fulda" wurde im Juni 1925 zunächst eine chinesische Decksmannschaft eingestellt. Die seit August 1925 als Heizerpersonal angeworbene Mannschaft war angeblich für die NDL-Dampfer „Trier" oder „Franken" vorgesehen. Auf eine Beschäftigung als Matrosen deutet der Umstand hin, das der NDL diese Heizer noch länger Zeit als „Deckspassagiere" zu 60 Prozent ihrer Heuern und $ 8 monatliche Verpflegungszulage „transportierte". StAB 4,24-F. No. 2009: Musterrolle der Mannschaft des deutschen Motorschiffes „Fulda".

Das kommerzialisierte Arbeitsvermittlungswesen beschränkte sich nicht auf China, sondern etablierte sich als eine weltweite Dauerinstitution, der die Seeleute kaum entgehen konnten.[71] Aufgrund ihres beinahe rechtlosen Status im Rahmen des überkommenen chinesischen Handelsschiffahrtsgesetzes war das Abhängigkeitsverhältnis der chinesischen Seeleute von diesem feudalistischen Vermittlungssystem schon wegen der fehlenden Ausweichmöglichkeiten (z. B. als Hafenarbeiter) jedoch ungleich stärker ausgeprägt.[72] Musterten die chinesischen Seeleute in den europäischen Häfen ab, besaßen sie zumeist keine gesetzlich legitimierten Ansprüche auf soziale Transferleistungen.[73]

Wenngleich das Lohnniveau des Maschinenhilfspersonals aufgrund der schweren körperlichen Belastung im Verhältnis zum Deckpersonal gewöhnlich etwas höher lag, nahmen die Heizer und Trimmer in der Bordhierarchie den niedrigsten Rang ein. Zwar war für den Beruf des Heizers keine formale Ausbildung erforderlich, es bedurfte jedoch – außer der physischen Kondition – eines gewissen Maßes von manuellen Fertigkeiten und ebenso von Erfahrung, ohne die eine effiziente Auslastung der Dampfkessel – und damit letzten Endes die verlangte Geschwindigkeit des Schiffes – kaum zu erreichen war. Nur ein eingearbeitetes Wachteam besorgte die Kesselbefeuerung in einer Weise, daß die für den Fahrbetrieb erforderliche Dampfspannung selbst während der unvermeidlichen Reinigung der Heizroste konstant blieb. Die Trimmer übernahmen im Heizbetrieb die untergeordnete Aufgabe der Versorgungszufuhr des Brennmaterials von den Kohlenbunkern zu den Feuern sowie die nachfolgende Entsorgung der Asche und der Schlacken über Bord. Die Schwerstarbeit an den Dampfkesseln stellte angesichts der extremen Temperaturverhältnisse außergewöhnliche physische Anforderungen an das Maschinenpersonal. Je nach Wetterlage, besonders bei ungünstigen Windverhältnissen in tropischen Gewässern, versagte bei einem Ausgleich von Fahrt- und Rückenwind die natürliche Ventilation des Schiffsinneren, so daß die Hitze im Heizraum mit zuweilen bis über 70 °C geradezu unerträgliche Dimensionen annahm.[74]

71 Zum Boardinghousesystem in den USA vgl. Joseph P. Goldberg, The Maritime Story. A Study in Labor-Management Relations, Cambridge 1958, S. 13 f. Zum kommerziellen Vermittlungswesen in Deutschland vgl. Andrea Kiendl und Paul Nagel, „Is' Chance da?" Die Arbeitsvermittlung von Seeleuten in Bremerhaven und Umgebung, in: Deutsches Schiffahrtsarchiv. Zeitschrift des Deutschen Schiffahrtsmuseums, Jg. 17 (1994), S. 215–236. Laura Tabili hat indessen darauf hingewiesen, daß den asiatischen „boardinghouses" in England – zuweilen von caritativen Einrichtungen getragen – neben ihren ökonomischen Funktionen ebenfalls ethnisch-kulturelle Funktionen zukamen. Vgl. Laura Tabili, a. a. O., S. 141 ff.

72 Das von der internationalen Genueser Schiffahrtskonferenz im Jahr 1920 beschlossene Übereinkommen, das die paritätische bzw. öffentlich-rechtliche Stellenvermittlung als internationalen Standard festlegte, ratifizierte China nicht. Vgl. Karl Keim, Das internationale Arbeitsrecht in der Seeschiffahrt ..., a. a. O., S. 68.

73 Auf den Australienlinien wurden z. B. nur ausnahmsweise Chinesen angeheuert, da die dortigen Einwanderungsgesetze in Desertionsfällen rigorose Strafen gegen die Reeder vorsahen. Vgl. Wilhelm Böhmert, a. a. O., S. 380.

74 Im 5. Beiheft zur Nr. 18 vom 5. Mai 1926 des Reichs-Gesundheitsblattes, hrsg. vom Reichsgesundheitsamt Berlin, S. 123–134, wird von 56 bis 72 °C bei einer Luftfeuchtigkeit von 50–60 Prozent berichtet (S. 127). Zu gleichen Werten kommt auch Arnold Kurrer, Ueber Temperaturerhöhungen bei Heizern, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Öffentliche Gesundheitspflege, Bd. 24 (1892), H. 2, S. 291–306, hier S. 292. Vgl. auch StAB 4,24-D.4: Selbstmorde unter dem Maschinenpersonal 1889–1925, Bericht der Technischen Kommission für Seeschiffahrt vom 23. 11. 1897, S. 17–18. Da die Heizer an den Kesseln zuweilen einer Hitze von über 300 °C ausgesetzt waren, stiegen deren Körpertemperaturen unwillkürlich um einige Grad. Der Schiffsmediziner Nocht diagnostizierte einen Hitzeschlag ab 39 °C, wobei er zuweilen bis zu 43 °C

Da der für den Maschinenraum verantwortliche Maschinist im Heizraum lediglich Kontrollfunktionen ausübte, waren die Arbeitsabläufe vom Personal immerhin relativ eigenständig arrangierbar.[75] Schiffsingenieure und Maschinenpersonal attestierten den asiatischen Heizern zuweilen eine materialschonende und anstellige Arbeitsweise, so daß bewährten Crews sogar Reparatur- und Wartungsaufgaben überantwortet werden konnten.[76] Nach Auffassung der Schiffsoffiziere legte es das deutsche Personal dagegen angeblich nur darauf an, „soviel als möglich zu vernichten, also Kapital zu schädigen".[77] Die relativ autonome Stellung der Feuerleute trug gewiß, neben den kulturellen Eigenarten und der Sprachbarriere, ein übriges zur Separation der asiatischen Besatzungen bei. Die verbal ohnehin stark eingeschränkte Kommunikation mit dem höhergestellten europäischen Maschinenpersonal besaß in der Regel nicht den Charakter kollegialer Umgangsformen. Keine Gleichberechtigung, sondern eine „prägnante Hierarchisierung nach Nationalität und Hautfarbe"[78] kennzeichnete dabei den gesamten Arbeitsalltag. Gemäß den Aussagen der wenigen kritischen Seeleute unter den Besatzungen war es durchaus nicht ungewöhnlich, daß mancher Europäer „den Kuli an Bord [mit] Fußtritten traktiert".[79] Eine soziale Gleichstellung der Farbigen, die bei einem nivellierten Anforderungsprofil innerhalb eines gemeinsamen Tätigkeitsbereichs zumindest formal bestand, wurde üblicherweise aufgrund der nicht durchmischten Wachgänge vermieden. Neben den außergewöhnlich zahlreichen Todesfällen durch Hitzschlag führten die extremen physischen und psychischen Überbelastungen oftmals zu Suiziden, die sich wiederum bei den chinesischen Heizern und Trimmern überproportional häuften. Von den 242 Selbsttötungen, die das Bremer Seemannsamt zwischen 1889 und 1914 registrierte, entfielen in den 106 Fällen in der Zeit von 1901 bis 1912 allein 61 Prozent auf das farbige Heizerpersonal.[80] Durch eine intensivierte Beobachtung seitens des aufsichtführenden Personals

[Forts. von Anm. 74]
feststellte. Vgl. ders., Vorlesungen für Schiffsärzte der Handelsmarine über Schiffshygiene, Schiffs- und Tropenkrankheiten, Leipzig 1906, S. 37.

75 Eine „soziale Distanz" in der Bordhierarchie zwischen den übergeordneten Maschinisten und den Feuerleuten war von den Reedern durchaus beabsichtigt und daher in den Dienstvorschriften festgeschrieben. Zitiert nach Heide Gerstenberger und Ulrich Welke, Vom Wind zum Dampf. Sozialgeschichte der deutschen Handelsschiffahrt im Zeitalter der Industrialisierung, Münster 1996, S. 183.

76 Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (im folgenden zitiert: SAPMO), ZPA I 4/6/23: Erich Kirchenknopf, Bericht über die auf Veranlassung des Deutschen Verkehrsbundes angestellten Untersuchungen: 1. Indische Seeleute an Bord deutscher Schiffe; 2. Indische Seeeleute an Land, Ms., 59 S., o. O. [1929], Nachtrag, S. I.

77 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 45): Mitteilung vom Dampfer „Lichtenfels" der „DDG Hansa" vom 20. Juli 1925 (Abschrift).

78 Vgl. Karl Marten Barfuß, a. a. O., S. 76.

79 [Erich] Ki[rchenknopf], Kuli oder Kollege, in: Verkehrsbund. Fachorgan für die Interessen der in Handels-, Transport- und Verkehrs- (Hafen-, Schiffahrt- und Wasserbau-)Betrieben Beschäftigten, Jg. 1 (1930), Nr. 27. Vgl. auch Rechtsverhältnisse der Laskaren, in: Verkehrsbund, Jg. 1 (1930), Nr. 36. Dort wird von der Mißhandlung eines indischen Heizers durch einen Ingenieur berichtet. Siehe auch Erich Kirchenknopf, Bericht über die auf Veranlassung des DVB angestellten Untersuchungen ..., S. 49–51, in dem drei Gewaltausbrüche von Schiffsoffizieren gegenüber vier Indern dokumentiert sind.

80 Vgl. Uwe Kiupel, Selbsttötung auf bremischen Dampfschiffen. Die Arbeits- und Lebensbedingungen der Feuerleute 1880–1914, in: Arbeitsplätze. Schiffahrt, Hafen, Textilindustrie 1880–1933 (= Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens, Jg. 6 [1983]), S. 15–97, hier S. 16; ferner Karl Marten Barfuß, a. a. O., S. 76. Das Hamburger Seemannsamt verzeichnete zwischen 1888 und 1897 insgesamt 224 Selbsttötungsfälle des Maschinenpersonals. Vgl. Bernhard Nocht, Vorlesungen für Schiffsärzte der Handelsmarine über Schiffshygiene, Schiffs- und Tropenkrankheiten, Leipzig 1906, S. 38.

und vor allem aufgrund technischer Innovationen wie z. B. des Einbaus von mechanischen Ventilatoren und nicht zuletzt infolge des Einsatzes von Motorschiffen gingen die Suizide erst nach dem Ersten Weltkrieg zurück.

5. „Keine Farbigen auf deutschen Schiffen": Die Debatte über die maritime Ausländerbeschäftigung während der Weimarer Republik

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs endete vorerst Deutschlands transozeanische Handelsschiffahrt, und die Frage der Beschäftigung chinesischer Seeleute wäre auch ohne die chinesische Kriegserklärung an das Deutsche Reich vom Frühjahr 1917 obsolet geworden.[81] Die von den Alliierten in den Friedensverträgen festgelegte Auslieferung der deutschen Handelsflotte brachte die deutsche Seeschiffahrt 1919/20 faktisch auf einen Nullpunkt. Dementsprechend sank die während der Vorkriegszeit erreichte Beschäftigungszahl von annähernd 80000 Seeleuten unmittelbar nach Kriegsende auf etwa 20000.[82] Infolge der extrem niedrigen deutschen Heuern in der Zeit der weltweiten Rezession im Schiffahrtsgewerbe begannen um 1920/21 sogar zwischenzeitlich einige ausländische, hauptsächlich skandinavische Reedereien, ihre Schiffe nach Deutschland umzuflaggen.[83] Die einheimischen Seeleute wanderten nun entweder in andere Berufe ab oder versuchten, zumeist in Rotterdam, Anstellungen auf skandinavischen oder niederländischen Linien zu finden, wobei sie das dort jeweils landesübliche Lohnniveau erheblich unterschritten.[84]

Der kriegsbedingte Beschäftigungseinbruch und die Anlaufschwierigkeiten der deutschen Überseeschiffahrt während einer weltweit rückläufigen Konjunkturlage führten zu einer sozialen Neuzusammensetzung der maritimen Arbeiterschaft. In letzter Konsequenz bedeutete dies den Verlust jener Stammannschaften, die z. B. vom Norddeutschen Lloyd und der HAPAG noch bis zum Ende des Krieges durch die Förderung nationaler und christlich gesinnter Berufsvereine sowie durch die Einrichtung zusätzlicher Pensions-

81 Die mit der Vertretung der chinesischen Staatsangehörigen betraute dänische Botschaft intervenierte beim Auswärtigen Amt in Berlin, da die um 75 Prozent reduzierten Heuern der Seeleute nicht mehr für die Unterstützung ihrer Familien in der Heimat ausreichten. Diese zogen offenbar eine volle Heuer der Beförderung in neutrale Häfen vor. Vgl. Staatsarchiv Hamburg (im folgenden zitiert: STAH), Deputation für Handel, Schiffahrt und Gewerbe (im folgenden zitiert DHSG), 371-8[II] S XXXIV 130.2: Schreiben des Auswärtigen Amts Nr. II, S. 5767/95380, Berlin vom 29. 11. 1914. Im Juni 1917 befand sich – außer in Bremerhaven – noch in Hamburg ein Kontingent chinesischer Seeleute. Davon beschäftigte die HAL 60 und die Rickmers-Reederei dreizehn Personen in der Hafenschiffahrt. Nach dem Kriegseintritt Chinas sah man behördlicherseits keine Veranlassung, diese Arbeitskräfte zu internieren. Die Rickmers-Reederei versuchte jedoch das akkumulierte Heuerguthaben von 6397 RM einzubehalten. Vgl. StAH, DHSG 371-8[II] S XXXIV 205: Mitteilung der Handelskammer Hamburg, Gesch.-Nr. II 670, vom 15. 6. 1917.

82 Vgl. Wilhelm Prüsse, a. a. O., S. 84.

83 Vgl. Reinhart Schmelzkopf, Die deutsche Handelsschiffahrt 1919–1939, Bd. 1: Chronik und Wertung der Ereignisse in Schiffahrt und Schiffbau, Oldenburg und Hamburg 1974, S. 40.

84 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin (im folgenden zitiert: GStAB), I Rep. 120 C XVII, Nr. 3, Vol. 3. Aus den Angaben in einer Mitteilung des Deutschen Konsulats in Rotterdam (XVI K 2433) vom 6. Dezember 1920 können 77,5 Prozent niedrigere Heuern errechnet werden. Aufgrund dieser Dumpinglöhne kamen den Rotterdamschen Lloyd die deutschen Heizer auf deren Indienlinie sogar günstiger als das indische Personal.

und Krankenkassen langfristig an die Unternehmen gebunden worden waren.[85] Die Kriegserlebnisse und die folgenden revolutionären Ereignisse in der Marine änderten die Mentalitätslage und das seemännische Berufsethos derart grundlegend, daß in Deutschland eine radikalisierte Seeleutebewegung organisatorische Ausmaße annehmen konnte, die die gewerkschaftliche Vertretungslegitimation des entschieden moderater und kooperationsbereiteren „Deutschen Transportarbeiter-Verbands" (seit 1923: „Verkehrsbund") jahrelang ernsthaft in Frage stellte. Nach der erfolglosen Streikwelle im Oktober 1919 und dem fehlgeschlagen Versuch, die in den Friedensverträgen vorgesehenen Schiffsüberführungen aus den deutschen Häfen nach England durch Blockaden und Schiffsbesetzungen zu verhindern, propagierte der syndikalistisch orientierte „Seemannsbund" die Taktik des proletarischen „Guerillakriegs" mittels „passiver Resistenz" und „Sabotage in der Schiffahrt".[86] In den von den Kapitänen und Ingenieuren der Ostasienlinien abgefaßten Schiffsberichten sind signifikante Indizien für die Wirksamkeit dieser Parole zu entdecken. So berichtete der leitende Ingenieur des NDL-Dampfers „Pfalz"[87] von zahlreichen Desertionen in den asiatischen Häfen; es sei außerdem „fast kein Auskommen mit den Leuten".[88] Zu einem ähnlich unkalkulierbaren Risikofaktor wie die minderwertige Qualität der in Colombo oder Sabang bezogenen Brennkohle geriet jetzt offenbar auch das Heizerpersonal, das sich wie im Fall des NDL-Dampfers „Coblenz"[89] „äusserst renitent zeigte und einen passiven Widerstand leistete". „Das Personal war in keiner Weise zufriedenzustellen", heißt es im selben Bericht, „nörgelte über alles und meinte, in den Tropen sei die Arbeit mit dieser Qualität von Kohle zu schwer. Es sind hauptsächlich sechs Heizer, die die übrigen Leute so verhetzen und im übelsten Sinne beeinflussen."[90] Kurzum: „Das Verhalten des Heizerpersonals war mehr als Meuterei zu

85 Im Umfeld des NDL existierten seit 1905 Unterstützungsvereine für Heizer, Decksmannschaften, Maschinistenunteroffiziere und das Küchenpersonal, die seit 1911 im Zentralverband seemännischer Berufsvereine (ZSB) zusammengeschlosssen waren. Der ZSB besaß 1914 ca. 3000 Mitglieder. Vgl. Der Seefahrer. Zeitschrift für die Interessen der seemännischen Bevölkerung. Organ seemännischer Berufsvereine, Jg. 7 (1914), Nr. 12.

86 Was nun?, in: Seemannsbund. Publikationsorgan des Deutschen Seemannsbundes. Unabhängiges Organ für alle Arbeitnehmer im Schiffahrtsgewerbe, Jg. 1 (1919), Nr. 16. Vgl. zur syndikalistischen Seeleutebewegung Hartmut Rübner, Freiheit und Brot. Die Freie Arbeiter-Union Deutschlands. Eine Studie zur Geschichte des Anarchosyndikalismus (= Archiv für Sozial- und Kulturgeschichte, Bd. 5), Berlin und Köln 1994, S. 89–128.

87 „Pfalz" (3), 7121 BRT, 3700 PS. Indienstnahme am 31. 8. 1912 für die Kosmos-Linie. Maschine während der Internierung in Chile von 1914 bis 1918 von Mannschaft beschädigt. 1922 vom NDL erworben und im Ostasienverkehr eingesetzt. Im November 1932 an die UdSSR verkauft; als „Tbilisti" am 7. 9. 1943 nach Minenexplosion an der Mündung des Jenissei (Sibirien) gesunken.

88 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 28/4): Mitteilung des 1. Ingenieurs vom 1. Juli 1922, in: Verband deutscher Reeder e. V., Betrifft: Farbige Mannschaften (Auszüge aus Berichten von Kapitänen und Ingenieuren des NDL vom 10. September 1922 bis 16. April 1924).

89 „Coblenz", 9449 BRT, 3900 PS. Indienststellung: 15. 1. 1924. Seit Februar 1924 im Ostasiendienst des NDL. 1935 als „Sicilia" an die Lloyd Triestino, Genua, veräußert. Am 5. 4. 1943 in Neapel durch Bombenangriff versenkt.

90 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 28, Anl. 4/3): Mitteilung des 1. Ingenieurs Schmidt vom 14. Juni 1924. Der Kapitän des HAPAG-Dampfers „Oldenburg" informierte die Schiffseigner über die permanente Obstruktion durch zwei kommunistische Heizerwachen, die einen „passiven Widerstand" leisteten. Dies zeigte sich darin, daß bei den betreffenden Wachen die Dampfspannung bei 10 atm stagnierte, während die dritte Wache 12 bis 13 atm erreichte. Ebda. (Bl. 28, Anl. 1): Auszug aus dem Kapitänsbericht, datiert vom 20. April bis 8. Juni 1924.

bezeichnen."[91] Die Reeder zogen die Konsequenzen aus dem Dilemma mit dieser politisierten Form der Arbeitsverweigerung bzw. -verzögerung nicht durch arbeitstechnische Innovationen und eine (tropen)adäquatere Verpflegung, sondern vielmehr durch die Stigmatisierung der militanten Seeleute, um somit deren Substituierung durch leichter zu führende nichtweiße Besatzungen gegenüber den Behörden zu begründen.

Um einerseits die Betriebskosten der Dampfer zu minimieren und andererseits die für die Einhaltung der Fahrpläne im Linienverkehr vorgesehenen Geschwindigkeiten zu erreichen, waren die Schiffsreedereien an einem auf möglichst effiziente Brennstoffverwertung bedachten Personal interessiert, dem die Akklimatisierung an die enormen Temperaturschwankungen aufgrund einer längeren Berufserfahrung weniger Schwierigkeiten als unbefahrenen Anfängern bereitete.[92] Nach der Überwindung der mit der Inflations- und Wirtschaftskrise einhergehenden Massenarbeitslosigkeit unter den deutschen Seeleuten war ein solches Stammpersonal seit 1924 schwieriger zu rekrutieren. Während der Inflationszeit waren die deutschen Reedereien vorerst noch gezwungen gewesen, auf die Anwerbung asiatischer Besatzungen zu verzichten, da die ausländischen Arbeitskräfte in einer wertbeständigen Währung entlohnt werden mußten. Eine Ausnahme bildete lediglich die Bremer „DDG Hansa", die seit dem Sommer 1923 auf zwei Dampfern in der wiedereröffneten Asienfahrt das Maschinenhilfspersonal auswechselte, worauf der freigewerkschaftliche „Verkehrsbund" unverzüglich beim Reichsarbeitsministerium Protest einlegte.[93] Das gleiche geschah seitens der Bremer Arbeiterkammer, die im Januar 1925 gegenüber der Senatskommission für Handel und Schiffahrt Beschwerde führte, daß der NDL nach der Reparatur des zuvor im Juni 1924 in südchinesischen Gewässern gestrandeten Dampfers „Saarbrücken"[94] erstmals eine chinesische Besatzung übernahm und diese dann nach der beendeten Heimreise weiterbeschäftigte.[95] Der Wiedereinstieg in den außereuropäischen Arbeitsmarkt war zu diesem Zeitpunkt bereits vollzogen, wenngleich die Anwerbung asiatischer Seeleute erst allmählich wieder größere Ausmaße annahm. Um die Jahreswende 1924/25 fuhren lediglich 200 indische und 100 chinesische Seeleute auf den deutschen Überseelinien. Einige Monate später hatte sich diese Zahl indessen bereits mehr als verdoppelt.[96] Gleichwohl entsprach dieses

91 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 28, Anl. 4/7): Bericht des 2. Ingenieurs O. Gittner des Dampfers „Coblenz" an den technischen Betrieb des Norddeutschen Lloyd in Bremerhaven vom 7. März 1925 (Abschrift). In den Schiffsberichten der NDL-Dampfer „Holstein", „Schlesien", „Trier" und „Sierra Morena" ist von ungewöhnlich hohen Ausfällen durch Krankheit und von Leistungsdefiziten die Rede. Auf den Dampfern „Pfalz" wird 1922 von der Bedrohung des Kapitäns durch einen Heizer berichtet, die mit zwei Monaten Gefängnis geahndet wurde. Zu Widersetzlichkeiten und Desertionen kam es auf „Saarbrücken", „Ludwigshafen" sowie der bereits erwähnten „Coblenz". Ebda. (Bl. 28, Anl. 4/1–8; 1922–1925).

92 P[aul] Schmidt, Über Hitzschlag an Bord von Dampfern der Handelsflotte, seine Ursachen und seine Abwehr ..., S. 220 f. Es galt spätestens seit dieser Untersuchung als gesicherte Erkenntnis, daß „trainirte Leute (ältere Heizer)" „unverhältnismässig" weniger häufig an Hitzeerkankungen litten als „Neulinge".

93 Siehe Patriotismus und deutsche Reeder, in: Die Schiffahrt, Jg. 24 (1925), Nr. 2; StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 28): Mitteilung des Verbands deutscher Reeder e.V. an das Reichsarbeitsministerium (RAM) vom 14. April 1925.

94 „Saarbrücken", 9429 BRT, 4200 PS. Indienstellung: 31. 10. 1924. Jungfernreise Bremen–Ostasien im November 1923. Seit 1935 als „Toscana" für Lloyd Triestino; 1962 in Genua abgewrackt.

95 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 428: Protestnote der Bremer Arbeiterkammer vom 26. Januar 1925.

96 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 27, Anl. 2): Die Bremer „DDG-Hansa", auf deren Schiffen 1924 ca. 1300 Besatzungsmitglieder beschäftigt waren, ersetzte auf sieben Schiffen 274 europäische durch 548 indische

Kontingent einer nahezu marginalen Beschäftigungsquote, die sich kaum in Prozentpunkten wiedergeben läßt.[97]

Um die Praxis der Ausländerbeschäftigung für die Zukunft zu reglementieren, beraumte das Reichsarbeitsministerium für den 24. April 1925 eine Besprechung an, auf der die Vertreter von Reedereien, Berufsverbänden, Berufsgenossenschaft und zuständigen Ministerien noch einmal die inzwischen allseits bekannten Argumente austauschten. Während der freigewerkschaftliche Verkehrsbund die Maximalforderung „Keine Farbigen auf deutschen Seeschiffen" wiederholte, kommentierte Regierungsrat Petzet[98] in seiner Eigenschaft als Vertreter des NDL die mittlerweile vollendeten Tatsachen, wenn er erklärte, „man habe [...] nur die Vorkriegsverhältnisse wiederhergestellt". Aufgrund der schlechten Erfahrungen mit dem Krankheitsstand der deutschen Mannschaften kündigte ferner die Rickmers-Linie die Einstellung farbiger Heizer und Trimmer an.[99] Für die Reeder überraschend, unterstützte mit dem „Verein Deutscher Kapitäne und Offiziere der Handelsmarine" ein Angestelltenverband der höheren Dienstgrade den Repräsentanten des Reichsarbeitsministeriums. Dieser schlug seinerseits vor, „die Beschäftigung Farbiger auf deutschen Schiffen auf das objektiv unbedingt notwendige Maß [zu] beschränken". Offiziell waren sich zwar alle Beteiligten darüber einig, daß allenfalls gesundheitliche,[100] keinesfalls wirtschaftliche Gründe für eine Entscheidung ausschlaggebend seien, doch der Bremer Abgesandte unterstrich die ökonomischen Prioritäten recht deutlich und gab „weisungsgemäß zum Ausdruck, daß es unter keinen Umständen angehe, die deutsche Seeschiffahrt Bestimmungen zu unterwerfen, die die ausländische Konkurrenz nicht kenne, weil durch solche Bestimmungen die deutsche Seeschiffahrt in ihrer Wettbewerbsfähigkeit mit der ausländischen behindert werde".[101] Abschließend verwiesen die Verhandlungsparteien die endgültige Entscheidung an eine Schiedsinstanz, die den Sachverhalt unter Berücksichtigung eines „Gutachtens des Reichsgesundheitsamts

[Forts. von Anm. 96]
Seeleute. Auf den Schiffen der „Hamburg-Amerika-Linie" geschah dies zunächst nur auf dem Dampfer „Odenwald", wo 36 Chinesen 24 Europäer ablösten. Die „DDG-Hansa" sparte dadurch 58,5 Prozent, die HAL 53,4 Prozent an den monatlichen Lohn- und Verpflegungskosten. Siehe die Mitteilung von der Arbeiter- und Angestelltenkammer an die Bremer Senatskommission für Handel und Schiffahrt vom 18. April 1925.

97 Nach Mitteilungsblatt der Internationalen Transportarbeiter Föderation, Jg. 3 (1925), Nr. 3, S. 39. GStAB I Rep. 120 C XVII 3, Nr. 91, Vol. 5: „Niederschrift der Besprechung vom 24. April 1925 im Reichsarbeitsministerium über Beschäftigung farbiger Seeeleute auf deutschen Schiffen", S. 8.

98 Arnold Petzet (1868–1941), Jurist, wurde 1899 nach Bremen in die Eisenbahnverwaltung berufen. Übernahm im Rang eines Regierungsrats 1902 den Vorstand der Verkehrsinspektion. Petzet stand in freundschaftlicher Verbindung mit dem Generaldirektor des NDL, Heinrich Wiegand. Seit 1906 als Firmendirektor im Lloydvorstand, schied er 1927 im gegenseitigen Einvernehmen aus dem Amt, da er die Fusionsbeschlüsse der Reederei ablehnte. Vertrat den Zentralverband deutscher Reeder bei den Verhandlungen der ILO über die internationale Seemannsordnung in Genf.

99 GStAB I Rep. 120 C XVII 3, Nr. 91, Vol. 5: Niederschrift der Besprechung vom 24. April 1925 im Reichsarbeitsministerium über Beschäftigung farbiger Seeeleute auf deutschen Schiffen, S. 2–4.

100 „Daß die Beschäftigung Farbiger" weniger „aus reinem Menschlichkeitsempfinden" als aus Gründen der „Profitrate" geschah, konstatierte die kommunistische Gewerkschaftspresse sicher nicht zu Unrecht. Siehe: Die Ausbeutung der farbigen Seeleute und die Aufgaben der internationalen Transportarbeiter-Verbände, in: Der internationale Transportarbeiter. Herausgegeben vom Internationalen Propaganda-Komitee der revolutionären Transportarbeiter, Jg. 6 (1927), Nr. 1.

101 StAB 4,49-1349: Ministerialdirektor Klünner von der Bremischen Gesandtschaft an die Senatskommission für Reichs- und Auswärtige Angelegenheiten (I. Nr. 1306/B.-Nr. 199), Berlin, 24. April 1925.

über die Frage, ob und inwieweit aus gesundheitlichen Gründen die Verwendung farbigen Personals in der deutschen Seeschiffahrt notwendig sei", beurteilen sollte.[102]

Da der Befund keiner zentralen Instanz allein überlassen werden sollte, wies die Regierungsstelle die Küstenländer an, durch eigene Stellungnahmen das Fachgutachten zu stützen. Zuerst geschah dies von seiten der Hamburger Behörden und des „Aktionsausschusses seemännischer Berufsvereine" durch Prof. Dr. Nocht.[103] Der bestätigte zwar die eingeschränkte Leistungsfähigkeit der weißen gegenüber den farbigen Feuerleuten in tropischen Breiten, attestierte beiden Beschäftigungsgruppen gleichwohl eine generelle identische Arbeitsfähigkeit. Der von der Bremer Kommission für Handel und Schiffahrt beauftragte Vorsitzende der Medizinalkommission des Senats, Prof. Dr. Tjaden,[104] stellte die Ausführungen Nochts jedoch in Zweifel und führte als Gegenargument die erhöhte Krankheitsanfälligkeit des europäischen Heizerpersonals bei hohen Temperaturen, großer körperlicher Belastung und Alkoholkonsum an.[105] Der Vertreter des Bremer Senats in Berlin wurde demgemäß durch die Kommission für Handel und Schiffahrt aus Gründen des Wettbewerbs, der Aufrechterhaltung eines geordneten Linienbetriebs und „zur Schonung der weißen Schiffsmannschaften" angewiesen, auf die Einstellung farbiger Seeleute zu drängen.[106] Das umfangreiche Gutachten des Reichsgesundheitsamts konzedierte abschließend einen „auf Rasseeigentümlichkeiten beruhenden Unterschied" der Seeleute und kam zu dem Ergebnis, „die Frage, ob aus gesundheitlichen Gründen die Verwendung farbigen Personals in der deutschen Seefahrt notwendig sei, [...] für Fahrten in Gegenden, wo Wärmeverhältnisse besonders ungünstig sind, wie z. B. im Roten Meer und im Indischen Ozean, hinsichtlich des in den Kesselräumen, Bunkern und ähnlich beschäftigten Personals zu bejahen".[107] Nach Auffassung der Reeder waren „mit diesem Gutachten die Meinungsverschiedenheiten begraben, welche sich zum Schaden des sozialen Friedens seit Jahr und Tag an den Gegenstand ‚Farbige Seeleute auf deutschen

102 Niederschrift der Besprechung vom 24. April 1925 im Reichsarbeitsministerium über Beschäftigung farbiger Seeeleute auf deutschen Schiffen, a. a. O., S. 4 und S. 11.

103 Bernhard Nocht (1857–1945), von 1883 bis 1892 Marinearzt, gründete 1900 das seit 1942 nach ihm benannte Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten in Hamburg. Übernahm 1906 als Professor die Leitung des Medizialwesens der Hansestadt. Nocht erwarb sich Anerkennung mit seinen Forschungen über die Malaria und die Beriberikrankheit.

104 Hermann Tjaden (1861–1952) war von 1885 bis 1896 zunächst Landarzt in Klosterberg (Kreis Groß-Gerau), dann Kreisassistenzarzt und wurde 1900 als Regierungsrat an das kaiserliche Gesundheitsamt in Berlin berufen. Seit 1901 Direktor des dortigen Bakteriologischen (ab 1903: Hygienischen) Instituts. Im folgenden Jahr verlieh ihm der Bremer Senat den Professorentitel. Seit 1904 fungierte Tjaden als Geschäftsführer des Bremer Gesundheitsrats, der der Medizinalkommission des Senats beigeordnet war (Aufgabengebiet: Wohnungs- und Schiffshygiene, Trinkwasserverhältnisse etc.). Von 1911 bis zu seinem Ruhestand im Jahr 1926 Medizinalrat, vertrat er zwischenzeitlich (1919/20) die DDP in der Bremer „Nationalversammlung".

105 Das auf den 2. Juni 1925 datierte ärztliche Gutachten Tjadens bestand lediglich aus allgemeingehaltenen Argumenten und aus der unbelegten Hypothese über den gewohnheitsmäßigen Alkoholkonsum des Maschinenpersonals, die sich teilweise auf Fachaufsätze stützte. StAB 4,49-1349: Senatskommission für Reichs- und Auswärtige Angelegenheiten (A 1753) vom 17. Juni 1925.

106 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 41): Auszug aus dem Senatsprotokoll vom 12. Juni 1925, S. 797.

107 Siehe: Gutachten des Reichsgesundheitsamts über die Beschäftigung farbiger ausländischer Seeleute auf deutschen Schiffen (erstattet im Anschluß von Verhandlungen im Reichsarbeitsministerium über diese Angelegenheit, bearbeitet von Oberregierungsrat Dr. Bogusat), in: 5. Beiheft zur Nr. 18 vom 5. Mai 1926 des Reichs-Gesundheitsblattes. Hrsg. vom Reichsgesundheitsamt Berlin, S. 123–134, hier S. 133.

Schiffen' geknüpft"[108] hätten. Doch der „Aktionsausschuß seemännischer Berufsvereine", der als berufsübergreifender Zusammenschluß des deutschen Schiffahrtspersonals nahezu alle freigewerkschaftlichen Mannschaftsvertretungen und berufsständischen Vereinigungen bis zum Kapitänsverein integrierte, hielt den „Kampf um das Recht der deutschen Seeleute, auf deutschen Schiffen in erster Linie beschäftigt zu werden", durch die Entscheidung für „selbstverständlich nicht abgeschlossen".[109] Das Reichsarbeitsministerium verwies die offensichtlich unbequeme Angelegenheit letztlich an die Arbeitskonferenzen der „Internationalen Arbeitsorganisation" (ILO), die immerhin die Gleichbehandlung der asiatischen Seeleute schon aus Rücksicht auf den chinesischen Mitgliedspartner thematisierte, die jedoch (bis heute) keine multilateral bindenden Richtlinien zur Lösung dieses Problems verabschiedete.

Ohne durch formalrechtliche Einschränkungen behindert zu sein, intensivierten die Reeder in der Folgezeit die Anmusterung asiatischer Seeleute. Daß dies nach wie vor aus Rentabilitätsgründen geschah, bestätigt ein Vergleich der Heuern vom Frühjahr 1925 (vgl. Tabelle 2).

Tabelle 2: Heuern deutscher und asiatischer Seeleute im Frühjahr 1925 (in Mark)

	Deutsche	Chinesen	Inder
Matrosen	84	—	29,90
Heizer	95	52	35,10
Trimmer	81	52	28,60

Quelle (ohne Angabe der Reederei): Hansa, Jg. 62 (1925), Nr. 15, S. 606.

Schon vor Beginn der im Jahr 1929 einsetzenden Weltwirtschaftskrise war das Fahrtgebiet der asiatischen Seeleute – wie schon vor dem Krieg – nicht mehr auf die Ostasienfahrt beschränkt. Der NDL setzte z. B. spätestens seit 1928 chinesisches Waschpersonal auf den Passagierdampfern nach Australien, den La-Plata-Staaten, dem Orient, Skandinavien und Spitzbergen ein. Für die chinesischen Wäscher war nach Aussagen des Bremer Seemannsamts zu diesem Zeitpunkt „kein gleichwertiger Ersatz durch Deutsche"[110] verfügbar, was sehr wahrscheinlich auf den als feminin eingeschätzten Charakter dieser Tätigkeit zurückzuführen sein dürfte. Im ostasiatischen Küstenverkehr bemannte der NDL die anreisenden Frachtdampfer bereits wieder wie „üblich" mit Ausnahme des Kapitäns und jeweils dreier Offiziere und Ingenieure mit chinesischen Mannschaftsdienstgraden.[111] Da die Beschäftigungsstatistiken aus den zwanziger und dreißiger Jahren

108 Farbige Seeleute auf deutschen Schiffen, in: Hansa. Organ für alle Interessen der Seeschiffahrt, Binnenschiffahrt, Hochseefischerei und Schiffbau, Jg. 63 (1926), Nr. 22, S. 866.

109 StAB 4,24-B.1.l.: Brief des Aktionsausschusses an das RAM Berlin vom 24. August 1926.

110 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342 (Bl. 57): Seemanns-Amt Bremen (I. Nr. 1706/XXIII) vom 24. September 1928.

111 Walter Sporleder, Erinnerungen an die deutsche Schiffahrt in der Südsee, in: Bremisches Jahrbuch, Bd. 58 (1980), S. 177–200, hier S. 180.

nicht vorliegen, kann hinsichtlich der Größenordnung der nichtweißen Arbeitskräfte auf deutschen Handelsschiffen lediglich eine Schätzung aus dem Jahr 1931 angeführt werden, die eine Zahl von 4000 bis 5000 Seeleuten angibt.[112]

Zu diesem Zeitpunkt zeichnete sich längst die endgültige Trendwende zu dieselbetriebenen Motorschiffen ab, und von daher war es offensichtlich, daß der Bedarf an Heizerpersonal bei einem rückläufigen Einsatz von kohlebefeuerten Dampfschiffen nun zwangsläufig sinken würde. Die sich allmählich durchsetzende Dieselmaschine veränderte das Anforderungsprofil des Maschinenpersonals gravierend, denn ein vollkommen mechanisierter Verbrennungsprozeß erforderte entschieden weniger manuell zu verrichtende Arbeitsabläufe. Die Besatzungsstärken ließen sich folglich um ein vielfaches vermindern, denn die abkömmlichen Heizer und Trimmer brauchten trotz des gestiegenen Bedarfs an Kontroll- und Wartungspersonal nur in einem entschieden geringeren Ausmaß ersetzt werden.[113]

Im weltweiten Übergangsprozeß zum Motorschiffbau, der bereits Anfang der zwanziger Jahre einsetzte, hatten die deutschen Reeder allerdings den günstigsten Moment verpaßt, als sie bei der Entscheidung über die Antriebsart ihrer hochsubventionierten Nachkriegsneubauten noch auf die bis dahin etablierte Dampfmaschine setzten. Gegen Ende der zwanziger bis Anfang der dreißiger Jahre lagen die Kombischiffe (das sind kombinierte Fracht- und Passagierschiffe) der Ostasienlinie des NDL nicht nur hinsichtlich der Geschwindigkeit, sondern auch aufgrund ihrer geringeren Größe erheblich hinter der internationalen Konkurrenz zurück.[114] Der Betrieb der veralteten Einheiten ließ sich durch den verstärkten Einsatz billiger asiatischer Arbeitskräfte mittelfristig rationalisieren, um durch die somit eingesparten Kosten den Bau von modernisierten Neubauten zu finanzieren.[115] Aus der Retrospektive wird diese mangelnde Innovationsbereitschaft in folgendem Wortlaut kommentiert: „Das Heizerproblem wird weiterhin [1927/28] durch den Einsatz klimagewohnter Laskaren, durch einheimische Heizer aus Indien gelöst. Und mit Schmunzeln läßt man erst einmal andere Reedereien mit weiteren Motorschiff-Experimenten ‚die Nase verbrennen'." Da die Heuern „bezüglich ihrer Höhe die variabelste Grösse in der Gesamtheit der Arbeitsbedingungen der Schiffsleute"[116] waren (und

112 Die Heuerlisten geschlossen, in: Hamburger Echo, Jg. 57 (1931), Nr. 152 vom 5. Juni. Bemerkenswert ist der folgende, an die Adresse der Nationalsozialisten gerichtete Hinweis des sozialdemokratischen Organs: „Die Nazipresse würde ihren Lesern einen Dienst erweisen, wenn sie ihnen einmal ausführlich erzählte, daß heute angesichts der gewaltigen Erwerbslosigkeit unter den deutschen Seeleuten auf deutschen Handelsschiffen noch 4000 bis 5000 Farbige als Lohndrücker beschäftigt werden."

113 Vgl. dazu Uwe Kiupel, Vom kohlenbefeuerten Dampfschiff zum Motorschiff. Die Auswirkungen der Veränderungen im Schiffsbetrieb und der Feuerung auf die Arbeit des Maschinenpersonals, in: Von der Dampfbarkasse zum Containerschiff. Werften und Schiffbau in Bremen und der Unterweserregion. Hrsg. von Peter Kuckuk, Hartmut Roder und der Hochschule Bremen, Bremen 1988, S. 34–49; bes. S. 43–47.

114 Vgl. Arnold Kludas, Die Geschichte der deutschen Passagierschiffahrt, Bd. V: Eine Ära geht zu Ende. 1930 bis 1990, 2. Aufl., Augsburg 1994, S. 83 f.; ferner Johann Scholvin, Die deutsche Schiffahrt nach dem Süden und Osten (Afrika, Asien, Australien) seit Beendigung des Weltkrieges (= Universitas-Archiv, Bd. 93), Emsdetten (Westf.) 1938, S. 92 f.

115 Hans Georg Prager, DDG Hansa. Vom Liniendienst bis zur Spezialschiffahrt, Herford 1976, S. 50. Nach Gewerkschaftsangaben musterte die HAPAG ihre deutschen Besatzungen ab und erhöhte danach die Besatzungsstärken durch billigere chinesische Arbeitskräfte um 33 Prozent. Vgl. Die schwarzweißrote Hapag endeckt ihr – Chinesenherz, in: Verkehrsbund, Jg. 2 (1931), Nr. 12.

116 Erich Schrötter, Arbeitgeber und Arbeitnehmer in der Seeschiffahrt ..., S. 75.

sind), stellt die Einstellung von tarifvertraglich ungebundenen farbigen Seeleuten deshalb eine ebenso einfache wie drastische Form einer Lohnreduzierung dar. Das mögliche Sparpotential bei den Lohnausgaben war im Betriebshaushalt eines Dampfschiffes freilich eher gering einzustufen. Je nach Fahrtroute und Typ des Dampfschiffs betrugen die Aufwendungen für Verpflegung und Heuern lediglich zwischen 7 und 16 Prozent von den Gesamtkosten einer Betriebsperiode.[117] Im Vergleich dazu verursachte die Anschaffung der Brennkohle wesentlich höhere Ausgaben (ca. 25 Prozent).[118] Eine gesteigerte Aufnahme der preiswerten und qualitativ hochwertigen europäischen Kohle bedeutete notwendigerweise eine Reduktion der Laderaums und damit den Verlust von lukrativen Frachtkapazitäten. Im Vordergrund der betriebswirtschaftlichen Rentabilitätskalkulation stand daher die möglichst effiziente Verwertung des Brennstoffs, was einen reibungslos ablaufenden Dienstbetrieb und den Einsatz von erfahrenen und kooperationsbereiten Feuerleuten voraussetzte.

Als schließlich der technologische Innovationsprozeß anlief, führte dies jedoch zu keinen sinkenden Beschäftigungsraten des nichteuropäischen Personals. Die Aufgabenbereiche der chinesischen Mannschaften dehnten sich nun von den Dienstleistungen (Wasch-, Bedienungs- und Kochpersonal) auf zusätzliche einfache Wartungstätigkeiten an der Maschine und bald auch auf die Arbeit an Deck aus. Unter den Bedingungen der gesetzlich unreglementierten Anwerbungsmöglichkeiten zwischen 1924 und 1934 wurde der außereuropäische Arbeitsmarkt in den Jahren der Wirtschaftskrise noch extensiver genutzt.

6. Subordination und Renitenz: Konflikte mit dem chinesischen Schiffspersonal

Der Übergang von einem auf den Prinzipien der Gegenseitigkeit beruhenden, handwerklich geprägten Gildensystem lokaler Berufsvereinigungen zu industrieverbandsähnlichen Organisationsstrukturen der chinesischen Seeleute war nicht zuletzt durch die einschneidenden Erfahrungen bestimmt, die sie als Fremde auf ausländischen Schiffen machten.[119] Impulse, die zu einer eklatanten Politisierung beitrugen, gingen insbesondere

117 Die Lade- und Löschkosten schlugen sich in den Kapital- und Betriebskosten eines typischen Dampfschiffes hingegen mit 26 bis 35 Prozent nieder. Vgl. a. a. O., S. 72 ff. Wenn Heuer und Verpflegung nach Dienstgraden differenziert werden, dann ergibt sich bei der Indienfahrt ein Verhältnis von 3,92 Prozent (Deck) und 4,46 Prozent (Maschine). Siehe Carl Commentz, Die Grundlagen der Rentabilität von Frachtschiffen und ihre Beeinflußung durch die moderne Technik, Charlottenburg 1912, S. 50.

118 In Berechnungen aus der Nachkriegszeit werden für die Heuern eines auf der Australienroute verkehrenden Dampfers 12 Prozent veranschlagt. Die Brennstoffkosten werden hingegen mit 27 Prozent kalkuliert. Vgl. Arnold Rehm, Die Wirtschaftlichkeit moderner Antriebsmethoden in der Seeschiffahrt und ihre Bedeutung für den Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte, Phil. Diss., Rostock 1922, S. 23. Ein Frachtdampfer mit 7500 Tonnen Tragfähigkeit, 2300 PS, verursachte bei 10,5 Seemeilen Durchschnittsgeschwindigkeit und einer Besatzungsstärke von 50 Seeleuten z. B. 1913 täglich 44 Prozent (1925: 46 Prozent) Selbstkosten (Heuern, Verpflegung, Ausrüstung, Reparaturen und Versicherung ohne Zins- sowie Amortisationskosten) und 56 Prozent an Aufwendungen (1925: 54 Prozent) für die Brennkohle. Errechnet nach Sven Helander, Seeschiffahrt, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaft, Bd. 7, 4., aktualisierte Aufl., Jena 1926, S. 303–423, hier S. 319. Commentz ermittelt für die Indienfahrt 8,38 Prozent Personal- (inkl. Proviant) bei 25,69 Prozent Befeuerungskosten. Vgl. Carl Commentz, a. a. O., S. 50.

von der kommunistischen „Roten Gewerkschaftsinternationale" (RGI) aus, die seit ihrer Gründung im Jahr 1921 unter den etablierten Transportarbeiterverbänden der westlichen Hemisphäre zwar nur Erfolge von sekundärer Bedeutung verzeichnete, jedoch im Wirkungskreis der nationalrevolutionären und antiimperialistischen Befreiungsbewegungen Asiens auf eine beträchtliche Resonanz stieß. Unter dem Einfluß radikalisierter Funktionäre entwickelte sich die „Chinese Seamen's Union" zu einer militanten Gewerkschaft,[120] die im Januar 1922 – in der Atmosphäre einer weltweiten Streikwelle im Schiffahrtssektor – einen aufsehenerregenden Streik gegen die kommerziellen Arbeitsvermittlungsstellen und die ausländischen Reedereien initiierte. Dieser Arbeitskampf weitete sich zu einer Generalstreikbewegung aus, an der sich insgesamt 120000 Menschen beteiligten, die allein in Hongkong über 151 Schiffe mit 280000 BRT immobilisierten.[121] Für die chinesischen Seeleute war dieser Erfolg von einschneidender psychologischer Bedeutung, der sicher einiges von der Akzeptanz des inferioren Status, den die Europäer den chinesischen Arbeitskräften zuwiesen, erschütterte. Nach dem Zusammenbruch der Allianz zwischen der Kommunistischen Partei und der nationalistischen Kuomintang Tschiang Kai-scheks[122] im Jahr 1927 sah sich die als radikal geltende Seeleutebewegung

119 Die Anfänge der organisierten Interessenvertretung chinesischer Seeleute reichen bis vor den Ersten Weltkriegs zurück. 1914 gründetete die „Chinese Revolutionary Party" auf der kanadischen „SS Monteagle" die „Mutual Benefit Society", die ihr schiffgestütztes Hauptquartier bald nach Hongkong verlegte und dort ohne besonderen Erfolg als „Chinese Seamen's Philanthropic Society" firmierte. Am 28. Februar 1921 reorganisierte sich dieser gildenähnliche Verband als „Chinese Seaman's Union" (CSU). Deren Führer standen in engen Verbindungen zur kommunistischen Bewegung und z. T. auch zum linken Flügel der nationalistischen Kuomintang. Ab 1927 begann sich die CSU in verschiedene lokale Oppositionen kommunistischer und nationalistischer Provenienz aufzuspalten, um schließlich unter den Einfluß der Kuomintang zu geraten. 1932 vorübergehend in „Chinese Seamen's Federation" umbenannt (1932: 8300; 1933: 9600; 1934: 12000; 1935: 14000 Mitglieder), trat die Organisation dem regierungsnahen Dachverband „Chinese Association of Labor" bei. Dessen assoziierten Verbänden waren Arbeitskämpfe untersagt. Die Hauptaufgabe der CSU (1942: 37667 Mitglieder) beschränkte sich weitgehend auf eine Rolle als offizielle Vertretung Chinas bei der ILO in Genf. Vgl. Nym Wales, The Chinese Labor Movement, a. a. O., S. 202–212.

120 Zu einem Zeitpunkt, als die kommunistischen Gewerkschaftsoppositionen mit wenigen Ausnahmen in den sozialistisch/sozialdemokratisch dominierten Arbeiterorganisationen Europas ein Minderheitendasein fristeten, trat der allchinesische Gewerkschaftsbund 1925 mit 2,8 Millionen Mitgliedern zusammen mit dem angeschlossenen Seeleuteverband offiziell der RGI bei. Einzelne chinesische Regionalorganisationen der Seeleute waren bereits seit 1922 in der RGI vertreten. Der Landesverband vollzog diesen Schritt spätestens 1924. Vgl. den Bericht des Vollzugsbüros der Roten Gewerkschaftsinternationale. An den dritten Kongreß der R. G. I. in Moskau am 5. Juli 1924, Berlin o. J., S. 118. Die dort mit 50000–60000 bezifferte Mitgliederzahl ist sicher zu hoch angesetzt. Detaillierte Angaben dazu finden sich vermutlich bei Reiner Schwarz, Die Revolutionierung des chinesischen Seeleuteverbandes, Diss., Deutsche Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin 1970 (Ms., 230 S.); vgl. auch ders., Adam Lindner – ein Pionier des proletarischen Internationalismus, in: Mitteilungen des Instituts für Orientforschung. Hrsg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin, Jg. 1970, Nr. 4, S. 588 ff. Beide Arbeiten standen mir bei der Abfassung dieses Aufsatzes nicht zur Verfügung.

121 Jean Chesneaux, Chinese Labor Movement 1919–1927, Stanford (California) 1968, S. 180 ff. Die chinesischen Seeleute setzten Lohnerhöhungen von 20 bis 30 Prozent durch. Die von den ausländischen Reedern zugesagten $ 200000 (andere Quellen sprechen von $ 360000) Entschädigungsleistungen wurden nie ausgezahlt. Vgl. Nym Wales, The Chinese Labor Movement, a. a. O., S. 27 f. und S. 202.

122 Tschiang Kai-schek, eigentlich Tschiang Tsdung-tschen (1887–1975), Marschall und Politiker, der bereits an der chinesischen Revolution von 1911 beteiligt war. Ab 1926 Generalissimus der nationalistischen Kuomintang-Armee, die zunächst mit der KPCh kooperierte. Von 1928 bis 1943 Präsident der nationalchinesischen Regierung, dann kurzzeitig Staatsoberhaupt, bis er 1949 der kommunistischen Bewegung Mao Tse-tungs unterlag. Seit 1950 Staatspräsident des nationalchinesischen Taiwan.

zunehmenden Repressionen ausgesetzt.[123] Die folgende offizielle Auflösung des Seeleuteverbands führte zu einem drastischen Mitgliederschwund. Unter den erschwerten Umständen eines halblegalen Status gelang dennoch die Umstellung der Verbandsstrukturen auf ein straff organisiertes Schiffszellensystem, das nach eigenen Angaben ca. 1500 Seeleute mit einem auf 6000 Personen eingeschätzten Wirkungskreis erfaßte.[124]

Zu Widersetzlichkeiten von chinesischen Besatzungsangehörigen gegenüber deutschen Vorgesetzten war es schon vor dem Krieg gelegentlich gekommen.[125] Die mit solchen Vorfällen konfrontierten Stellen werteten und ahndeten diese Verhaltensweisen zumeist als individuelle Kontrollverluste überbeanspruchter Heizer oder Kohlentrimmer. Unzufriedenheiten führten im allgemeinen nicht zu kollektiven Revolten, sondern zu passiven Reaktionsformen: „Infolge Unkenntnis ihres Rechtes äussert sich diese Auflehnung lediglich im Schimpfen über Vorgesetzte bezw. in häufigerem Schiffswechsel."[126] Ein derartiges Verhalten ist auch ein Indiz dafür, daß das hierarchische Beziehungssystem der chinesischen Besatzungseinheiten allenfalls in Ausnahmesituationen ihre sozialdisziplinierende Wirkungskraft verlor.

Erst für die Zeit der Weltwirtschaftskrise liegen konkrete Hinweise für eine (auch international) ansteigende Renitenz des chinesischen Schiffspersonals vor, die eine neue Qualität ihres Konfliktverhaltens erkennen lassen.[127] Diese Vorfälle sollten zwar keinesfalls als ein generelles Verhaltensmuster chinesischer Seeleute interpretiert werden, sie stehen gleichwohl paradigmatisch für die Abkehr von einer durch die religiöse Erziehung tradierten devoten Grundeinstellung gegenüber den Autoritäten. Durch den Kontakt mit zuvor unbekannten Umgangsformen war es für die chinesischen Seeleute nur eine Frage der Zeit, bis die normative Ethik des Konfuzianismus mit ihrem charakteristischen

123 Die breite Aufstandsbewegung in den Jahren zwischen 1925 und 1927 wurde blutig niedergeschlagen. Im Verlauf der Unruhen im Mai 1925 erschoß die Polizei allein in Shanghai 41 Personen. Siehe The Red Seaman of Asia. Bulletin of the International Transport Workers Union / Red International of Labor Unions, Vol. 1 (1925), No. 8. Zur Vorgeschichte und zum Anteil der im westlichen Ausland radikalisierten Studenten an diesen Ereignissen vgl. Jürgen Osterhammel, Shanghai, 30. Mai 1925. Die chinesische Revolution, München 1997, S. 84–99. Die Mitgliederstärke der KPCH sank indessen von 57900 im April 1927 auf ca. 10000 gegen Ende desselben Jahres. Vgl. Marcia R. Ristaino, Communist Strategy by 1928: The Mobilization of Discontent, in: The China Quarterly. An International Journal for the Study of China, Nr. 84 (1980), S. 694–719, hier S. 697.

124 Vgl. Wie die Seeleute Chinas kämpfen. Rede des Genossen Lin-Zan-How auf dem V. Kongreß der Roten Gewerkschaftsinternationale, in: Rotes Gewerkschafts-Bulletin. Informationsorgan der Roten Gewerkschaftsinternationale für Mitteleuropa, Jg. 10 (1930), Nr. 68 (Sondernummer), S. 444. Nachdem die KPCh erst 1927 die leninistischen Kaderorganisationsprinzipien übernommen hatte, war die Partei in betriebliche Basiseinheiten umstrukturiert worden. Zur propagandistischen Außenwirkung und als koordinierende Informationsquelle der Betriebs- und Schiffszellen dienten sog. „Mosquito-Papers", in denen, neben Berichten über Arbeitsbedingungen und politische Themen, auch populäre Literatur und Volksmusik verbreitet wurden. Siehe Marcia R. Ristaino, Communist Strategy ..., a. a. O., S. 700 ff.

125 Erste Einzelfälle werden auf das Jahr 1896 datiert. Während der chinesischen Revolution 1911 wird eine Häufung derartiger Vorkommnisse registriert. Vgl. dazu Sibylle Küttner, „Farbige Seeleute" ..., a. a. O., S. 38 f.

126 Erich Kirchenknopf, Bericht über die auf Veranlassung des Deutschen Verkehrsbundes angestellten Untersuchungen ..., a. a. O., Nachtrag, S. II.

127 Siehe: Chinese Seamen Strike in Sunderland, in: The Seafarer. Organ of the S. M. M. (British Section of the International of Seamen and Harbour Workers), Vol. 1 (1932), No. 10; Die ISH und ihre Sektionen im Kampf gegen den imperialistischen Krieg, in: Internationale Gewerkschafts-Pressekorrespondenz, Jg. 2 (1932), Nr. 25/26; Informations-Bulletin der I. S. H., Jg. 1 (1931), Nr. 6/7, S. 20 ff.

Moralkodex der Unterordnung und des Respekts allmählich von ihrem prägenden Einfluß verlor.[128] Unter der Einwirkung der aufkommenden Arbeiterbewegung Chinas veränderte sich in den zwanziger Jahren die Bewußtseinslage der Seeleute, die jetzt offenbar derart an Selbstbewußtsein gewonnen hatten, daß sie die bis dahin noch uneingeschränkte Hegemonie ihrer weißen Vorgesetzten zuweilen mit aller Konsequenz zur Disposition stellten. Als ein prägnantes Beispiel für eine derartige Verhaltensänderung kann auch jener spektakuläre Zwischenfall angeführt werden, der sich im August 1931 im Bremer Freihafen ereignete.

Im April 1927 hatte der NDL begonnen, für den auf der Ostasienlinie verkehrenden Dampfer „Pfalz" chinesisches Personal zu rekrutieren.[129] Die chinesische Besatzung setzte sich aus insgesamt 24 Heizern und Trimmern zusammen, die – in drei Wachen eingeteilt – drei zusätzlichen Oberheizern (1., 2. und 3. Grades) unterstellt wurden, die in einem hierarchischen Verhältnis zueinander standen. Die Mannschaft kam zunächst aus dem Distrikt Po on, später wurden jeweils geschlossene Besatzungen aus Hongkong, Kanton und zuletzt aus Ningpo angemustert. Während die Chinesen aus dem nichturbanen Po on noch überwiegend verwandtschaftliche Beziehungsstrukturen aufwiesen, sind familiäre Bindungen für die Seeleute, die anscheinend dem großstädtischen Milieu entstammten, weniger häufig nachweisbar. Auffällig ist das für Heizer und Trimmer ungewöhnlich hohe Durchschnittsalter, das in der Zeit von 1927 bis 1931 zwischen 29 und 33 Jahren lag.

Auf der dritten Reise mit chinesischer Beteiligung im Frühjahr 1928 sprang der 27jährige Heizer Wong Hoi über Bord und ertrank.[130] Seit Ende des Jahres 1929 scheinen zunehmend Schwierigkeiten mit den chinesischen Seeleuten bestanden zu haben. Allein sechzehn Heizer und Trimmer wurden im Oktober in Shanghai außerplanmäßig entlassen. Jeweils vier weitere schickte die Schiffsführung im November 1929 und im April 1930 von Bord, wie das deutsche Konsulat im japanischen Kobe bestätigte. Im Oktober 1930 ließ sich schließlich der chinesische 1. Oberheizer noch während der Fahrt kurzfristig beurlauben, womit die primäre Kontrollperson innerhalb der chinesischen Besatzung entfiel. Mit Ausnahme von fünf Personen der Stammannschaft waren bis zu diesem Zeitpunkt alle übrigen chinesischen Besatzungsmitglieder nachgemustert worden.

Gleich nach dem Anlaufen in Hamburg wurde die deutsche Decksmannschaft am 30. Juni 1931 aus Rationalisierungsgründen abgemustert, so daß sich während der folgenden Liegezeit im Bremer Freihafen von der deutschen Besatzung nur der 22jährige 4. Offizier (bis Anfang Juli), ein 26jähriger Maschinenassistent, der 24jährige 4. Maschinist, der 25jährige Messesteward und der 34jährige 1. Offizier Karl Jägerhuber an Bord

128 Vgl. Jean Chesneaux, Chinese Labor Movement 1919–1927, a. a. O., S. 16 f. und S. 122; Tu Weiming, The Historical Significance of the Confucian Discourse, in: The China Quarterly, Nr. 140 (1994), S. 1131–1141, bes. S. 1140. Dieser religiöse Bedeutungsverlust traf auf die islamischen Seeleute nicht zu: "Religion was clearly a key organizing principle for the many groups sharing Islamic beliefs, and they could find some co-operation in furthering their religious aims." Neil Evans, Regulating the Reserve Army: Arabs, Blacks and the Local State in Cardiff, 1919–45, in: Race and Labour in Twentieth-Century Britain. Hrsg. von Kenneth Lunn, London 1985, S. 68–115, hier S. 100.

129 Die folgende Darstellung basiert auf Angaben aus StAB 4,24-F. No. 1765: Musterrolle der Mannschaft des deutschen Dampf-Schiffes „Pfalz".

130 Ebda.

befanden. Nach vierwöchiger Liegezeit sollte das Schiff dann am 1. August im Bremer Freihafen verholt werden. Der dienstführende Schiffsoffizier kommandierte dazu eine Anzahl der an Bord verbliebenen chinesischen Trimmer und Heizer an Deck. Die Bedienung der für die Arbeit notwendigen Maschinenwinde übernahmen während der An- und Ablegeprozedur vier Chinesen, die der in dieser Arbeit völlig unerfahrene Messesteward beaufsichtigte. Als eine Stahltrosse von der Dampfwinde sprang und einen Heizer am Kopf verletzte, verweigerten die an Deck befindlichen Chinesen alle Befehle und alarmierten ihre Landsleute, die daraufhin geschlossen die Arbeit verweigerten. Der Konflikt eskalierte in dem Moment, als der 1. Offizier mit einem gezogenen Revolver drohte, worauf ihn die Chinesen niederschlugen.[131] Im Verlauf der weiteren Auseinandersetzung sahen sich die deutschen Besatzungsangehörigen schließlich gezwungen, vor dem renitenten Maschinenpersonal in die Kabinen zu flüchten, bis sie von einem Überfallkommando der Polizei befreit werden konnten. Während der anschließenden Verhandlung des Schnellgerichts am 3. August 1931 verweigerten die 25 Angeklagten die Aussage, da die Behörden weder den von der Seemannsordnung vorgeschriebenen Offizialverteidiger noch einen Dolmetscher hinzuzogen. Ein Schiffsingenieur gab zu Protokoll, das chinesische Maschinenhilfspersonal habe seinen Einsatz an Deck als eine berufliche Rückstufung in der Bordhierarchie aufgefaßt, da ihnen anstatt der qualifizierten Beschäftigung im Kesselraum eine Arbeit zugemutet werden sollte, die ihrer Auffassung nach weniger Wertschätzung als die zuvor geleistete verdiente.[132] Das Gericht zeigte sich indessen wenig empfänglich für derartige Argumente und verhängte aufgrund des Tatbestandes der Meuterei drastische Haftstrafen von zwölf, neun, sechs und drei Monaten gegen die vier Chinesen, von denen die Winde bedient worden war. Die übrigen Angeklagten verblieben anschließend in wochenlanger Untersuchungshaft, wo ein Teil von ihnen erkrankte. In Verbindung mit der kommunistischen „Internationale der Seeleute und Hafenarbeiter" (ISH), der „Revolutionären Gewerkschafts-Opposition" sowie der „Internationalen Arbeiter-Hilfe" organisierte der Bremer „Internationale Seemannsclub" am 5. August 1931 eine Großkundgebung, auf der ein aus Hamburg angereister chinesischer Seeleutefunktionär öffentlich auftrat.[133]

Der von der kommunistischen Gewerkschaftsopposition herausgestellte politische Zusammenhang dieser Affäre besaß sicherlich nur eine sekundäre Bedeutung, wenngleich eine derartige Komponente in Gestalt des sicher nicht ganz ohne Grund als nationalsozialistisch und rassistisch bezeichneten Lloydoffiziers nicht vollkommen außer

131 Vgl. dazu: Reederlieblinge meuterten, in: Verkehrsbund, Jg. 2 (1931), Nr. 33. Die bürgerliche Presse kolportierte indes, die Chinesen hätten die Schiffsoffiziere mit glühenden Eisenstangen traktiert und mit Steinen beworfen. Zumindest gegen ersteres spricht der ungeplante und spontane Ablauf des Geschehens. Siehe: Meuterei im Bremer Hafen, in: Vossische Zeitung. Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen, Nr. 184 vom 4. August 1931; Chinesen-Revolte im Bremer Freihafen, in: Weser-Zeitung, Jg. 88 (1931), Nr. 448 A; identisch mit dem Bericht in den Bremer Nachrichten, Jg. 189 (1931), Nr. 213.

132 Meuterei auf dem Dampfer „Pfalz", in: Bremer Volkszeitung. Organ der Sozialdemokratischen Partei und der Freien Gewerkschaften, Jg. 43 (1931), Nr. 179 (2. Beil.).

133 Am 11. Mai 1932 referierte wieder ein chinesischer Gewerkschaftler in Bremen. Vgl. Massenmeeting für den internationalen Weltkongreß der ISH in Hamburg, in: Arbeiter-Zeitung, Nr. 110 vom 12. 5. 1932. Der Informationswert dieser Veranstaltungen mit ausländischen Rednern kann aufgrund der zumeist in Englisch gehaltenen Vorträge als gering eingestuft werden. Von größerer Bedeutung scheint die „Exotik" dieser Aktivisten gewesen zu sein, durch die die Internationalität der Bewegung „visuell" herausgestellt wurde.

acht gelassen werden kann.[134] In erster Linie stellte die Revolte des chinesischen Heizerpersonals eine defensive Reaktion auf eine konkrete Bedrohung dar und besaß daher nicht unbedingt des Charakter eines politischen Protestes. In der vorausgegangen Arbeitsverweigerung manifestierte sich die nachvollziehbare Frustration von Seeleuten, denen man nach wochenlanger Fahrt geschlossen den Landgang verweigert hatte und deren berufliches Selbstverständnis durch die nichtlegitimierte Befehlsgewalt eines jüngeren, untergeordneten Messestewards verletzt worden war.

7. Von der Weltwirtschaftskrise zum Nationalsozialismus: Chinesische Arbeitskräfte als politischer und wirtschaftlicher Interessenfaktor in den dreißiger Jahren

Oberste Priorität besaß in der internationalen kommunistischen Gewerkschaftspolitik der ISH zu Beginn der dreißiger Jahre die Heranbildung „kolonialer Gewerkschaftskader" zur „Schaffung von Klassenorganisationen farbiger Wassertransportarbeiter".[135] Als zentraler Dreh- und Angelpunkt für die Koordination und Durchführung aller Aktivitäten unter den ausländischen Seeleuten in Westeuropa fungierte die in Hamburg ansässige ISH, die mit logistischer und materieller Unterstützung der RGI in den Hafenmetropolen ein weltweites Netz „Internationaler Seemannsclubs" unterhielt. Zu Beginn der dreißiger Jahre begannen sich diese Lokalitäten in den norddeutschen Überseehäfen Bremen, Bremerhaven und Hamburg zu bevorzugten Anlaufadressen der chinesischen Seeleute zu entwickeln.[136] Vom Hamburger „Internationalen Seemannsclub" frequentierten chinesische Funktionäre die im Hafen liegenden Schiffe, auf denen sich Besatzungen ihrer Landsleute befanden.[137] Von Hamburg aus erfolgte auch die Weiterleitung des in Deutschland produzierten chinesischsprachigen Agitations- und Informationsmaterials an die Vertrauensleute unter den Mannschaften,[138] die anschließend die illegale Fracht zu den Verbindungsstellen in Ostasien schmuggelten.[139] In Anbetracht der rigorosen chine-

134 Vgl. 27 chinesische Seeleute geben faschistischem Lloydoffizier proletarische Antwort, in: Informations-Bulletin der ISH, Jg. 1 (1931), Nr. 3/4, S. 10 f. Vgl. auch die Protestnote vom 2. September 1931 des kommunistischen Einheitsverbands der Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer in: StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 491 (Bl. 1); ferner: Chinesische Seeleute im Kampf mit deutschen Ausbeutern, in: Internationale Gewerkschafts-Pressekorrespondenz, Jg. 1 (1931), Nr. 61, S. 6.

135 ISH, Der Welteinheitskongreß der internationalen Transportarbeiter und seine Beschlüsse (= Kleine Bibliothek der ISH, Nr. 3), Hamburg [1931], S. 18. Vgl. ferner: Das Wassertransport-Proletariat der kapitalistischen und kolonialen Länder rüstet zum Weltkongreß, in: Internationale Gewerkschafts-Pressekorrespondenz, Jg. 2 (1932), Nr. 32/33.

136 StAB 4,65–563 (Bd. 4): Agentenbericht (s-1-gg) vom 31. 12. 1931. Demnach besuchten die auf den Lloyddampfern beschäftigten Chinesen in Bremerhaven „fast durchweg" diese Lokalitäten. Desgleichen wird über den Interclub in Bremen berichtet, wo die Chinesen angeblich „ein- und ausgingen". StAB 4,65–617: Vermerk der Polizeidirektion Bremen vom 25. 11. 1931 aufgrund der Auskunft des Gewerkschaftssekretärs Blut vom „Gesamtverband" (ADGB).

137 Im Oktober 1932 besuchte die ISH neunzehn Schiffe, auf denen dreizehn Mitglieder für den chinesischen Seeleuteverband geworben wurden. Vgl. Informations-Bulletin der ISH, Jg. 2 (1932), Nr. 6, S. 26.

138 Ein für die Heizer des in Bremen liegenden NDL-Dampfers „Coblenz" vorgesehenes Paket mit Publikationsmaterial konfiszierte die Hamburger Polizei am 27. Juli 1932. StAB 4,65–568, Polizei-Direktion Bremen. Zentralpolizeistelle (B. Nr. 4449/32) vom 28. 7. 1932 und Polizeibehörde Hamburg (Tgb. Nr. 9954/32.II.St.P.4) vom 30. 8. 1932.

sischen Zensurpolitik wollte die RGI „unbedingt von einer so wichtigen Gelegenheit für die Verbindung und den Informationsausstausch Gebrauch machen, wie sie durch die Seeleute geboten wird, die von einem Ende der Welt bis ans andere fahren".[140]

Den Einfluß der internationalen kommunistischen „Bewegung in der Seeschiffahrt" schätzten die nationalsozialistischen Polizeibehörden einige Jahre später als besonders hoch ein. Jedenfalls konstruierte die Gestapo einen politischen Zusammenhang, als die chinesische Besatzung des Lloyddampfers „Isar"[141] während des Auslaufens nach Japan am 18. Oktober 1937 „auf See in der Nähe von Nordenham ein undisziplinliertes Verhalten zeigte, so dass 57 Mann von der [chinesischen; handschriftlicher Vermerk] Besatzung des Dampfers abgemustert und zum grössten Teil in Haft genommen werden mussten".[142] Trotz der mangelnden Kenntnisse über den konkreten Anlaß des Konflikts ist dieser Vorfall vor allem unter dem Gesichtspunkt bemerkenswert, daß es trotz der verschärften nationalsozialistischen Arbeitspolitik noch in deutschen Gewässern zu dieser offenen Auseinandersetzung kam.[143] Mit ihrer Auflehnung versuchte die chinesische Besatzung offenbar, die für sie sicher nicht ungefährliche Einreise in das Land des chinesischen Kriegskontrahenten zu verhindern. Als Begründung unwahrscheinlicher scheint eine Lohnauseinandersetzung anläßlich der zum 1. November 1937 anstehenden Heuererhöhungen in der deutschen Schiffahrt zu sein. Denn – wie zu erwarten – galt auch im NS-Staat der Tarifvertrag weiterhin „immer nur für weiße Schiffsleute, einerlei ob sie Deutsche oder Ausländer sind, jedoch nicht für Farbige".[144]

Durch die „Verordnung über ausländische Arbeitnehmer" waren am 23. Januar 1933 noch kurz vor der Machtübernahme das verwaltungstechnische Instrumentarium für die Regelung der Ausländerbeschäftigung stärker zentralisiert und die dazu notwendigen Steuerungsmechanismen effektiviert worden.[145] Wenn der nationalsozialistische Staat auch gelegentlich gegen die „liberalistische Ideologie" einer uneingeschränkten Freiheit des Marktes polemisierte, so verzichteten die Behörden dennoch auf über Willensbekundungen hinausgehende ordnungspolitische Eingriffe in die Marktbeziehungen.[146] Daher

139 Als Verbindungsstelle kam vor allem das von der RGI 1927 gegründete „Pan-Pazifische Gewerkschaftssekretariat" in Frage, welches ein Büro in Shanghai unterhielt, das bis Juni 1931 existierte. Vgl. Frank Farell, Australian Labour and the Profintern, in: International Review of Social History, Jg. 24 (1979), S. 34–54, hier S. 43–49.

140 Gewerkschaftspropaganda und Kulturarbeit. Bulletin der Agitprop-Abteilung der RGI, Jg. 2 (1929), Nr. 10, S. 15.

141 „Isar", 9026 BRT, 6500 PS. Indienststellung: 4. 5. 1929. Im Ostasien- und Australiendienst des NDL. Ab 19. 8. 1947 als „Stanroyal" nach Großbritanien. 1952 in die Türkei („Haran") verkauft. Dort 1965 abgewrackt.

142 Bundesarchiv Potsdam, PSt 3/26 (Bl. 54): Meldung von Geheimer Staatspolizei / Geheimem Staatspolizeiamt Berlin (Nr. 2770/37 – II A 1 –) vom 23. Oktober 1937.

143 Vgl. zur Displinierung in den Arbeitsbeziehungen vor 1939: Ulrich Herbert, Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes" in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin und Bonn 1985, S. 41 f.

144 Kurt Ehlers, Der Tarif-Vertrag für die Seeschiffahrt, erläutert nach der Rechtsprechung des Tarifschiedsgerichts von Dr. Paul Ehlers, Hamburg 1933, S. 6.

145 Vgl. Ulrich Herbert, Geschichte der Ausländerbeschäftigung ..., a. a. O., S. 117 f.; ferner Hans-Gerhard Voigt, Die soziale Lage der Seeleute in der Handelschiffahrt. Ein internationaler Vergleich (= Schriften des verkehrswissenschaftlichen Seminars der Universität Hamburg, H. 3), Hamburg 1956, S. 65.

146 Volker Hentschel, Wirtschafts- und sozialhistorische Brüche und Kontinuitäten zwischen Weimarer Republik und Drittem Reich, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Jg. 28 (1983), S. 39–80, hier S. 44 ff.

kam es auch zu keiner gesetzlichen Verordnung, die ein generelles Anwerbungsverbot farbiger Seeleute vorsah, zumal der wirtschaftliche Nutzen in dieser Frage eine deutliche Vorrangstellung vor allen ideologischen Vorgaben besaß. Das Wirtschaftssystem des Nationalsozialismus optierte im Regelfall zugunsten einer „Kooperation zwischen staatlichen Organen und Unternehmens- bzw. Verbandsleitungen, die einerseits eine wirksame Beeinflussung der Wirtschaft entsprechend den nationalsozialistischen Zielen möglich machte, die endgültigen Entscheidungen aber nicht zentralen Instanzen überließ, sondern die Problemlösungen durch Kooperation zu erreichen suchte".[147] Gemäß dieser Bewertung erscheint es plausibel, daß die Bestrebungen in Richtung einer Suspendierung der Chinesen der informellen Initiative einzelner NS-Funktionäre überlassen blieben. In Bremen unternahm die „Nationalsozialistischen Betriebszellen-Organisation" (NSBO) am 18. Mai 1933 einen Vorstoß, als sie erfolglos beim örtlichen Reederverein um die Ersetzung der chinesischen Seeleute nachsuchte, so daß die Arbeiterorganisation der NSDAP nun den nationalsozialistischen Bürgermeister Markert einschaltete.[148] Nach vorheriger Rücksprache mit der NSBO intervenierte der Senat beim NDL mit dem Ergebnis, daß die Unternehmerseite schließlich signalisierte, auf fünf Schiffen der Ostasienlinie das chinesische Personal bis auf die Waschleute schrittweise austauschen zu wollen. Durch diese Maßnahme sollten insgesamt 96 deutsche Heizer und Trimmer eine Wiederanstellung finden.[149] Mit dieser konzilianten Haltung reagierte das Unternehmen

147 Heinz Lampert, Staatliche Sozialpolitik im Dritten Reich, in: Nationalsozialistische Diktatur. Eine Bilanz. Hrsg. von Karl Dietrich Bracher, Manfred Funke und Hans-Adolf Jacobsen, Bonn 1983, S. 177–205, hier S. 183. Vgl. auch Avraham Barkai, Das Wirtschaftssystem des Nationalsozialismus. Ideologie, Theorie, Politik 1933–1945, Frankfurt a. M. 1988.

148 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342: Schreiben von Gustav Pabst (N. S. D. A. P. / N. S. B. O., Hauptfachgruppe Seeschiffahrt, Kreisleitung Bremen) an Dr. Markert vom 14. Juli 1933. Ernst Otto Markert (1891–1957), geb. in Elsterwerda (Kreis Bad Liebenwerda), Kriegsfreiwilliger zuletzt als Nachrichtenoffizier. Studierte in Leipzig und Berlin Volkswirtschaft, Jura und chemische Technologie. Promovierte 1920 über das Thema „Die wirtschaftliche Lage der Gaswerke im Kriege". Von 1920 bis 1929 Leiter des Sozialbüros des IG-Farben-Konzerns, danach Arbeitsamtsleiter in Sagan, verarbeitete seine Berufserfahrungen später in dem erfolglosen Industrieroman „A. G. Chemie" (1932). Seit 1923 Freimaurer (später im Rang eines Meisters), trat Markert 1931 in die NSDAP über. War seit 1931 stellvertretender Vorsitzender des Bremer Arbeitsamts und ab März 1933 Reichskommissar für Polizeiangelegenheiten. Geriet als Mitglied des Seerechtsausschusses in Niedersachsen und als Bremer Bürgermeister (Amtsantritt: 1. 10. 1933) in Konflikt mit dem Gauleiter Carl Röver. Galt in Parteikreisen als Wirtschaftsliberaler, dessen Karriere durch seine Freimaurervergangenheit und wegen seines intriganten Charakters behindert wurde. Im Oktober 1934 zum Rücktritt gezwungen, zog er 1935 nach Berlin, wo er zunächst als Arbeitsrichter und ab 1938 als selbständiger Exportkaufmann tätig war. Als Mitglied der NDPD nach 1945 übernahm Markert die Leitung des Wissenschaftsressorts im Ostberliner Magistrat. Aufgrund von illegalen Wertpapiertransaktionen erfolgte 1951 die Absetzung. Zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt, gelang M. nach der frühzeitigen Entlassung die Flucht nach Westberlin, wo er noch als Syndikus eines Industriearbeitgeberverbands tätig war. Vgl. den entsprechenden Beitrag von Herbert Schwarzwälder, in: Bremische Biographie 1912–1962. Hrsg. von der Historischen Gesellschaft zu Bremen und dem Staatsarchiv Bremen in Verbindung mit Fritz Peters und Karl H. Schwebel, bearb. von Wilhelm Lührs, Bremen 1969, S. 329–331.

149 StAB 3.-S.2.b.4.a. Nr. 342: Mitteilung des NDL an Dr. Markert vom 31. August 1933. Am 31. 8. 1933 vereinbarte der aus den Vertretern des Deutschen Arbeiterverbands der öffentlichen Betriebe, Fachschaft Schiffahrt (Sparte Seeschiffahrt), der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung sowie dem Verband Deutscher Reeder zusammengesetzte Verwaltungsrat der seemännischen Heuerstellen, die bevorzugte Einstellung von denjenigen Mitgliedern aus den „alten nationalen Wehrverbänden", die bereits vor dem 30. 1. 1933 diesen Organisationen angehört hatten. Vgl. Einstellung alter Kämpfer, in: Der Deutsche Seemann. Nationalsozialistische Zeitschrift für alle seemännischen Berufsgruppen und

allerdings weniger auf das Engagement der NSBO, sondern auf die als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme konzipierte „Reichsbeihilfe zugunsten der Seeschiffahrt", die das Reichskabinett inzwischen (am 26. Mai 1933) verabschiedet hatte. Um den deutschen Arbeitsmarkt zu entlasten, war eine Subventionierung von zwanzig Millionen Reichsmark vorgesehen, die die Finanzierung von „Seeleute[n] fremder Nationalität" grundsätzlich ausschloß.[150] Im Zusammenhang mit der Frage, „inwieweit die Beschäftigung Farbiger an Bord deutscher Schiffe" mit der Arbeitsbeschaffung in der Seeschiffahrt „vertretbar ist", kam am 16. November 1933 in Hamburg eine aus den Vertretern der Schiffahrtsbehörden, dem Verband deutscher Reeder, der Seeberufsgenossenschaft, der NSDAP-Abteilung Seefahrt, der Marine-SA, der Hamburg-Amerika-Linie (HAL) und der Reederei John T. Essberger GmbH zusammengesetzte Kommission zu der Ansicht, daß in den Tropen „nunmehr an Deck und in der Maschine deutsches Personal zu fahren ist".[151] Ausgenommen von dieser Regelung blieben die Linien nach Persien und Indien sowie die ostasiatische Trampschiffahrt, für die jeweils das Einverständnis der Kommission eingeholt werden sollte.

Entsprechend den selektiven Vergabekriterien sanken die Beschäftigungszahlen der asiatischen Seeleute analog der Überwindung der Weltwirtschaftskrise. Insofern konnten sowohl der NDL als auch die Seemannsämter wenig später erklären: „Die Auswechslung des chinesischen Heizerpersonals gegen deutsche Maschinenmannschaften war bereits im Dezember 1933 abgeschlossen."[152] Eine von der Seeberufsgenossenschaft im Jahr 1934 durchgeführte Berufszählung ergab demgemäß eine geringen Anteil von 964 (2,3 Prozent) farbigen Besatzungsangehörigen unter insgesamt 41 260 in der deutschen Kauffahrteiflotte beschäftigten Seeleuten.[153] Trotz des subventionsbedingten Anwerbestopps bestand allerdings ein Grundbedarf an Waschleuten, den weiterhin Chinesen abdeckten. Während bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges nahezu alle europäischen Ausländer aus der deutschen Handelsflotte abwanderten,[154] griffen die deutschen Reedereien ab 1937 wieder verstärkt auf chinesisches Decks- und Maschinenpersonal zurück. Der gravierende Arbeitskräftemangel nach der Überwindung der Beschäftigungskrise brachte es mit sich, daß der NDL und die HAPAG teilweise sogar auf ihren

[Forts. von Anm. 149]
Dienstgrade. Nachrichtenblatt des deutschen Arbeiterverbandes der öffentlichen Betriebe, Sparte Seeschiffahrt, Jg. 2 (1933), Nr. 9, S. 368.

150 StAB 4,49-1362/270: Verlautbarung des Reichsverkehrsminsters (Nr. S.14.s.3838) vom 18. 7. 1933. Zur „Reichsbeihilfe zugunsten der Seeschiffahrt" vgl. Peter Kuckuk, Nationalsozialistische Subventionierungsmaßnahmen der Schiffahrt und des Schiffbaus (MS).

151 StAH, Bestand Hafenarzt I 352-7 I. Nr. 203: Bericht des Verbands deutscher Reeder e.V., Hamburg, Az. VIII 10 vom 23. 11. 1933.

152 StAB 4,85-E.3: Schreiben der Heuer-Abrechungsstelle des NDL, Bremerhaven vom 29. 1. 1934. Eine Ausnahme waren die im Ostasiendienst eingesetzten NDL-Schiffe „Bremerhaven" und „Friderun", auf denen weiterhin chinesisches Heizerpersonal fuhr. Eine „größere Anzahl" chinesischer Waschleute war außerdem „auf den Fahrgastschiffslinien" beschäftigt. StAB 4,85-E.3: Mitteilung des Seemannsamts Bremerhaven (I. Nr. 175/34) vom 3. 2. 1934.

153 Siehe Wilhelm Prüsse, a. a. O., S. 46. Die 2223 ausländischen Seeleute entstammten angeblich größtenteils den „ehemals deutschen Gebieten", so daß diese bis auf einen Kern von ca. 400 Personen die deutsche Staatsbürgerschaft annahmen. Vgl. ebda.

154 Eine Ausnahme bildeten die seit 1938 eingestellten niederländischen Fischer. Vgl. a. a. O., S. 48, Anm. 30 und 31.

Motorschiffen chinesische Besatzungen einzusetzten begannen.[155] Welchen Einfluß eine veränderte Arbeitsmarktsituation auf die volksgemeinschaftlich eingefärbten Argumentationsweisen der Reeder und der nationalsozialistischen Organe ausübte, zeigen die Erörterungen der „Reichsverkehrsgruppe Seeschiffahrt" im April 1937. Jetzt galt es allen beteiligten Entscheidungsträgern als selbstverständlich, daß Europäern „das Arbeiten in der Maschine in den Tropen nicht zugemutet werden" kann.[156] Wenn die deutschen Seeleute nun vorzugsweise die Überseelinien auswählten, die für sie die günstigsten Arbeitsbedingungen boten, mehrten sich dagegen „die Fälle von Disziplinwidrigkeiten an Bord" der „überwiegend alte[n] Schiffe mit Kohlenfeuerung", wie sie in der Ostasienfahrt noch vielfach zum Einsatz kamen.[157] Ohne auf Widerspruch seitens der nationalsozialistischen Instanzen zu stoßen, erreichten die Reeder die Zustimmung, zunächst einmal über 600 asiatische Seeleute einstellen zu dürfen.[158] Dort, wo die Unterbringung des asiatischen Maschinen- und des europäischen Deckspersonals nicht getrennt oder „nur in unzureichender Weise" erfolgen konnte, sollten auch farbige Decksleute angenommen werden. In jedem Fall sei jedoch „für eine straffe Trennung der beiden Gruppen zu sorgen [...], so dass die Berührungspunkte auf ein Mindestmaß beschränkt bleiben".[159] Erst der Beginn des Zweiten Weltkrieges verhinderte die Weiterbeschäftigung asiatischer Seeleute in der deutschen Handelsschiffahrt.[160] Die vom Kriegsbeginn in den deutschen Häfen überraschten – und anschließend abgemusterten – chinesischen Besatzungen des NDL und der HAPAG gerieten unter Kuratel der deutschen Behörden.[161] Während die in Indien beheimateten Seeleute als Bewohner des britischen Mandatsgebiets als Kriegsgegner betrachtet und deshalb zuerst auf Lagerkähnen interniert wurden, um dann in Gefangenenlager eingeliefert zu werden,[162] kam für die chinesischen

155 Gemäß den Musterrollen des Dampfers „Isar" und des Motorschiffs „Fulda" setzte der NDL – nach deren Abmusterung im September 1933 – seit Anfang 1937 wieder chinesisches Maschinen- und Deckspersonal ein. Vgl. ferner: Warum Chinesen?, in: Die Schiffahrt. Organ des Gesamtverbandes der Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer Deutschlands. Angeschlossen an die I. T. F., Jg. 4 (1938), Nr. 6/7.

156 StAH, Bestand Hafenarzt I 352-7 I Nr. 203: Reichsverkehrsgruppe Seeschiffahrt, Hamburg, 30. 4. 1937, Bericht über die Einstellung von Farbigen auf deutschen Schiffen, S. 1. Diese Sitzung, an der die Vertreter von HAL, NDL, DDG „Hansa", NSDAP-Auslandsorganisation und Deutscher Arbeitsfront – Verkehr teilnahmen, fand am 13. April in Hamburg statt.

157 A. a. O., S. 5.

158 Insgesamt sollten 105 Maschinen- und 62 Decksleute auf zwei Ostasiendampfern des NDL, 110 Decksleute auf fünf Dampfern der Persien- und Indienfahrt der DDG „Hansa" sowie 60 Decksleute und 330 Mann Maschinenpersonal auf acht Dampfern in der Ostasienfahrt und einem auf der Neuseelandroute verkehrenden Dampfer zur Anmusterung kommen. Vgl. a. a. O., Anlage 3. Außerdem waren asiatische Decksmannschaften für sechs weitere Motorschiffe der HAL vorgesehen.

159 A. a. O., S. 7.

160 Während der Anfangsphase des Krieges visierte das Reichsverkehrsministerium Belgien, Dänemark und die Niederlande als einen potentiellen Arbeitsmarkt an. StAB 4,24-A.16: Mitteilung des Reichsverkehrsministers (S.4.s. 8067/40) vom 31. 8. 1940. In Kopenhagen rekrutierten die Bevollmächtigten des Verbands deutscher Reeder im Mai 1941 91 dänische Seeleute, von denen 58 sofort eine Arbeit aufnahmen. StAB 4,24-A.16: Schreiben des Reichsverkehrsministeriums/Seeschiffahrtsamt (S. 24 RL 3123/41) vom 14. 6. 1941.

161 Die vom HAPAG-Dampfer „Lüneburg" und vom NDL-Dampfer „Neckar" in Hamburg abgemusterten 104 Chinesen wurden im September 1939 zusammen mit einer zehnköpfigen Wachmannschaft auf dem ausgebrannten Dampfer „Reliance" untergebracht. Vgl. StAH, Bestand Hafenarzt I 352-7 I Nr. 42: Mitteilung des Inspektors Maak vom 23. 9. 1939.

162 Auf den Lagerkähnen Nr. 14 und 17 der „Hansa-Linie" brachten die Hamburger Behörden 91 Inder unter derart menschenunwürdigen Bedingungen unter, daß über die Hälfte der Mannschaft an Bronchitis

Seeleute kurzzeitig ein Arbeitseinsatz in der Binnenschiffahrt ins Gespräch. Doch das Amt „Schönheit der Arbeit" mochte sich nicht „vorstellen, daß jetzt im deutschen Binnenlande plötzlich die gelben Fratzen der Chinesen auftauchen", die man für latent homosexuell, seuchenbehaftet und opiumsüchtig hielt.[163]

Sozialpolitische Initiativen wie das Amt „Schönheit der Arbeit", proklamiert als der Ausdruck eines „machtvollen sozialistischen Bekenntnis[ses]", stellten weder die Arbeits- noch die Besitzverhältnisse im nationalsozialistischen Staat zur Disposition. Wohl aber suchten die neuen Machthaber eine Modifikation der Wohnräume, Abort- und Waschgelegenheiten in der Seeschiffahrt anzuregen, um demonstrative Propagandaerfolge in der Kampagne um „das große Ideal der Betriebsgemeinschaft und der Volksgemeinschaft" vorweisen zu können.[164] Chinesische Seeleute oder Binnenschiffer korrespondierten nicht mit der arbeitplatzhygienischen Ästhetik der Deutschen Arbeitsfront (DAF), sondern evozierten diffuse Vorurteile, die über die Aversionen der Gewerkschaften hinausreichten. Die von der DAF vorgebrachten Diffamierungen kontrastierten durchaus mit der in der Einstufung der „ostasiatischen Rasse" bis dahin indifferenten nationalsozialistischen Doktrin, die der Beschäftigung chinesischer Seeleute – vor allem aus Rücksicht auf die engen deutsch-chinesischen Wirtschaftsbeziehungen – „offiziell" nicht entgegengestanden hatte. Doch entsprechend der veränderten politischen Ausgangslage verloren die chinesischen Seeleute ihre potentielle Lobby unter den chinesischen Diplomaten und Handelspartnern, die zuvor sensibel auf Diskriminierungen reagiert hatten.[165]

[Forts. von Anm. 162]
erkrankte und schließlich Tuberkulose ausbrach. Vgl. die Intervention des Gesundheitsinspektors Aeckerle vom 27. 9. 1939 und die Mitteilung Dr. Kuckenbergs vom 14., 16. und 24. 10. 1939, in: ebda. Die Inder in Hamburg wurden mit denen aus dem Bremer Hafen zusammenfaßt, die von dort in Abteilungen zu jeweils 100 Personen abtransportiert wurden. Am 25. 10. 1939 kamen die indischen Schiffsbesatzungen schließlich in das Hamburger Gefangenenlager „Hütten". Vgl. die Mitteilungen Dr. Kuckenbergs vom 24. und 28. 10. 1939, in: ebda.

163 Vgl. StAH, Bestand Hafenarzt I 352-7 I Nr. 203: Die Deutsche Arbeitsfront. Fachamt Energie – Verkehr – Verwaltung. Zentralbüro Reichsfachgruppe Binnenschiffahrt, Wasserbau – Schönheit der Arbeit, Berlin vom 19. 10. 1940: Stellungnahme des Amtes „Schönheit der Arbeit – Binnenschiffahrt" zur Frage der Verwendung chinesischer Arbeiter in der deutschen Binnenschiffahrt.

164 Die an die Reeder gerichteten Appelle zur Verbesserung der Lebensbedingungen an Bord blieben unverbindliche Richtlinien, die der „Fürsorgepflicht des Betriebsführers" überlassen blieben und keine „Gesetzeskraft" erlangten. Vgl. A. K. von Hübbenet, Schönheit der Arbeit auf deutschen Seeschiffen, in: Die Unterbringung von Mannschaften auf deutschen Seeschiffen (= Fachschriftenreihe des Amtes „Schönheit der Arbeit", Bd. 5). Zusammengestellt und bearb. von Dipl.-Ing. Herbert Steinwarz. Hrsg. vom Reichsamt „Schönheit der Arbeit", Leipzig 1936, S. 7 f.

165 Vgl. Bernd Martin, Die deutsch-japanischen Beziehungen während des Dritten Reiches, in: Nationalsozialistische Diktatur. Eine Bilanz. Hrsg. von Karl Dietrich Bracher, Manfred Funke und Hans-Adolf Jacobsen, Bonn 1983, S. 370–389, bes. S. 374–382. Zur einflußreichen „China-Lobby" von „wilhelminischen Imperialisten", welche die uneingeschränkt projapanische Option Hitlers bis 1938 verzögerte, gehörten – neben den Diplomaten des Auswärtigen Amtes – namhafte Rüstungsindustrielle wie Krupp von Bohlen, der Kriegsminister Blomberg sowie der Reichswirtschaftsminister Schacht und der Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Göring. Siehe a. a. O., S. 376.

8. Fazit: Die Beschäftigung asiatischer Seeleute im Kontext von Fremdenfeindlichkeit und Rassismus

Die mit ethnischen und biologistischen Unterscheidungskriterien begründete Rassenidee entstand als „szientistisch-naturalistische Ideologie der Industriegesellschaften“[166] nicht zufällig in der sozialdarwinistischen Ära der europäischen Expansion und des Kolonialismus. Seinem tatsächlichen Kerngehalt entsprechend, stellte der Rassendiskurs die wissenschaftlich verbrämte Metaphysik einer Abstammungs- und Zusammengehörigkeitsgeneaologie dar, die sich auf kulturalistisch und ethnozentristisch interpretierte Eigenarten (Religion, Gesellschaftsstrukturen usw.) und/oder physische Merkmale (Hautfarbe etc.) stützte.[167] Von der zeitgenössischen Wissenschaft als objektive Gewißheiten herausgestellt, besaßen diese ethnischen und „rassischen“ Kategorien eine „Ausgrenzungs- und Inferiorisierungsfunktion“,[168] die eine auf vermeintlich ungleichwertige biologische, psychologische und soziale Dispositionen begründete hierarchische Beziehungsstruktur als naturgegebene Rangordnung legitimierte. Die durch den selektiven Informationsinput (Reiseberichte) zwangsläufig extrem verzerrten Wahrnehmungsmuster dieser Rassebegrifflichkeiten waren im allgemeinen gesellschaftlichen Bewußtsein der europäischen Länder bald implementiert und somit „ein Bestandteil des Alltagsdiskurses auf allen Ebenen der Klassenstruktur und eine grundlegende Komponente imperialistischer Ideologien“.[169] Ohne die „ökonomische Basis“ des Rassismus überstrapazieren zu wollen, läßt sich dennoch folgern, daß dessen Erscheinungsformen – neben autoritären Charakteranlagen, die vorausgesetzt werden müssen – nicht zuletzt auch die materiellen Verhältnisse bzw. die Auseinandersetzungen darüber reflektieren. Hinsichtlich der Binnenstrukturen einzelner Gesellschaftsgruppen funktionierte der Rassismus in „Form der Herabsetzung anderer gegenüber dem eigenen Selbst, bei der den Diskriminierenden der privilegierte, den Diskriminierten der unterprivilegierte Status zugeordnet wird“;[170] im weltwirtschaftlichen Rahmen war er Ausdruck eines „universale[n] Verachtungsmechanismus, gespeist aus dem sozioökonomischen Entwicklungsgefälle“.[171] Der nach industriellen Rationalisierungsmechanismen erfolgende Überseeverkehr verdeutlichte diesen Konflikt erstmalig, in dem sich ein gemeinsamer, nichtsdestoweniger durch extreme Ungleichheiten geprägter Arbeitsmarkt herausbildete, der die unmittelbar Beteiligten auf dem kleinsten sozialen Raum (an Bord eines Schiffes) miteinander konfrontierte.

Auf den deutschen Handelsschiffen waren es neben den Indern vor allem die Chinesen, die zur ersten Kategorie der ausländischen Billigarbeitskräfte zählten. Bereits im

166 Colette Guillaumin, Zur Begriffsbildung: „Rasse“, Geschlecht, Klasse, Ethnos, in: Rassismus und Migration in Europa. Beiträge des Kongresses „Migration und Rassismus in Europa“. Hamburg, 26. bis 30. September 1990 (= Argument-Sonderband 201), Hamburg und Berlin 1990, S. 77–87, hier S. 81.

167 Albert Memmi, Rassismus, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1992, S. 98–113.

168 Floya Anthias, Parameter kollektiver Identität: Ethnizität, Nationalismus, Rassismus, in: Rassismus und Migration in Europa, a. a. O., S. 88–103, hier S. 89.

169 Robert Miles, Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs, 2. Aufl., Hamburg und Berlin 1992, S. 43.

170 Albert Scharenberg, Rassismus in der US-Arbeiterbewegung. Entwicklungslinien von 1865 bis 1915, Hamburg und Berlin 1993, S. 5.

171 Imanuel Geiss, Geschichte des Rassismus, Frankfurt a. M. 1988, S. 26.

Kaiserreich waren die Grundvoraussetzungen für einen rassisch segmentierten zweiten Arbeitsmarkt mit Löhnen auf kolonialem Niveau entstanden, dessen Begleiterscheinungen sich in der informellen Segregation und Diskriminierung der chinesischen Seeleute zeigten. Die Teilung des maritimen Arbeitsmarkts vollzog sich nach primär „rassischen" Kriterien; gesetzliche Restriktionen der Ausländerbeschäftigung waren aus Rücksichtnahme auf den internationalen Arbeitsmarkt bereits im Jahre 1909 vollständig ausgeräumt worden.[172] Wie die immensen Abwanderungsbewegungen vor und nach dem Ersten Weltkrieg zeigten, nutzten auch die deutschstämmigen Seeleute die vorteilhafteren Arbeits- und Lohnbedingungen ausländischer Reedereien. Die Ausbreitungstendenz der asiatischen Seeleute von der Ostasienfahrt auf andere Überseelinien erfolgte durch Schiffsumsetzungen. Wenn die Reeder unter Hinweis auf den Druck der internationalen Konkurrenz jegliche Verbesserungen der Arbeits- und Lebensbedingungen mit Vehemenz ablehnten, so mußten ihnen diejenigen Argumente gelegen kommen, die die desolaten Verhältnisse an Bord als Bestätigung der kulturellen Rückständigkeit der Asiaten interpretierten. Was den sozialpartnerschaftlich orientierten Gewerkschaften als der Ausdruck eines mentalen Defizits („Fatalismus") galt, befürworteten die Reedereien als tugendhafte Eigenschaft („Disziplin"), die der einheimischen Arbeiterschaft mit ihren überzogenen Ansprüchen abhanden gekommen sei. Außer als Mittel zur Betriebskostenminimierung dienten die farbigen Seeleute daher auch als arbeitspädagogisches Mittel zur Eindämmung des gewerkschaftlichen Radikalismus, denn die konkrete Gefahr, unter annähernd nivellierten Marktbedingungen auf dem maritimen Arbeitsmarkt durch farbige Arbeitskräfte ersetzt zu werden, trug nicht gerade zur Durchsetzung gewerkschaftlicher Forderungen bei. In der Einstellung der Reeder gegenüber den asiatischen Schiffsbesatzungen zeigte sich vor dem Ersten Weltkrieg das (Sendungs-)Bewußtsein einer (vermeintlich) technologisch-zivilisatorischen Überlegenheit. Dieser koloniale Rassismus wich in den zwanziger Jahren einem funktionalistischen Pragmatismus, der das betriebswirtschaftliche Kalkül bestimmte. Aus der Perspektive der betriebswirtschaftlichen Verwertungslogik erschienen die überseeischen Seeleute mithin als verdinglichte Objekte, deren Bedürfnisse man kompromißloser als diejenigen der einheimischen Beschäftigten den Geschäftsinteressen unterordnen konnte. Unter Ausnutzung der Konkurrenzsituation auf dem Arbeitsmarkt ermöglichten die tarifrechtlich ungebundenen farbigen Arbeitskräfte intensivierte Kontroll- und Gestaltungsmöglichkeiten und damit die Gewährleistung einer flexibleren Auslastung des Schiffsbetriebs. Mit den asiatischen Billigarbeitskräften kompensierten vor allem die deutschen Großreedereien ihre während der Weltwirtschaftskrise sinkenden Profitraten. Insofern übten die außereuropäischen Beschäftigten eine Pufferfunktion aus, wodurch sich anstehende Modernierungsmaßnahmen hinauszögern und Konjunktureinbrüche abfedern ließen. Reduzierte Lohn- und Lohnnebenkosten waren allenfalls Teilaspekte unter den vielgestaltigen Vorteilen, die der Ausländereinsatz bot.

Während die Unternehmer die Widersprüchlichkeiten der rassistischen Ideologie in einer ganz und gar pragmatischen Art und Weise nutzten, bemühte sich die medizinische Wissenschaft – in Anbetracht des kaum zu übersehenden ökonomischen Hintergrundes

172 Johannes Nichtweiß, Die ausländischen Saisonarbeiter ..., a. a. O., S. 138.

der Diskussion mit wenig überzeugenden Argumenten – intensiv um die (gutachterliche) Elaborierung genetisch bedingter Unterscheidungsmerkmale. Einerseits attestierte die „Wissenschaft" den Asiaten eine physische Insuffizienz, gleichzeitig schrieb sie ihnen eine exorbitante Hitzebeständigkeit und Krankheitsresistenz zu – Eigenschaften, die sie für untergeordnete Tätigkeitsbereiche geradezu prädestinierten. Ohne erkennbare Vorbehalte übernahmen die Mediziner mit der problematischen Rassenkategorisierung ein biologistisches Klassifikationsschema, das die vorgeblich minderwertigen Verhaltensdispositionen unter Einbeziehung zoologischer Hilfskonstruktionen definierte.[173] Die Medizin lieferte einen „wissenschaftlichen" Bezugsrahmen, der mit den unternehmerischen Interessenlagen und dem kolonialen Expansionsstreben des Staates korrespondierte.

Die Gewerkschaftspolitik erwies sich als wenig resistent gegenüber dieser Zuweisung von generisch minderwertigen Merkmalen und Eigenschaften, durch die sich die effiziente Verwertung der Arbeitsleistungen der asiatischen Seeleute argumentatorisch begründen ließ. Im Hinblick auf die zeitgenössischen Reaktionen der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften kam der Parteisoziologe Robert Michels schon vor dem Ersten Weltkrieg zu der treffenden Einschätzung: „Das Proletariat unterliegt durchweg einem Zug zu nationaler Abschließung, zum Protektionismus, die sich bisweilen bis zur Xenophobie steigern [sic!]."[174] Wie das von Rivalitäten bestimmte Verhältnis des freigewerkschaftlichen Seeleuteverbandes zu der nichtrassistischen (kommunistischen) Konkurrenzorganisation zeigte, folgte auch in Deutschland „der jeweils hegemoniale Teil der Arbeiterbewegung den gesellschaftlichen Trends".[175] Dabei hatten größere Anteile der (auch der organisierten) Arbeiterschaft den „kulturimperialistischen Paternalismus" als „innergesellschaftliches Integrationsmodell" durchaus akzeptiert und verinnerlicht.[176] Im Zeitalter des Kolonalismus und später während der Massenarbeitslosigkeit in der Weltwirtschaftskrise nahm die arbeitsmarktprotektionistische Gewerkschaftspolitik dezidiert diskriminatorische Züge an. Abseits der verbandsbezogenen Politik erfüllte die Xenophobie der Arbeiter auch eine psychologische Funktion, denn „in dem Maße, wie sie ihre Ängste und Ressentiments und ihren Trotz auf die Fremden projizieren, bekämpfen sie nicht nur die Konkurrenz, wie es heißt, sondern versuchen sie, sich von ihrem eigenen

173 „Immerhin ist es beklagenswert", so resümiert ein namhafter Schiffshygieniker, „eine Arbeit, von der eventuell recht viel abhängen kann, diesen halsstarrigen und zur Trägheit neigenden Kreaturen (‚Neger, Indier, Chinesen', P. S.) überlassen zu müssen". P[aul] Schmidt, Über Hitzschlag an Bord von Dampfern der Handelsflotte, seine Ursachen und seine Abwehr, in: ASTH, Bd. 5 (1901), S. 207–271, hier S. 267; ders., Über die Anpasssungsfähigkeit der weißen Rasse an das Tropenklima, in: ASTH, Bd. 14 (1910), S. 404 ff.; Steudel, Kann der Deutsche sich in den Tropen akklimatisieren?, in: ASTH, 1908 (Beiheft 4); desgl. Hintze, Welchen Einfluß hat das Tropenklima auf Angehörige der weißen Rasse?, in: ASTH, Bd. 20 (1916), S. 159 ff.; Knipping, Über die Wärmebilanz des Tropenbewohners, in: ASTH, Bd. 27 (1923), S. 169 ff. Vgl. auch Robert Stigler, Vergleich zwischen der Wärmeregulierung der Weissen und der Neger bei Arbeiten in überhitzten Räumen, in: Archiv für die gesamte Physiologie, Bd. 160 (1915), S. 445 ff.

174 Robert Michels, Zur historischen Analyse des Patriotismus (Schluß), in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Jg. 36 (1913), Nr. 1/2, S. 394–449, hier S. 428.

175 Albert Scharenberg, Rassismus in der US-Arbeiterbewegung, a. a. O., S. 117.

176 Henning Melber, Am deutschen Wesen ... Kontinuitäten kolonialen Denkens am Beispiel des deutsch-afrikanischen Verhältnisses, in: Rassismus und Migration in Europa. Beiträge des Kongresses „Migration und Rassismus in Europa". Hamburg, 26. bis 30. September 1990, Hamburg und Berlin 1990, S. 247–258, hier S. 251.

Ausgebeutetsein zu distanzieren".[177] Eine zweck- und fremdbestimmte Arbeits- und Lebenswelt brachte letzten Endes auch einen spezifischen Rassismus der Arbeiterschaft hervor, der sogar als eine Anpassungsleistung interpretiert worden ist.[178] Um den Preis eines Arbeitsmarktvorteils deutscher Seeleute (Erfahrung, Verläßlichkeit und Gefahrenbewußtsein) und der Abwertung ausländischer Arbeitskräfte (durch die Zuweisung inferiorer Eigenschaften und Verhaltensweisen) wurde dem Rassismus an Bord argumentativ Vorschub geleistet.

Für die asiatischen Besatzungsangehörigen bedeutete die Beschäftigung in der Seefahrt der Industrienationen zunächst einmal eine deutliche Verbesserung ihrer Einkommensverhältnisse. Da die asiatischen Seeleute „eine praktisch unerschöpfliche Arbeitsreserve"[179] darstellten und die Unternehmerseite ständig darauf bedacht war, die Vorteile dieses Überangebots bis an die unteren Grenzen des Lohnstandards auszunutzen, sanken die Einkommen der Seeleute, und ihre Lebensbedingungen reduzierten sich auf ein äußerst geringes Niveau. Ein allgegenwärtiges Ausgrenzungsbestreben drängte die chinesischen Schiffsmannschaften in die Isolation einer ethnischen Subkultur. In Anbetracht der fehlenden Integrationsbereitschaft waren die Abwehrreaktionen von seiten der diskriminierten Minderheit wenig mehr als der Ausdruck eines hilf- und aussichtslosen Protestes. Mit der von den Unternehmern forcierten und von den Gewerkschaften tolerierten Segregation der weißen von den nichtweißen Seeleuten war eine Grundvoraussetzung für den in der Gegenwart existierenden zweiten – „elastischen" – Arbeitsmarkt geschaffen worden, der weiterhin ein ungelöstes Problem des internationalen Verkehrs darstellt.

177 Etienne Balibar und Immanuel Wallerstein, Rasse – Klasse – Nation. Ambivalente Identitäten, Hamburg und Berlin 1990, S. 258.

178 Hierin von der negativen Dialektik Max Horkheimers und Theodor W. Adornos beeinflußt, betrachtet Henning Melber „die Zivilisation als technologische Rationalität und Triebverdrängung zur Beherrschung der äußeren wie der inneren Natur, die den Rassismus als Abwehrverhalten und Projektionsmechanismus nachgerade schafft". Henning Melber, Der Weißheit letzter Schluß. Rassismus und kolonialer Blick, Frankfurt a. M. 1992, S. 43.

179 Hans-Gerhard Voigt, Die soziale Lage der Seeleute, a. a. O., S. 77. Der Anteil asiatischer Seeleute in der Handelsflotte Großbritanniens bewegte sich z. B. in den dreißiger Jahren bei 26 Prozent (ca. 50000). Vgl. Laura Tabili, a. a. O., S. 47.

Umfeld eines Brückenschlags

Vorabdruck 2 aus: Mission ohne Mandat. Der Fall Friedrich Stampfer

Von Henryk Skrzypczak

Kleiner Dank für eine große Leistung –
Gunter Krüschet 25 Jahre IWK

Was immer sonst davon zu halten war: Stil hatte die Sache. Als politischer Coup durfte sie durchaus als bolschewistische Maßarbeit gelten. Schon der Zeitpunkt hätte überhaupt nicht besser gewählt werden können, und auch die Dramatik des Aufbaus konnte sich sehen lassen. Am 21. Februar 1931, völlig ausreichende fünf Monate also bis zum Wiener Kongreß der Sozialistischen Arbeiter-Internationale – in Zürich trat gerade deren Exekutive zusammen –, schickte die sowjetamtliche Presseagentur „Tass" als journalistischen Auslöser die Ankündigung eines neuen Schauprozesses über den Ticker. In Kürze, erfuhr die Weltöffentlichkeit, würde vor dem Obersten Gerichtshof der Sowjetunion die Verhandlung gegen Gromann, Suchanow, Scher und andere Menschewiki beginnen, Mitglieder einer konterrevolutionären Organisation allesamt, des „Büros des Zentralkomitees der russischen Sozialdemokratischen Partei". Sonderlich aufregend vermochte die Spätredaktion des Berliner „Vorwärts" die Neuigkeit aus Moskau nicht gerade zu finden. Jedenfalls schob sie die Meldung als knappen Achtzeiler ganz am Ende der Sonntagsausgabe und dicht über der Billigpreiswerbung einer Warenhauskette ein – Stangenspargel extra stark, 2 Mark 35 die Dose. So unspektakulär nahm seinen Anfang, was sich aus kommunistischer Sicht bald schon als ein „Ereignis von internationaler Tragweite und welthistorischer Bedeutung" darstellen sollte.[1]

Bei den im Züricher „Volkshaus" versammelten Spitzengenossen der SAI löste die „Tass"-Meldung nur gelinde Überraschung aus. Spätestens seit dem Dezember, als in der „Iswestija" Maxim Gorkis widerlicher Artikel gegen den Menschewismus und den internationalen Sozialismus erschienen war,[2] hatte man sich schließlich auf etwas in dieser Art gefaßt machen müssen. Außerdem war inzwischen nicht nur über die Verhaftungen

1 Vgl. Der internationale Kongreß. Vorbereitende Sitzung der Exekutive, in: Vorwärts, Jg. 48 (1931), [künftig zitiert: Vorwärts], Nr. 89, Morgenausgabe vom 22. Februar; Krylenkos neue Aufgabe. Sozialdemokraten unter Anklage, a. a. O.; siehe dort auch die Anzeige der Kaufhauskette Wertheim. – Der Menschewismus gerichtet, in: Die Rote Fahne, Jg. 14 (1931), [künftig zitiert: Rote Fahne], Nr. 59 vom 11. März; ähnlich in der Bewertung damals auch Wilhelm Pieck, Ein welthistorischer Prozeß. Das Verbrechen der Zweiten Internationale, in: Internationale Presse-Korrespondenz, Jg. 11 (1931), Deutsche Ausgabe, [künftig zitiert: Inprekorr], Nr. 23 vom 10. März, S. 607 f.

2 Hierzu Theodor Dan, Verbrecherischer Wahnsinn. Anschlag gegen die Sozialdemokratie, in: RSD. Mitteilungsblatt der Russischen Sozial-Demokratie. Hrsg. von der Auslandsvertretung der Sozial-Demokratischen Arbeiterpartei Rußlands, Jg. 8 (1931), Nr. 2 vom 8. Januar, S. 1 f. „Gerade Gorki", schrieb Dan zu dem am 17. Dezember 1930 publizierten Beitrag, „vollführt in der letzten Zeit die schmutzigsten Aufträge der GPU auf dem Gebiete der Bearbeitung der ‚öffentlichen Meinung'". Seine „von den Tschekisten bestellte ‚Tat'" erlaube kaum Zweifel daran, daß der Gedanke eines *neuen Schauprozesses*, „diesmal gegen sozialistische ‚Schädlinge', sowohl im Kreml als auch im Tschekagebäude an der Lubjanka erörtert" werde.

selbst, sondern ebenso „über die *furchtbaren Bedingungen*" der Haft einiges durchgesickert. Von dem ominösen Büro des Zentralkomitees allerdings war den Genossen noch nie etwas zu Ohren gekommen, und sie nahmen es Rafael Rein-Abramowitsch, dem Vertreter der russischen Bruderpartei, ohne weiteres ab, daß dieses konterrevolutionäre Gremium nur in den Phantasien des bolschewistischen Terrorapparats existierte.[3] Obwohl über den genaueren Inhalt der „absurden Anklagen" noch Unklarheit herrschte, hielten die Mitglieder der Exekutive einen energischen Protestschritt jetzt schon für angezeigt. Also trugen sie ihrem Vorsitzenden einstimmig auf, an den Rat der Volkskommissare ein geharnischtes Schreiben zu richten. Im Kampf gegen die bolschewistische Diktatur, versicherte Emile Vandervelde darin, habe die russische Sozialdemokratie jeder konterrevolutionären Intervention und auch allen Versuchen, Aufstände zum gewaltsamen Sturz des Sowjetregimes zu organisieren, immer und in der entschiedensten Weise entgegengewirkt. Unter diesen Umständen sei das geplante Gerichtsverfahren „ein *schändlicher Mißbrauch der Gewalt*" und zugleich ein Bestandteil jener „*verleumderischen Kampagne,* die gegen die russische Sozialdemokratie und ihre Repräsentanten geführt wird, nur um sie in den Augen des Proletariats zu diskreditieren. Ich bin", schloß Vandervelde seinen Einspruch, „von der Exekutive der SAI beauftragt, gegen diese Schandtat energischst zu protestieren und festzustellen, daß der Bolschewismus durch dieses Vergehen die verhängnisvolle *Spaltung* der internationalen Arbeiterklasse nur immer mehr vertieft, obwohl es ein Lebensinteresse der Arbeiterklasse wäre, in allen Ländern gegen die Mächte der Reaktion, die sie bedrohen, Front zu machen."[4]

Der Solidaritätspflicht war Genüge getan, die Normalität der Tagesordnung verlangte wieder ihr Recht. Kaum war sie abgehakt, zerstreute die Konferenz sich in alle Winde – für Moskau genau der richtige Augenblick, dem Menschewikiprozeß einen anderen Außenanstrich zu geben. Nicht etwa, daß die Angeklagten nun in milderem Lichte erschienen. Angesichts der Schuld, die sie auf sich geladen hatten, konnte allein die härteste Strafe eine angemessene Strafe sein. Nur war da, neben der inneren Konterrevolution, auf der anderen Seite wohl doch noch einiges mehr ins Auge zu fassen. Woher hatte denn dieses famose Unionsbüro seine Direktiven bezogen? Und aus welchen trüben Geldquellen wurden seine Aktivitäten eigentlich gespeist? Die Antwort lag auf der Hand: Die Gromann und Suchanow stützten sich zu einem wesentlichen Teil auf die

3 Protest gegen Sowjetmethoden. Gegen neuen Terror und alte Spitzelei, in: Vorwärts, Nr. 97, Morgenausgabe vom 27. Februar. – Abramowitsch, Mitglied des Zentralkomitees der SDAP Rußlands, nahm als deren Vertreter an der Exekutivsitzung teil, auf der er zu den einschlägigen Problemen das Wort ergriff. In Unkenntnis des Inhalts der Anklagen mußte die Exekutive sich u. a. „darauf beschränken, festzustellen, daß ihr ein solches ‚Büro' nicht bekannt sei". Am 28. Februar räumte die Auslandsvertretung der SDAPR zwar die Existenz eines Geheimbüros ihrer Organisation in Rußland ein, betonte jedoch: „Aber dieses Büro war niemals und konnte niemals sein jenes von den Bolschewiken willkürlich zusammengeschleppte angebliche Kollegium der 14 Männer, die jetzt auf der Anklagebank in Moskau sitzen, von denen die übergroße Mehrheit unsere Partei vor zehn oder mehr Jahren verlassen hatten und seitdem niemals in sie zurückkehrten, die anderen unserer Partei niemals angehörten." Vgl. Internationale Information für Pressezwecke, hrsg. vom Sekretariat der Sozialistischen Arbeiter-Internationale, VIII (1931), [künftig zitiert: I. I.], Nr. 8 vom 7. März, S. 105, und Nr. 6 vom 28. Februar, S. 89. – Friedrich Adler, Der Moskauer Prozeß und die Sozialistische Arbeiterinternationale, in: Der Kampf, Jg. 24 (1931), Nr. 4 vom April, S. 145–155; hier S. 155.

4 Friedrich Adler, a. a. O. (siehe Anm. 3), S. 155. – Vorwärts, Nr. 97 (siehe Anm. 3); ohne die dortigen Hervorhebungen in Nr. 6 der I. I. (siehe selbe Anm.), S. 92 f.

menschewistische Emigrantenzentrale, auf die „Auslandsdelegation der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands" also, auf die „sauberen Kreaturen" Abramowitsch und Theodor Dan. Über diese Kontaktlinie erhielten sie ihre Anweisungen, flossen ihnen erhebliche Mittel zu. Die ganze Wahrheit allerdings war das nicht. Wie kam es denn, hatte man sich doch wohl weiter zu fragen, daß armselige Emigranten mit einem Mal über derart immense Beträge, über sage und schreibe 280 000 Rubel verfügten. Seit es gelungen war, die Angeklagten zum Reden zu bringen, war auch dieser Bereich des Komplotts kein Geheimnis mehr. Mit einer einzigen Ausnahme hatte sich alles ganz so angelassen wie bei den Machenschaften der Industriepartei: bewußte Schädlingsarbeit, Auslandsverbindungen, Spionage, Geheimkonferenzen – das alles kehrte wieder im vorliegenden Fall, nur daß es da nicht allein das Pariser Handels- und Industriekomitee als Endpunkt der konspirativen Kanäle gab. Wer sorgfältig auch den übrigen Spuren nachging, der gelangte auf dem kürzesten Weg nach Zürich 6 in die Ottiker Straße und in die Lindenstraße, Berlin SW, er befand sich, anders gesagt, eben dort, woher das Unionsbüro den Großteil seiner Ressourcen erhielt. Er stand vor den Büros der Zweiten Internationale, stand vor dem Hauptquartier der deutschen Sozialdemokratie, stand vor den Redaktionsräumen des „Vorwärts", ihres Zentralorgans.[5] Und so war es denn letztlich, wie die „Rote Fahne" zu Recht schrieb, „nicht irgendein Gromann oder ein anderer *Strohmann* des internationalen Finanzkapitals", der da in Moskau die Anklagebank zierte. Dort saßen in Wirklichkeit „als ideologische Einpeitscher der weißen Intervention und des konterrevolutionären Aufstandes gegen das Sowjetregime" die Zweite Internationale selbst „und nicht zuletzt, als einer der *Hauptangeklagten, die deutsche Sozialdemokratie*" vor dem Richterstuhl.[6]

Natürlich wollten sie das alles nicht wahrhaben. Unter der Wucht der Tatsachen wanden sie sich wie eine getretene Schlange. Geradezu wie Gepflockte und Geräderte schrien sie, um ihre Unschuld zu beteuern, die „sogenannte" Zweite Internationale „und ihre Hauptheiden in *der deutschen Sozialdemokratie,* die *Wels* und *Stampfer,* die *Breitscheid* und *Hilferding*". Absoluter Schwindel, heulte der „Vorwärts" auf und schleuderte aus dem „Verschwörernest in der Lindenstraße" feurige Schlagzeilen heraus: „Lügenanklage gegen Menschewiki", „Parteivorstand gegen Justizmord", „Moskau mordet das Recht!"[7] – Was der „Vorwärts" konnte, konnte die „Rote Fahne" schon lange. „Die

5 Siehe hierzu: Die Anklageschrift im Prozeß gegen die menschewistische konterrevolutionäre Organisation von Gromann, Scher, Ikow, Suchanow und anderen. (Wortlaut), in: Inprekorr, Nr. 19 vom 3. März, S. 489–515; S. 507–509 zur Finanzierung, S. 509–515 über die Verbindungen mit der Auslandsdelegation; ergänzend die weitere Berichterstattung und Kommentierung durch dieses inoffizielle Kominternorgan sowie durch die Rote Fahne, der zu Dan und Abramowitsch ein aparter Druckfehler unterläuft: „Durch die Vernichtung [soll heißen: Vermittlung] dieser sauberen Kreaturen standen sie in steter Verbindung mit der 2. Internationale, von der sie ihre Weisungen entgegennahmen" (Nr. 46 vom 24. Februar, Beitrag Die II. Internationale auf der Anklagebank). Siehe in der „Fahne" vor allem auch: Auf der Anklagebank (Nr. 50 vom 28. Februar); Die SPD finanziert die menschewistische Konterrevolution (ebd.); Hilferding führt die Interventionskasse (Nr. 51 vom 1. März).

6 Auf der Anklagebank (siehe Anm. 5).

7 SPD-Vorstand und Menschewiki-Zentrale beteuern ihre „Unschuld", in: Inprekorr, Nr. 20 vom 3. März, S. 525 f. (Zitat S. 525: getretene Schlange). – Zum oben folgenden Satz vgl. Hermann Remmele, Die SPD im Fangeisen, I., in: Rote Fahne, Nr. 52 vom 3. März; Nr. 50 (siehe Anm. 5, Die SPD ...: Verschwörernest); Nr. 55 vom 6. März: Die Verschwörerzentrale in der Lindenstraße. – Vorwärts, Nr. 98, Abendausgabe vom

2. Internationale", prangerte sie *„die ganze Schmach und Verkommenheit der sozialfaschistischen Führerschaft"* an, „im Bunde mit dem französischen Generalstab und der weißgardistischen Emigration", „Die deutsche Sozialdemokratie finanzierte die menschewistischen Verbrecher". Ein Dementi jagte das andere, der „Vorwärts" spie Gift und Galle – sollte er doch. Sollte Abramowitsch doch die heiligsten Eide schwören, daß er 1928 mitnichten „als Agent der 2. Internationale illegal in Moskau" gewesen war; sollte der SPD-Vorstand sich nur mit dem größten Nachdruck reinzuwaschen versuchen; mochte Dan, sooft es ihm beliebte, von einer Justizkomödie reden, von erpreßten Geständnissen und von Aussagen notorischer Provokateure; und Hilferding, sollte er ruhig beteuern, von ihm hätten kein Dan und kein Abramowitsch noch irgend ein anderer russischer Sozialdemokrat auch nur einen einzigen Pfennig erhalten – all die Tobsuchtsanfälle und frechen Ableugnungsversuche, was waren sie anderes als nur der Ausdruck ohnmächtiger Wut, wen scherte denn schon dieses Gestammel.[8] Nicht hierauf, auf den Entrüstungssturm der Werktätigen kam es an, auf die Woge leidenschaftlicher Proteste nicht nur allüberall in der Sowjetunion, sondern auch in den kapitalistischen Ländern. Was zählte, war das Stutzigwerden einer wachsenden Zahl sozialdemokratischer Arbeiter, die es noch immer nicht so recht glauben wollten, daß ihre „Internationale" nur eine *„gekaufte und bestochene Söldnertruppe der internationalen Ausbeuterschaft gegen das erste Land des Sozialismus"* war. Gerade auch ihnen das wahre Gesicht der sozialfaschistischen Führer zu zeigen, würde die keineswegs geringste Aufgabe dieses Prozesses sein. Ihre Führer, darauf konnten sie Gift nehmen, würden in Moskau ihr blaues Wunder erleben.[9]

Der Ansturm des Publikums war enorm. Bei einer Neuinszenierung von Meyerhold herrschte auch nicht entfernt ein solches Gedränge. Lange bereits vor dem Einlaßtermin umlagerten Hunderte das Moskauer Gewerkschaftshaus. Als die Türen Punkt 5 Uhr geöffnet wurden, schoben sich die Massen in den bald schon überfüllten Kolonnensaal, der mehr als zweitausend Plätze umfaßte. Dann galt es erst einmal, Geduld aufzubringen. Bis zum Beginn des Gerichtsdramas hatte die Regie eine ausgedehnte Zeitspanne steigender Erwartung eingeplant.[10] Für Bruno Frei, eingeladen als Vertreter der Münzenberg-

[Forts. von Anm. 7]
27. Februar (Lügenanklage absoluter Schwindel); Nr. 100, Abendausgabe vom 28. Februar; Nr. 99, Morgenausgabe vom 28. Februar.

8 Rote Fahne, Nr. 50 (siehe Anm. 5; Unterüberschrift des Beitrags Die SPD ...); Nr. 51 (siehe Anm. 5; Schluß des Leitartikels sowie Unterüberschrift). – Erste Dementis (Parteivorstand der SPD, Rudolf Hilferding, Otto Wels, Auslandsdelegation der Menschewiki, Abramowitsch): Gegen den Moskauer Verleumdungsfeldzug. Zur Abwehr der Fälscherkunststücke in der Gerichtskomödie, in: I. I., Nr. 8 vom 7. März, S. 103–106; ergänzend S. 112 (Abramowitsch, Kurt Grossmann); siehe auch Vorwärts, Nr. 100 (vgl. Anm. 7) sowie die Morgenausgaben Nr. 101, 103 und 105 vom 1., 3. und 4. März. – Agent: Rote Fahne, Nr. 51 (Unterüberschrift). – Zu Theodor Dan vgl. neben seiner Erklärung für die Auslandsdelegation seine Vorwärts-Beiträge Anklage gegen Ankläger! (Nr. 99; siehe Anm. 7) und Zum Moskauer Schandprozeß (Nr. 104, Abendausgabe vom 3. März). – Tobsuchtsanfälle usw. bzw. Gestammel: Rote Fahne, Nr. 50 (S. 2) und 51 (Zwischenüberschrift).

9 Vgl.: Entrüstungssturm der Werktätigen der Sowjetunion, in: Inprekorr, Nr. 23 (siehe Anm. 1), S. 611–613; Rote Fahne, Nr. 52 (siehe Anm. 7): Empörungssturm in der Sowjetunion; ebd. (Auszug aus der „Prawda"): Die II. Internationale zittert vor den Enthüllungen des Prozesses; siehe auch Nr. 50 (vgl. Anm. 5; sozialdemokratische Arbeiter; blaues Wunder) und Nr. 51 (siehe Anm. 8; S. 1: Söldnertruppe).

10 Die Menschewiken-Zentrale vor dem Sowjetgericht. [...] Erster Gerichtstag, in: Moskauer Rundschau, Jg. 3 (1931), Nr. 11 vom 5. März, S. 1; Die Eröffnung des Moskauer Prozesses, in: Rote Fahne, Nr. 52 (siehe

Presse, war das Déjà-vu-Erlebnis jeder dieser Minuten ein ungetrübter Genuß. Seit er am Schachty-Prozeß hatte teilnehmen dürfen, fühlte er sich in das Fluidum hier wie vernarrt. Der szenische Aufbau erinnerte ihn an eine Dekoration aus dem zweiten Akt von „Dantons Tod", und auch die feiertäglich gekleideten Arbeiterzuhörer entsprachen so ganz seiner Vorstellung von einem Revolutionstribunal. Und wenn dann erst Krylenko auftreten würde, Nikolai Wassiljewitsch Krylenko, der Chefankläger, dieser Bolschewik wie aus dem Bilderbuch. Für Krylenko schwärmte er, war geradezu hingerissen von ihm, diesem neuen Saint Just, hingerissen von der bühnenreifen Professionalität, mit der dieser Mann in der schlichten Joppe über den schnittigen Breeches agierte: unruhig vor dem Gerichtstisch hin und her wanderte, bis er nahe an den Angeklagten herantrat, ihm mit schneidender Stimme eine Frage stellte, scheinbar abließ von ihm, an seinen rotüberspannten Tisch zurückkehrte, nur um sogleich wieder wie mit einem Pantherssprung nach vorne zu schießen, die eine Hand lässig in der Hosentasche, die andere drohend erhoben – also, das war schon gekonnt. Mehr allerdings noch von diesem faszinierenden Schauspiel hätte Sonderberichterstatter Bruno Frei gehabt, wäre er des Russischen mächtig gewesen.[11]

6 Uhr 15 – ein Aufatmen ging durch den Saal. Von gelangweilt blickenden Rotarmisten bewacht, wurden die vierzehn Angeklagten hereingeführt. Neben bebrillten Intellektuellen – registrierte Bruno Frei – mancher vierschrötige Typ, neben gepflegten Spitzbärten ausgesprochene Gaunervisagen. Fünf Minuten danach – Genosse Schwernik, an der Spitze des Obersten Gerichtshofes, war bereit, auch Staatsanwaltschaft und Verteidigung harrten auf ihren Plätzen. Pünktlich und präzis begann das Räderwerk sich zu drehen. „Krylenkos Geständnisfabrik"? Bruno Frei verbürgte sich für die Haltlosigkeit solcher Infamien. Ihm gab die Geständnisfreudigkeit der Angeklagten keine Probleme auf. Jeder Zweifel an ihrer Schuld schien ihm gegenstandslos, und ein überraschender Erkenntnisschub ersparte es ihm, sich über ihr Schicksal den Kopf zu zerbrechen: Hatte er im Schachty-Prozeß das Tribunal als Schule für die Massen erlebt, so bot sich ihm hier die einzigartige Gelegenheit, das Strafverfahren nun zugleich als Unterricht für die Angeklagten kennenzulernen. Durchdrungen von dem, was er die „heil-pädagogische Deutung" nannte, wußte er sich in völligem Einklang mit dem Geschehen, das ihm trotz der leidigen Sprachbarriere auf zweifache Weise durchsichtig wurde. Während er von seinem ständigen Übersetzer die Wortbrocken für das simple Verständnis serviert bekam, wurde er in den Pausen durch zwei erstrangige Sachkenner, Béla Kun nämlich und die Altbolschewikin Gopner, der er restlos vertraute, auf eine der höheren Vorstufen des Herrschaftswissens gehievt. Vom Bewußtsein der eigenen Bedeutung aufrechtgehalten, saß er die Prozedur der sieben Prozeßtage locker ab, um sich anschließend wieder nach Berlin zu begeben, wo er als Augen- und Ohrenzeuge sofort reüssierte. Bei seiner aufklärenden Tätigkeit empfahl ihn in einschlägigen Kreisen, wessen er allerdings

[Forts. von Anm. 10]
Anm. 7). – Den Vergleich mit einer Meyerhold-Inszenierung glaubte der Autor des vorliegenden Beitrags sich gestatten zu dürfen.

11 Hierzu Bruno Frei, Der Papiersäbel. Autobiographie, Frankfurt am Main 1972, S. 118 f.; S. 140 f.

erst Jahrzehnte später gewahr werden sollte: eine gehörige Portion Schaum vor dem Mund.[12]

Als Merkmal politischer Tollwut hätte Moskau diesen Schaum noch lieber an anderer Stelle gesehen: in der Physiognomie jener traurigen Helden der „sogenannten" Internationale, die auf den Köder, der ihnen so verlockend unter die Nase gehalten wurde, partout nicht anbeißen wollten. Gewiß – nicht alle von ihnen schafften es in gleicher Weise wie Friedrich Adler, der SAI-Sekretär, auf das „niederträchtige Zusammenspiel von verbrecherischer Polizeimache ältesten Stils und erbärmlicher Charakterschwäche der zu Kronzeugen und Experten avancierten Angeklagten neuesten Stils mit ruhiger Verachtung" herabzusehen.[13] Fieberhaft bemüht, die Spur ihrer Verbrechen auszutilgen, bombardierten Abramowitsch und Dan die Öffentlichkeit weiter mit dem bekannten Geschrei verfolgter Spitzbuben, der „Vorwärts" assistierte ihnen willig, und im Berliner Sportpalast war Parteiführer Otto Wels nach Kräften bemüht, die sozialfaschistische Volksseele zum Kochen zu bringen.[14] Doch die Welle der künstlich geschürten Erregung verebbte rasch, und von dem ehrenwerten Monsieur Vandervelde gar bekam man wenig mehr als das Geseire zu hören, „wie tief traurig" es doch wäre sich vorzustellen, daß man mit solchen Machenschaften „eine Kluft aufreißt zwischen den beiden Fraktionen" des Proletariats.[15] Einen Rotkoller wie er im Buche stand – nicht einmal den brachten diese Kerle zustande, und mit der Lernfähigkeit ihres Anhangs war es auch nicht gerade weit her. Da hatte man sich nun alle erdenkliche Mühe gegeben, hatte dieser Internationale „die Maske vom Gesicht gerissen", hatte ihr „den Todesspiegel vorgehalten", hatte „den Abgrund aufgerissen, der zwischen ihrer Politik und den Interessen der Arbeiterklasse" klaffte, hatte sie „in dem Prozeß ihrer Zersetzung und Fäulnis" entblößt, doch von dem erhofften Massenabmarsch aus den Reihen der Sozialdemokratie war weit und breit nichts zu spüren.[16] Und hier nun begann die Lage mißlich zu werden. Die Zielvorgabe

12 Moskauer Rundschau (siehe Anm. 10); Bruno Frei, a. a. O. (siehe Anm. 11), S. 140; Krylenkos Geständnisfabrik. Der tägliche Lügenbericht, in: Vorwärts, Nr. 106, Abendausgabe vom 4. März; Bruno Frei, a. a. O., S. 141 f.

13 Von der sogenannten Zweiten Internationale, ihren Hauptheldеn und Helden spricht abfällig eine Artikelserie Hermann Remmeles: Die SPD im Fangeisen, in: Rote Fahne, Nr. 52 (siehe Anm. 7), Nr. 53 vom 4. März und Nr. 55 (ebenfalls Anm. 7). – Friedrich Adler, Der Moskauer Prozeß (siehe Anm. 3), S. 145.

14 Am 5. März veranstaltete die Auslandsvertretung der SDAPR mit Dan und Abramowitsch im „Vorwärts"-Gebäude eine Pressekonferenz. Kommunistische Journalisten versuchten sie zu einem „Kreuzverhör" umzufunktionieren. Vgl. Vorwärts, Nr. 110, Abendausgabe vom 6. März; Rote Fahne, Nr. 55 und 56 vom 6. und 7. März. – Siehe auch Vorwärts, Nr. 111–113, Morgenausgabe vom 7. März (Zuschrift Dans), Abendausgabe vom selben Tage (weitere Erklärung der Auslandsvertretung), Morgenausgabe vom 8. März (Abramowitsch erneut zu seiner angeblichen Moskaureise 1928). – Wilhelm Pieck schreibt aus Moskau in seinem erwähnten Beitrag für die Inprekorr (siehe Anm. 1; S. 608): „Mit dem bekannten Geschrei verfolgter Spitzbuben ‚Haltet den Dieb', suchen *Abramowitsch, Dan* und *Garwy* die Spur ihrer Verbrechen auszutilgen. Sie bombardierten die Öffentlichkeit mit Erklärungen, in denen sie alles bestreiten [...]. Die Berliner Führer der Sozialdemokratie haben sich sogar in Unkosten für eine große Kundgebung im Sportpalast gestürzt, in der einige Hauptverbrecher, *Abramowitsch, Wels* und *Künstler* mit einem großen Geschrei ihre Lügen in die Welt hinausriefen." Der Bericht über die Veranstaltung in: Vorwärts, Nr. 103, Morgenausgabe vom 3. März.

15 Emile Vandervelde, Der Moskauer Prozeß, in: I. I., Nr. 11 vom 21. März, S. 127–129; Zitat S. 129. – Vom ehrenwerten Herrn Vandervelde bzw. von Monsieur Vandervelde spricht ironisch T. Altwirth, Die menschewistische Konterrevolution und die Zweite Internationale. Vandervelde gesteht Finanzierung des konterrevolutionären Treibens der Menschewiki, in: Inprekorr, Nr. 30/31 vom 1. April, S. 813 f.

erlaubte keinen Tempoverlust: das dritte Jahr der Pjatiletka, des Fünfjahrplans, das Entscheidungsjahr des sozialistischen Aufbaus, das Jahr 1931 mußte „das Jahr der Zertrümmerung der Parteien der Zweiten Internationale" werden. Mithin war es hoch an der Zeit, eine frische Ladung Öl ins Feuer zu gießen. Da traf es sich gut, daß der „Generalstab des Weltbolschewismus" ohnehin schon zu einer umfassenden Lageberatung nach Moskau beordert war.[17]

In der Mochowaja 16, dem Gebäude des EKKI, des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale,[18] war Dimitri Sacharowitsch Manuilski der richtige Mann am richtigen Ort. Mit „Manu", wie sie ihn unter sich nannten, hatte Stalin einen seiner hervorragenden Fänge gemacht. Sprachgewandt, ohne sich damit in Szene zu setzen, verfügte Manu als einstiger Geschichtslehrer über ein solides Wissen, kannte sich auch im Westen aus, wußte die Leute zu nehmen und sie sich vorzunehmen, wenn es denn notwendig war, und – ausschlaggebender noch: Er hatte rechtzeitig gelernt, mit dem Leitwolf zu heulen.[19] Dabei kamen ihm Naturell und Einsicht in gleicher Weise entgegen. Politstrategische Sandkastenspiele, die sich über offenkundige Tatsachen unbekümmert hinwegsetzten, verabscheute er. Wer bei ihm auf „Epochales" versessen war, wer der „Auffassung des ‚Auf-den-Messias-Wartens'" huldigte oder sich an läppischen Erfolgen meinte „Trost antrinken" zu dürfen,[20] fand sich unter Garantie auf seiner Negativliste wieder. Dort war jeweils ein Ehrenplatz auch für die Phraseure, die schrecklichen Vereinfacher und ebenso für die fragwürdigen „Helden der Spontaneität" reserviert.[21] Mit

16 Zitate aus: Der Menschewismus gerichtet, in: Rote Fahne, Nr. 59 vom 11. März; in der Vorlage klafft der Abgrund nicht, sondern er gähnt. – Zum Problem des Parteiwechsels aus der damaligen Sicht Ernst Thälmanns siehe im vorliegenden Beitrag S. 54.

17 Vgl. A. Martynow, Wer sind sie? Die Menschewiki – eine Partei der Konterrevolution, in: Inprekorr, Nr. 20 vom 3. März, S. 517–519; Zitat S. 519. – Rote Fahne, Nr. 97 vom 26. April: Generalstab des Weltbolschewismus tagte. XI. Plenum des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale.

18 Die Hausnummer hier nicht nach der Angabe bei Margarete Buber-Neumann (Kriegsschauplätze der Weltrevolution. Ein Bericht aus der Praxis der Komintern 1919–1943, Stuttgart 1967, S. 362), sondern wie in der Adresse eines Briefes von Heinz Neumann an Piatnitzki: Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (künftig zitiert: SAPMO-BArch), RY 5/I 6/10/83, Bl. 162.

19 Wesentlichste Daten zur Person im Biographical Dictionary of the Comintern, by Branko Lazitch in collaboration with Milorad M. Drachkovitch, Stanford 1973, S. 252–254. – Persönliche Eindrücke von ihm bei Ruth von Mayenburg, Hotel Lux, München 1978; dort u. a. S. 269 (Manu), 116; S. 271–275. – Persönliche und politische Einschätzung durch einen seiner zeitweiligen Mitarbeiter: Franz Borkenau, Der europäische Kommunismus. Seine Geschichte von 1917 bis zur Gegenwart, Bern 1952; insbesondere S. 52 f., 57, 70f., 120.

20 D. Manuilski, Die Weltwirtschaftskrise und der revolutionäre Aufstieg. Referat auf dem erweiterten Plenum des Präsidiums des EKKI, Hamburg und Berlin 1930, S. 32: „Die Leugnung der Tatsachen erzeugt Illusionen"; S. 44: „Wir müssen das Niveau des revolutionären Aufstiegs nehmen, wie es in Wirklichkeit ist, und nicht, wie wir es haben möchten." S. 50: „Unbestreitbare Wahrheiten können wir nicht leugnen." – S. 39 und S. 35; Protokoll. 10. Plenum des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale. Moskau, 3. Juli 1929 bis 19. Juli 1929, Hamburg und Berlin o. J., S. 78.

21 D. Manuilski, Die Weltwirtschaftskrise ... (siehe Anm. 20), S. 46: „können wir uns nicht auf allgemeine Phrasen [...] beschränken, sondern wir müssen die Lage konkret analysieren"; D. Manuilski, Die kommunistischen Parteien und die Krise des Kapitalismus. Bericht vor dem XI. Plenum des EKKI, Hamburg 1931, S. 131: „auf ein allgemeines Gerede darüber hinausläuft, daß der Kapitalismus keinen Ausweg besitzt [...]. Derart allgemeine Prognosen sind akademisch und gemahnen an Pastorreden über das Jenseits, denn es fehlen ihnen die Elemente der Konkretheit". – Die Weltwirtschaftskrise ..., S. 33: „die komplizierten Fragen nicht zu vereinfachen"; Die kommunistischen Parteien ..., S. 113: „Die revolutionären Prozesse sind komplizierter als die Formeln". – Die Weltwirtschaftskrise ..., S. 35.

„krampfhaften theoretischen Bemühungen" durfte man ihm nicht kommen, ein „scholastischer Talmudist" vollends war in Manus Augen so ziemlich das Letzte. Weil die Partei für ihn „in die oberste Schulklasse" gehörte, beharrte er in seinem Leistungsanspruch ungnädig darauf, „alle Punkte auf dem i" zu sehen.[22] Schaumschlägereien und leeres Draufgängertum brachten die Sache nicht weiter – die angeblich ach so bescheidenen Nahziele hatte man sich erst einmal zu setzen, geduldig zu leisten war tagtägliche Kleinarbeit.[23] Mit dieser Sicht der Dinge hatte er, der Sohn eines ukrainischen Dorfpopen, unter den Fittichen Stalins im „großen kommunistischen Laboratorium" Karriere gemacht.[24] Als er 1924 ins Präsidium des EKKI eingerückt war, hatte hier in der Mochowaja noch Sinowjew seine großen Töne von sich gegeben. Sinowjew war längst in der Versenkung verschwunden, sein Nachfolger Bucharin ebenfalls abgehalftert und passé, der Genosse Molotow nach seinem kurzen Gastspiel an der Spitze des Präsidiums auf die staatliche Ebene ausgeschert. Er aber, Dimitri Sacharowitsch Manuilski, hatte nicht nur die Abstürze zu überdauern und das Molotow-Intermezzo durchzustehen gewußt. Er hatte, mehr als das, seine Position im Apparat des EKKI Schritt für Schritt auszubauen und zu festigen verstanden. Als Sprachrohr Stalins führte jetzt er hier das politisch ausschlaggebende Wort.

Sich viel darauf einzubilden, hatte er keinerlei Grund. So wie Sinowjew die Internationale heruntergewirtschaftet hatte, war von ihrem Nimbus im Kreis der alten bolschewistischen Garde wenig genug übriggeblieben. Für Stalin war sie nach den diversen Pleiten, die er mit ihr hatte erleben müssen, nichts anderes als eine „Lawotschka", ein schäbiger Kramladen, dessen man sich wohl oder übel bediente, ohne sonderliche Hoffnungen damit zu verknüpfen.[25] Gewiß, inzwischen, im letzten Jahr vor allem, hatten die Sektionen einiges wettgemacht, und ein Manuilski brauchte sich mit seinem Anteil daran wahrlich nicht zu verstecken. Wenn man sich die „Reihen der KI als einer einheitlichen geschlossenen Weltpartei des revolutionären Proletariats" allerdings aus nächster Nähe besah, war es mit der Festigung ihrer Positionen so weit nun auch wieder nicht her. Mit dem Zurückbleiben des „subjektiven Faktors" in den kapitalistischen Ländern, dem Hinterherhinken also der kommunistischen Parteien hinter einer außerordentlich günstigen Situation, hatte gerade das verflossene Jahr ein mehr als nur momentanes Defizit in voller Schärfe hervortreten lassen. Dieses Zurückbleiben war ja doch kein Phänomen erst der allerneuesten Zeit. Es war auch nicht erst seit dem X. Plenum des EKKI und auch nicht erst seit dem VI. Weltkongreß in Erscheinung getreten. Dieses Zurückbleiben war

22 Die kommunistischen Parteien ... (siehe Anm. 21), S. 122. – Die Weltwirtschaftskrise ... (siehe Anm. 20), S. 28. – Protokoll. 10. Plenum ... (siehe Anm. 20), S. 52 und S. 581.

23 D. Manuilski, Die Weltwirtschaftskrise ... (siehe Anm. 20), S. 34: „Es ist leichter, Dutzende Resolutionen über das Heranreifen der revolutionären Situation zu schreiben"; vgl. auch S. 49 und: Die kommunistischen Parteien ... (siehe Anm. 21), S. 54: „manche glauben, daß eine Aufgabe lösen nichts anderes heißt, als eine Resolution über sie verfassen". – Ebd., S. 55: „Eine solche Einstellung führte zum Überspringen der komplizierten, mühseligen Aufgaben der ‚groben' organisatorischen Arbeit, schuf eine von leerem Draufgängertum getragene Stimmung". – Die Weltwirtschaftskrise ..., S. 39: „Die Aufgaben, die wir uns für die nächsten Monate stellen, sind scheinbar bescheidene. Es ist in ihnen nichts Epochales, keine neuen glänzenden Losungen, keine weisen, prätentiösen, ‚neuen Worte'." – Zum Beispiel a. a. O., S. 34, 36, 45, 61, 64.

24 D. Manuilski, a. a. O., S. 62; gemeint ist an der zitierten Stelle die Kommunistische Partei.

25 Vgl. Franz Borkenau, Der europäische Kommunismus (siehe Anm. 19), S. 49 und S. 54.

nachgerade historischer Art, war ein Zurückbleiben, das eine ganze Ära charakterisierte. Doch nicht allein um diesen einen Aspekt ging es hier. Auch auf etwas weitaus Konkreteres galt es die Blicke zu richten, das seit der erweiterten Präsidiumstagung vor einem Jahr und zumal während der letzten Monate auf alarmierende Weise zutage getreten war: Mit einer Vielzahl grundlegender Mängel galt es sich zu befassen. „Die zentrale taktische Aufgabe des Plenums ist es daher", hatte er den Genossen denn auch gleich einleitend klar und vernehmlich die Richtung gewiesen, „Maßnahmen zur Überwindung dieses Zurückbleibens der kommunistischen Parteien auszuarbeiten."[26]

Das eine zumindest hatte er doch wohl erwarten dürfen: daß sie den Hinweis genauso ernst nahmen, wie er artikuliert worden war. Oder war es zuviel verlangt, daß sie ohne jede Ausnahme selbstkritisch mit sich ins Gericht gingen, den Fehlerquellen schonungslos nachspürten und gemeinsam auf schnelle Abhilfe sannen? Politische Novizen waren sie ja allesamt nicht. Was aber hatten sie statt dessen getan? Vier lange Tage hatten sie sich über dies und jenes zu verbreiten gewußt, über den Kernpunkt jedoch hatten sie einen möglichst großen Bogen gemacht. Vom Zurückbleiben, dieser ebenso unbestreitbaren wie blamablen Tatsache, die zu vertuschen sich für einen Bolschewisten einfach nicht geziemte, war herzlich wenig die Rede gewesen. Und schöner noch: Weil er sich erdreistet hatte, den Finger auf die eine und andere Wunde zu legen, hatten einige der Genossen sich bitter beklagt. „Wir werden nicht gestatten", hatten sie aufgemuckt, „daß nur unsere Mängel gesehen werden." Da aber war ihm nun doch der Kragen geplatzt.[27]

„Erfolge", hatte er sie angeherrscht, „haben wir natürlich, und ich habe darüber bereits in meinem Referat gesprochen. Aber wir sind nicht deshalb hier versammelt, um über diese Erfolge zu sprechen. Diese Erfolge stehen in keinem Verhältnis zu den vorhandenen Möglichkeiten." Wie zum Beispiel sah es denn mit dem Internationalen Kampftag gegen die Arbeitslosigkeit aus. War das etwa ein Tag großer Erfolge für die Sektionen gewesen? Und was, bitte sehr, hatten sie bei ihrer „Achillesferse", bei den organisatorischen Defiziten erreicht? „Hier haben wir Dutzende von Resolutionen, Hunderte von Direktiven zu verzeichnen, pathetische Reden, die auf den verschiedenen Plenartagungen und in den verschiedenen Kommissionen gehalten wurden, sowie Instruktionsbriefe, aber vom Fleck gekommen sind wir bis heute noch nicht. Ist das Tatsache oder nicht? Nehmt die Gewerkschaftsarbeit der Kommunisten. Was sehen wir hier?" Das betretene Schweigen war vielsagend genug. „Nehmt unsere Führung von Wirtschaftskämpfen". „Nehmt die antimilitaristische Arbeit". „Nehmt unsere Jugendverbände – das Problem der eigentlichen Reserven und Kaders". „Oder nehmen wir die Frage der Kampfdemonstrationen. Augenblicklich gibt es in Europa Millionen von Erwerbslosen in den Städten. Haben wir große Erfolge auf diesem Gebiet"?[28]

Aus der Hand gefressen hatten sie ihm nicht gerade, als er mit ihnen fertig war, doch hatten sie alles, was er ihnen einschenkte, widerspruchslos geschluckt. Ob die Zerknirschung, die sich in einigen der Gesichter zu spiegeln schien, echt war und wie lange sie andauern mochte, stand auf einem anderen Blatt. In einem Kramladen, selbst wenn es

26 Vgl.: Die kommunistischen Parteien ...(siehe Anm. 21), S. 6 und S. 84; S. 85; S. 6; S. 102 und S. 103; S. 6.
27 A. a. O., S. 102–104.
28 A. a. O., S. 104; S. 103. – D. Manuilski, Die Weltwirtschaftskrise ... (siehe Anm. 20), S. 28. – Die kommunistischen Parteien ... (siehe Anm. 21), S. 103 f.

sich um einen kommunistischen Kramladen handelte, war man ja gegen faule Kunden niemals gefeit. Die überboten sich heute in Selbstkritik, nur um morgen schon wieder einen Sündenfall zu begehen.[29] Aber das war nun wirklich eine spätere Sorge. Im Augenblick zählte lediglich eins: Er hatte es durchgezogen, hatte sie in allen wesentlichen Punkten genau dort hingebracht, wo er sie von vornherein hatte hinhaben wollen. Die Interventionen des Präsidiums waren restlos gebilligt worden, die Beschlüsse ausnahmslos glatt über die Bühne gegangen,[30] und er konnte sich sehen lassen damit. Über die eine und andere Formulierung, nun ja, da ließ es sich trefflich streiten. Hätte er keinerlei Rücksicht zu nehmen gehabt, wären sie in der einen Kontroversfrage natürlich anders verblieben. Sein Fall war sie nun mal nicht, die allzu feurige Perspektive. Warum sonst hätte er denn wohl im vergangenen Jahr das behende Wort vom revolutionären Auf*schwung* noch zu vermeiden gesucht und statt dessen lieber etwas zurückhaltender vom revolutionären Auf*stieg* gesprochen.[31] Daß er sich inzwischen angepaßt hatte, ging völlig in Ordnung, weil es der veränderten Lage entsprach, nur hatte er damit die Genossen der deutschen Delegation offensichtlich auf den Geschmack gebracht. Jedenfalls waren sie plötzlich mit dem Bedenken dahergekommen, daß der Ausdruck „politische Krise", genauer besehen, doch reichlich „abgedroschen" sei. Im Sinne einer besseren Terminologie wollten sie ihn durch die Bezeichnung „revolutionäre Krise" ersetzen.[32]

Worauf das hinauslaufen sollte, ließ sich denken. Er kannte sie doch zur Genüge, seine deutschen Musterknaben mit den großen Rosinen im Kopf, die stramme Troika der Thälmann, Remmele und Heinz Neumann vor allem, der es gar nicht abwarten konnte, „von Defensivkämpfen zum Gegenangriff, zur Offensive und weiter zum bewaffneten Sturm" überzugehen.[33] Ein striktes Nein jedoch – wäre es aus diesem Anlaß tatsächlich am Platze gewesen? Seine Deutschen waren das beste Pferd im Stall – da mußte man sich den Gebrauch der Kandare gut überlegen. Seine Deutschen wollten bei Laune gehalten sein. Soweit ihnen mit bloßen Wortspielchen geholfen war, stand dem an „Interessen der Weltrevolution" nichts im Wege. Auf sprachlichen „Wirrwarr" war ja doch keiner versessen. „Aber, Genossen" – in der Sache selbst zeigte Manu sich sofort wieder beinhart –, „etwas ganz anderes ist es, wenn wir die Frage aus dem Gebiete der Terminologie auf das Gebiet der grundsätzlichen Diskussion verlegen wollten".[34] Dann nämlich kamen ja

29 A. a. O., S. 131: „und zwar soll das nicht eine Selbstkritik werden, nach der man morgen schon wieder einen Sündenfall begeht".

30 Vgl.: Elftes Plenum des EKKI (April 1931). Thesen und Resolutionen, Hamburg und Berlin 1931, S. 22; Inprekorr, Nr. 38 vom 24. April, S. 949.

31 Diese Akzentuierung wurde bereits im Titel des Referats vom Februar 1930 zum Ausdruck gebracht (vgl. Anm. 20). Erst in seinem Schlußwort benutzte Manuilski damals ausnahmsweise auch die andere Wendung (S. 54 und S. 55).

32 Die kommunistischen Parteien ... (siehe Anm. 21), S. 110.

33 Über die genannte Dreiergruppe bereitet der Verfasser einen gesonderten Beitrag vor: Ende einer Troika. Zum Führungskonflikt der Kommunistischen Partei Deutschlands in der Ära Brüning. – Das Neumann-Zitat im Protokoll des 10. Plenums (siehe Anm. 20), S. 477.

34 Die kommunistischen Parteien ... (siehe Anm. 21), S. 86 f.: „Die *zweite* große Errungenschaft der KI in der Berichtsperiode sind die Fortschritte in der KPD. [...] Es muß gesagt werden, daß die KPD vorläufig noch die einzige Partei ist, die es in einem Lande mit starker Sozialdemokratie wirklich verstanden hat, die *selbständige Führung in Klassenkämpfen* zu erobern, bedeutende Massen von den Reformisten loszureißen und auf dieser Grundlage an die Schaffung revolutionärer Massengewerkschaften heranzugehen, ein Netz von Massenorganisationen in den Betrieben zu schaffen und die Positionen der Sozialdemokratie gründlich zu erschüttern." – A. a. O., S. 111.

weitaus mehr Gesichtspunkte als nur die inneren Kräfteverhältnisse der Klassen ins Spiel. Dann durfte man die Dinge weder außerhalb der komplizierten internationalen Zusammenhänge betrachten noch – und das schon gar nicht – die Interessen der Sowjetunion dabei aus den Augen verlieren.[35] Die war mit den eigenen Läusen im Pelz längst hinreichend bedient. Auch die geringste Anwandlung von Abenteurertum fehlte einem da gerade noch.

Was zum Teufel war denn nur in diese Deutschen gefahren. Saß ihnen das EKKI vielleicht mit der Forderung im Nacken, daß sie die Entwicklung des Faschismus unter allen Umständen durch eine proletarische Revolution aufhalten sollten? Oder war ihnen das Lob, mit dem er sie reichlich bedacht hatte, womöglich zu Kopfe gestiegen? Bildeten sie sich etwa ein, ihre vordringlichen Hausaufgaben samt und sonders schon erledigt zu haben? Nun, dann galt es, ihnen diesen Zahn schleunigst zu ziehen. Und Manu rechnete den deutschen Genossen gnadenlos vor, was die Sektionen der Komintern unter den gegebenen Umständen so alles von ihnen einfordern konnten: „die Verhinderung der Kapitaloffensive auf die Arbeiterklasse" zum Beispiel und „die Verhinderung der Verdrängung der Kommunistischen Partei in die Illegalität, die Verankerung in den Betrieben, die selbständige Führung der Klassenkämpfe, die Festigung und Entfaltung der selbständigen Gewerkschaftsbewegung, die Untergrabung der Massenbasis der Sozialdemokratie" und schließlich und nicht zuletzt „die Auslösung politischer Massenstreiks im Kampfe gegen die bürgerliche Diktatur. Die Erfüllung dieser Aufgaben", unterstrich ein gereizter Manu seine Philippika, „können die Sektionen der Komintern verlangen." Und dann, überraschend versöhnlich: „Die KPD tut das heute bereits."[36] Peinliche Wahrheiten geschickt unter die Nase zu reiben – Dimitri Sacharowitsch Manuilski verstand sich darauf.

Parteichef Ernst Thälmann – Spitzname Teddy, vormals Transportarbeiter, angestrebter Denkstil „einfach, primitiv und doch klar" –[37] war über das Alter hinaus, in dem es ihn noch gejuckt hätte, sich den Mund zu verbrennen. Abgehärtet im steten Wechselbad leninistischer Kritik und Selbstkritik, steckte er die Rüge weg, wie sich das gehörte: kominternergeben und diszipliniert. Zugleich aber dachte er sich sein Teil. Was sollte denn das, was Manu einem da auftischte. Wo allüberall in der Partei es drückte und klemmte, brauchte er doch ausgerechnet einem Ernst Thälmann nicht zu erzählen. Außerdem hatte Manu ja selber zugeben müssen, daß bereits für Abhilfe gesorgt worden war. Seit dem Januarplenum des Zentralkomitees wurde die „Entfaltung der Massenaktivität auf allen Gebieten" nun wirklich mit äußerster Energie in Angriff genommen:

35 A. a. O., S. 109, insbesondere: „Läßt sich die Perspektive der Volksrevolution in Deutschland außerhalb des komplizierten internationalen Komplexes und vor allem außerhalb der Frage der UdSSR betrachten? Kann man sich auch nur einen Augenblick lang vorstellen, daß irgendeine große revolutionäre Bewegung in Mitteleuropa nicht solche Folgen wie einen großen internationalen Kampf nach sich ziehen würde? Wir sind doch heute nicht mehr im Jahre 1918/19. Auch nicht mehr im Jahre 1923. Heute kann keine einzige kommunistische Partei sich große Perspektiven stellen und dabei die UdSSR ignorieren."

36 A. a. O., S. 120.

37 So im rhetorischen Appellativ Ernst Thälmann, Die Lage in Deutschland und die Aufgaben der Kommunistischen Partei Deutschlands. Referat auf dem XI. Plenum des EKKI, Hamburg und Berlin 1931, (künftig zitiert: Thälmann, Die Lage ...), S. 34 („Stellen wir die Frage einfach, primitiv und doch klar."). – „Alte und neue Klischees" in der Diskussion um den KPD-Führer behandelt jetzt Ronald Sassning, Zur NS-Haftzeit Ernst Thälmanns. Legenden und Wirklichkeit, Berlin 1997.

„verstärkte Wendung auf die Betriebe", „Sturmplan" der Revolutionären Gewerkschaftsopposition, „Sturmquartal" des Kommunistischen Jugendverbandes, „Gesamtkampagne zur Steigerung der inneren Schwierigkeiten der SPD", *„Massenkampf zur Verteidigung der Partei und aller revolutionären Organisationen"* – die Plenartagung des ZK hatte der Partei das Rüstzeug für die große Offensive gegeben. In welchem Ausmaß alle Kräfte angespannt waren, konnte Manu doch schon aus einer simplen Tatsache ersehen. Die großen laufenden Kampagnen – „Wirtschaftskämpfe, Betriebsrätewahl, Volksaktion gegen Faschismus und Preußenregierung, Rote Tage der RGO, Kampagne gegen SPD anläßlich des SPD-Parteitages, Kampagne für den Arbeitsbeschaffungsplan unter Erwerbslosen und Betriebsarbeitern usw. usw." – hatten es schlechterdings unvermeidbar gemacht, die Bezirksparteitage bis in den Herbst zu vertagen.[38]

Warum es dann noch immer nicht so lief, wie es eigentlich schon längst hätte laufen sollen? Weil gewisse Dinge – Manu hatte es doch selber gesagt – sich nun mal nicht übers Knie brechen ließen.[39] Oder hatte er inzwischen vielleicht ein Patentrezept zur Verfügung? Mit einer Losung allein – und auch das war ja für ihn keine Neuigkeit – legte doch selbst ein Manu keinen politischen Massenstreik aufs Parkett, damit konnte man sich nur ein weiteres Mal die Finger verbrennen.[40] Was er ihnen erzählt hatte, klang alles ganz schön und gut, doch wer so weit vom Schuß saß, der hatte natürlich leicht reden. Gewiß doch: Den Glauben an ihre Parteiführung, den hatten die sozialdemokratischen Arbeiter in ihrer großen Mehrheit verloren. Deshalb aber waren sie noch längst nicht bereit, das Lager zu wechseln und zur KPD herüberzukommen. Die begriffen eben noch immer nicht, was unsereins sich an den Schuhsohlen abgelaufen hatte: daß man den Kapitalismus nicht schlagen konnte, ohne die Sozialdemokratie zu vernichten. Die Einheit der Partei – das war bei denen geradezu eine Ideologie, und wenn die Frage der Spaltung stand, schreckten sie davor zurück wie vor einem Gespenst.[41] Von der Tatsache, daß es sogar im sozialdemokratischen Apparat bereits „stellenweise von unten her zu rumoren" begann, durfte sich Manu allzuviel auch nicht erhoffen. Bei dem Versuch, den ganzen Einfluß der Sozialdemokratie zu brechen, dürfte eben dieser Apparat sich als ein beträchtliches Hemmnis erweisen, so wie die SPD überhaupt aus der in ihr heranreifenden Krise zunächst noch immer als ein wichtiger Machtfaktor für die Bourgeoisie hervorgehen würde. Doch das alles sollte nun beileibe nicht etwa besagen, daß hier jemand vor den

38 Siehe oben den Schluß der Ausführungen Manuilskis. Vgl. sodann die einschlägigen Anweisungen des ZK-Sekretariats, in: Die Generallinie. Rundschreiben des Zentralkomitees der KPD an die Bezirke 1929–1933. Bearb. von Hermann Weber unter Mitwirkung von Johann Wachtler, Düsseldorf 1981, S. 282, S. 297, S. 309, S. 320, S. 281 und S. 315.

39 Die kommunistischen Parteien ... (siehe Anm. 21), S. 55: „Der Fehler vieler Kommunisten nach dem X. Plenum bestand darin, daß sie die Aufgabe der Eroberung der Mehrheit der Arbeiterklasse, der Eroberung der selbständigen Führung der Klassenkämpfe als eine Aufgabe betrachteten, die sich mit einer einzigen Kraftanstrengung erreichen läßt. [...] Diese Genossen setzten dem revolutionären Aufschwung äußerst kurze Fristen, stellten sich seine Entwicklung äußerst einfach vor, als eine raketenartige ununterbrochen aufsteigende Linie ohne Verzögerung und Konjunkturschwankungen." Siehe dort auch S. 54.

40 A. a. O., S. 55: „Viele der Kommunisten sind an das entscheidende, höchst wichtige Problem in unserem taktischen Arsenal, an die Frage des politischen Massenstreiks allzu leicht herangetreten. Jetzt, wo sie sich an den Schwierigkeiten der Durchführung [...] die Finger verbrannt haben, glauben manche, daß die Frage des politischen Massenstreiks auf unbestimmte Zeit aufgeschoben sei." Vgl. Ernst Thälmann, Die Lage ... (siehe Anm. 37), S. 46.

41 A. a. O., S. 40, S. 21 f. und S. 41.

Schwierigkeiten zu kapitulieren gedachte. Das genaue Gegenteil war der Fall. An ihre „*zentrale* Aufgabe", an „die maximale Beschleunigung der *Eroberung der Mehrheit der Arbeiterklasse und die Zerstörung der Massenbasis der Sozialdemokratie*" würde die KPD genau so herangehen, wie Manu sich das ausbedungen hatte: „mit viel größerer Energie" und „in viel rascherem Tempo".[42] Auch wenn man sich dazu auf den Kopf stellen mußte. Sozusagen „vom Himmel in den Schoß" fielen sie einem ja schließlich selbst im revolutionären Aufschwung nicht, „die fertig garnierten Sowjetrepubliken".[43]

Es gab viel zu tun für die KPD, und die Zentrale packte es an. Bevor noch der Chef wieder von Berlin aus das Heft in die Hand nehmen konnte,[44] bekamen die Bezirksleitungen der Partei von ihr auch schon harsche Worte zu hören. Sie vermißte – und das in beinahe jeder Region – „die wirklich ernste Aufrüttelungsarbeit", sie verlangte „rasch und entschieden eine Wendung zur breitesten Massenmobilisierung". Dem „Regime der kapitalistischen Volksausbeuter, dem Regime des Elends der Millionen und des Reichtums der wenigen, dem Regime der ‚Notverordnungen' und des Lohnraubes, dem Regime des blutigen faschistischen Polizeikurses" galt es „die *große rote Einheitsfront der Volksrevolution* entgegenzusetzen!" Das traf haargenau jenen Ton, den der große Teddy bei seiner Rückkehr zu vernehmen beliebte. Mittlerweile zum Ehrenkommandeur eines sowjetischen Reiterregiments avanciert, kostete es ihn wenig mehr als ein Lächeln, mit dem passenden operativen *„Schlüssel"* zugleich eine zündende Parole in Umlauf zu bringen. „Volksaktion für Arbeit, Brot und Freiheit!" nannte sich das Rahmenprojekt, in das alle „*Einzelkämpfe* und *Einzelaktionen*" einmünden sollten. „Es steht vor uns die entscheidende Frage", vertraute Ernst Thälmann dem Zentralkomitee an und ließ seine frohe Kunde alsbald auch die Leser der „Roten Fahne" wissen, „überall einen *Guerillakrieg gegen die Kapitals- und Hungeroffensive* zu entfesseln."[45]

Die soziale Saat war gesät, der Boden politisch gedüngt. Zu vieles hatte sich angestaut. Am ersten Pfingstfeiertag bereits wußte die „Rote Fahne" als festliche Nachricht der besonderen Art „Ausbrüche der Verzweiflung und des Kampfwillens in Stadt und Land" zu vermelden. „Hungeraktionen im Zentrum und Westen des Reiches. Polizeischüsse. Verwundete und tote Arbeiter. Das Elend selbst zieht auf die Straßen." Was jetzt

42 Die kommunistischen Parteien ... (siehe Anm. 21), S. 78. – Ernst Thälmann, Die Lage ... (siehe Anm. 37), S. 28. – Die kommunistischen Parteien ..., S. 61.

43 Ernst Thälmann, Die Lage ... (siehe Anm. 37), S. 20: „eine Einstellung zum Beispiel, die man manchmal bei Arbeitern und Genossen auch hört, als ob nun durch die Krise und den revolutionären Aufschwung uns die gebratenen Tauben sozusagen in den Mund fliegen, oder man kann auch grob sagen, als ob uns die fertig garnierten Sowjetrepubliken vom Himmel in den Schoß fallen würden. *Solche Tendenzen und Auffassungen müssen wir entschieden und aufs schärfste bekämpfen.*"

44 Ernst Thälmann kehrte erst am 27. April aus Moskau nach Berlin zurück: SAPMO-BArch, NY 4036/494, Bl. 75.

45 Vgl. die Anweisungen des ZK-Sekretariats vom 13. April 1931: Die Generallinie (siehe Anm. 38), S. 327 bis 336; Zitate S. 328. – Rote Fahne, Nr. 92 vom 21. April. – Meldung im Vorwärts, Nr. 164, Morgenausgabe vom 9. April: Teddy hoch zu Roß. Er ist Chef eines sowjetrussischen Kavallerieregiments. – Siehe die Karikatur in Nr. 166, Morgenausgabe vom 10. April (Reitergeneral Thälmann; Bildunterschrift: „Keine Angst, General Teddy. Der Gaul ist lammfromm wie die deutsche kommunistische Partei, der wirft Sie nicht ab und wenn Sie noch so tölpelhaft reiten!" – Vorwärts unter dem Banner der Komintern! Rede des Genossen Ernst Thälmann auf der Plenartagung des Zentralkomitees, in: Rote Fahne, Nr. 107 vom 23. Mai.

„Volkes Sache" war, ließ sich aus der „Roten Fahne" gleichfalls ersehen: „die Schläge nicht widerstandslos hinzunehmen, sondern *für Arbeit, Brot und Freiheit* vorwärts zu stürmen". Dem Elend brauchte man das nicht zweimal zu sagen. Die „politische Belebung" ihrer „Erwerbslosenarbeit" zahlte sich für die KPD aus, die *„Sturmzeichen der Not"* häuften sich. *„Rathaussturm* im *Osten* des Reiches. Rathausstürme im *Ruhrgebiet.* Belagerung und Besetzung der Gemeindeämter in *Mitteldeutschland.* Tagtäglich Lebensmittelwegnahmen in den Großgeschäften *Berlins* und anderer Städte." Die „Massenempörung" nahm alarmierende Ausmaße an. „Hungerrevolten in Berlin", „Hungerrevolten bei Bitterfeld", „Hungerrevolten in Elbing", „Barrikaden an der Ruhr!", in Hamborn blutige Straßenkämpfe – *Deutschland „im Zeichen der Hungertumulte".*[46] Einen besseren Zeitpunkt für ihren „Parteitag des Bankrotts" hätten sie sich gar nicht ausdenken können, die in „Arbeiterverrat und Massentäuschung ergrauten" sozialdemokratischen Führer.

Was hatten sie den Massen doch nicht alles versprochen. Gegen den Lohnabbau zu kämpfen, hatten sie ihnen gelobt, sich dem Militarismus zu widersetzen, gegen den Brotwucher anzugehen. In der Praxis aber hatten sie was getan? Den Lohnabbau durchgeführt hatten sie, für den Wehretat gestimmt hatten sie und für den Panzerkreuzerbau, und die Getreidezölle, die hatten sie natürlich auch bewilligt. Alle ihre Versprechungen für das arbeitende Volk: diese Partei hatte sie *mit Füßen getreten.* Ihre Theorien vom organisierten Kapitalismus und der „Wirtschaftsdemokratie" waren bankrott. *Ihre Ehre, ihre Macht, ihr Einfluß waren zum Teufel* gegangen, unter dem faschistischen Kommando des Reichskanzlers Brüning war sie zum willfährigen Büttel geworden. Wer sich von diesem *„Parteitag des Niedergangs"* noch wunder was erhoffte, der würde die bitterste Enttäuschung erleben. Demagogische Reden – mehr hatten sie den Arbeitern doch nicht zu bieten, die in Leipzig versammelten feisten Bürokraten und wohlbeleibten Staatsfunktionäre. Theaterdonner und Schiebung – darauf verstanden die Bonzen sich. Ansonsten aber war ein zahmer Protest an die Regierung bei denen auch schon das höchste der radikalen Gefühle. Am Ende herauskommen jedenfalls würde wieder nur die sattsam bekannte Grundmelodie. Notverordnungen, Abbau der sozialen Leistungen, Revolver und Maschinengewehre gegen die hungernden Arbeiter: genau das war sie, die Schandpolitik, auf die sich der Parteitag festlegen würde. Und auf eines noch konnte man sich so wie auf das Amen in der Kirche verlassen: daß die sogenannten Linken, wenn es zum Schwur kam, sich wieder einmal auf der falschen Seite befanden. Nein – von diesem „Parteitag der Demagogen, der Kapitalistenknechte, des Hunger- und Polizeisozialismus" durften die Arbeiter sich auch nicht das geringste versprechen.[47]

46 Hunger-Pfingsten 1931, in: Rote Fahne, Nr. 108 vom 24. Mai. – Anweisungen des ZK-Sekretariats vom 30. Mai 1931, in: Die Generallinie (siehe Anm. 38), S. 349 f. – Plan der Arbeit für Millionen, in: Rote Fahne, Nr. 112 vom 30. Mai; Massenempörung gegen Hunger, in: Rote Fahne, Nr. 113 vom 31. Mai; Barrikaden an der Ruhr, in: Rote Fahne, Nr. 116 vom 4. Juni; Nr. 112.

47 Der Parteitag des Bankrotts, in: Rote Fahne, Nr. 113 (siehe Anm. 46). – Loebe läßt den „Sozialismus marschieren", in: Rote Fahne, Nr. 108 vom 24. Mai. – Geschlagen, zersprengt. Das Schicksal der „linken" Bankrotteure, in: Rote Fahne, Nr. 117 vom 5. Juni („feisten Bürokraten"); Parteitag der Notverordnungspolitiker, in: Rote Fahne, Nr. 115 vom 3. Juni („satten Bürokraten und Staatsfunktionäre"); Bankrott und ausweglos, in: Rote Fahne, Nr. 114 vom 2. Juni („meist wohlbeleibten Repräsentanten der sozialfaschistischen Partei Deutschlands"; „satter Bürokraten"; „Theaterdonner der Diskussion"); Der Parteitag des Bankrotts.

Die KPD hatte ihnen prophezeit, wie es auslaufen würde, und keinen Deut anders war es gekommen. Millionen sozialdemokratischer Wähler hatten in diesen Tagen gespannt nach Leipzig auf den Parteitag geblickt und sich gefragt: Was werden sie kurz vor der Verkündung neuer *Notverordnungen* tun? Wie werden sie wohl reagieren in dieser Situation der stärksten Bedrohung des werktätigen Volkes mit einer neuen Milliardenbelastung? Die Antwort war für diese Wähler ein Schlag ins Gesicht. Der Parteitag der deutschen Sozialdemokratie hatte *Brüning* die *Blankovollmacht* für seine neue Notverordnung gegeben. Der Parteitag von Leipzig hatte ihm die weitere Tolerierung zugesichert. Die *deutsche Sozialdemokratie* hatte damit „voll und ganz vor der Geschichte, voll und ganz vor den geknechteten und mit Skorpionen der unmenschlichsten Ausbeutung gepeinigten Massen in Deutschland die *direkte Verantwortung für den neuen Raub von 1,8 Milliarden am Volke übernommen*". Doch so schmachvoll ihre Beschlüsse auch waren – ein Gutes hatten sie immerhin. Sie sorgten dafür, daß jenen Millionen endlich ein Licht aufgehen würde. Der lebendige Anschauungsunterricht von Leipzig machte ihnen schließlich eines unwiderlegbar klar: Eine *andere revolutionäre marxistische Freiheitspolitik als die der Kommunistischen Partei konnte es heute in Deutschland nicht geben.* Oder hatten vielleicht die „linken" Führer der SPD den Massen noch immer so etwas wie eine wenigstens halbwegs glaubwürdige Alternative zu bieten? Der völlige Bankrott gerade auch dieser Phraseure, dieser „raffiniertesten Betrüger im Interesse der Bourgeoisie", auch er war ja auf dem Parteitag in aller Eindeutigkeit sichtbar geworden. Nein und abermals nein – Leipzig hatte es unmißverständlich gezeigt: Eine Arbeiterpolitik würde diese Partei *nie* und *nimmer* mehr treiben. Sie war in der Tat *„eine Partei des Hoch- und Landesverrats an den werktätigen Massen"*.[48]

Die Quittung dafür erhielten sie noch, die schmachbedeckten Notverordnungspolitiker der SPD. Auf Heller und Pfennig heimgezahlt würde ihnen das – an den Stempelstellen und in den Betrieben, auf dem Lande ebenso wie in den Büros. Zehntausende hatten diese Partei schon verlassen. Jetzt, nach dem Parteitag, würden es Hunderttausende sein, die der Sozialdemokratie die Gefolgschaft kündigten, Hunderttausende, die endgültig den Trennungsstrich zogen, ihre Mitgliedsbücher zerrissen und „mit fliegenden Fahnen" herüberkamen zur KPD. Selbst *neue Methoden des Betrugs* halfen da nicht mehr. Den „Abmarsch der Millionen in das Lager des siegreich vormarschierenden Kommunismus" würden auch sie nicht aufhalten können.[49] Schon zeigte sie sich ja in vollem Fluß, die Bewegung. Eine knappe Woche erst war es her, da hatte Jacobshagen, der frühere Reichstagsabgeordnete, mit seinem Übertritt das Signal gesetzt, und schon konnte man ein beispielhaftes Echo verbuchen. Allein in Köttichau, Kreis Weißenfels, hatten acht Genossen, und zwar größtenteils jahrzehntelang organisierte, die Flucht aus der SPD in

48 Parteitag der Notverordnungspolitiker (siehe Anm. 47). – Der Parteitag gegen den Sozialismus, in: Rote Fahne, Nr. 119 vom 7. Juni 1931. – Geschlagen, zersprengt (siehe Anm. 47; *„Bankrott der ‚linken' Phraseure"*). – Parteitag der Notverordnungspolitiker (Betrüger; hier auch die Formulierungen vom lebendigen Anschauungsunterricht und von der Partei des Hochverrats). – Der Parteitag gegen den Sozialismus (Arbeiterpolitik).

49 Zahlt den Brüningpolitikern heim!, in: Rote Fahne, Nr. 116 vom 4. Juni. – Der Parteitag des Bankrotts (siehe Anm. 47). – Nr. 116 („die Mitgliedsbücher von Zehntausenden zerrissen"). – Künstler, der Pudel des Parteivorstandes, in: Rote Fahne, Nr. 111 vom 29. Mai („direkt mit fliegenden Fahnen zur Kommunistischen Partei"). – Nr. 108 (siehe Anm. 47).

die Kommunistische Partei angetreten. Im Südwesten des Reiches häuften die Übertritte sich geradezu. Kaum hatten in der Nähe von Mannheim unter Kundgabe ausgesprochenen Ekels zwei SPD-Arbeiter den Staub ihrer Partei von den Füßen geschüttelt, da suchten bereits neun weitere Sozialdemokraten aus Baden und der Pfalz bei der KPD um Aufnahme nach. In Flensburg waren es drei Funktionäre, die absprangen, in Bonn zwei Stadtverordnete, und bei den sozialdemokratischen Arbeitern des Unter-Elbe-Gebiets sorgte der Parteiwechsel eines ehemaligen Gemeindevorstehers für Furore. Zu weiteren Erfolgsmeldungen trugen die Unterbezirke der Reichshauptstadt bei. Über zwei Zugänge aus der Sozialdemokratie hatte zum Beispiel der UB Nordost zu berichten. Von der Illusion geheilt, daß die SPD jemals wieder eine Klassenkampfpartei werden könne, wechselte in Leipzig ein Parteiveteran die Front. „Der Kommunismus erobert die SPD-Proletarier", verkündete die „Rote Fahne" euphorisch.[50] Aber auch im akademischen Bereich war der Parteitag nicht ohne abstoßende Wirkung geblieben: aus dem Vorstand eines Berliner Arbeitskreises „revolutionärer sozialdemokratischer Studenten" strömte der *einzigen antifaschistischen und antikapitalistischen Partei* die Gesamtzahl von fünf Neumitgliedern zu. Gewiß doch, die Welt war das alles und ähnliches noch nicht. Ein bißchen zügiger hätte sich das schon anlassen können, zumal wenn man sich den immensen Aufwand, der dahintersteckte, vor Augen hielt. Monatelang hatte man nachzuhelfen versucht, hatte nicht Zeit noch Kräfte noch Kosten gescheut, hatte die Instrukteure eingewiesen, hatte den Zellen Dampf gemacht – treppauf, treppab waren sie gerannt, die Genossen, „zwecks kameradschaftlicher Diskussion über die Schaffung der Einheitsfront" –, hatte alles, aber auch wirklich alles – vom Parteiblatt bis hin zu den Häuserblockzeitungen – hineingepfeffert in die Kampagne[51] und hatte dabei, wie es nun allerdings schien, im Eifer des Gefechts den Mund doch wohl ein weiteres Mal etwas zu voll genommen.

Heinz Neumann, die Nummer zwei im Führungsgespann der KPD, hatte es kommen sehen.[52] In diesen drei Wochen, die er nun schon auf der Krim verbrachte, um bei täglich intensivster Urlaubslektüre der ökonomischen Schriften von Karl Marx auch die letzten

50 Ehemaliger SPD-Abgeordneter tritt zur KPD über, in: Rote Fahne, Nr. 114 (siehe Anm. 47). – Aus allen Schichten zur KPD, in: Rote Fahne, Nr. 115 (siehe ebd.) – Die Antwort auf Leipzig, in: Rote Fahne, Nr. 118 vom 6. Juni. – Der Kommunismus erobert die SPD-Proletarier. Im Süden, Westen, Norden und im Zentrum des Reiches Übertritte der kampfgewillten SPD-Arbeiter zur KPD, in: Rote Fahne, Nr. 120 vom 9. Juni.

51 Übertrittserklärung der SPD-Studenten, in: Rote Fahne, Nr. 118 (siehe Anm. 50). Vgl. hierzu allerdings: Heimgefunden. Die „Revolutionäre" bei der KPD gelandet, in: Vorwärts, Nr. 262, Abendausgabe vom 8. Juni. – Ankündigung einer Instrukteurkonferenz der Bezirksleitung Berlin-Brandenburg zum Thema „Die Lage in der SPD und unsere Aufgaben" in: Rote Fahne, Nr. 84 vom 11. April; in dieser Ausgabe auch die Ankündigung einer „Massendiskussion mit den SPD-Arbeitern!" am 26. April. „An diesem Tage muß jeder SPD-Arbeiter von unseren Genossen [...] in seiner Wohnung aufgesucht werden! Bereitet diesen Tag gründlich vor! Sammelt Adressen! *Der SPD-Prolet gehört zu uns!*" –Vgl. auch die einschlägigen Anweisungen des ZK-Sekretariats: Die Generallinie (siehe Anm. 38), S. 292 und S. 329.

52 Die folgende Darstellung stützt sich im wesentlichen auf den Brief Heinz Neumanns vom 25. Mai 1931 an Leo Flieg, die „graue Eminenz" der KPD und im internen Machtkampf gegen Ernst Thälmann einer der „drei Musketiere". SAPMO-BArch, RY 5/I 6/10/83, Bl. 122–141. – Zur Charakteristik Fliegs vgl. Margarete Buber-Neumann, Von Potsdam nach Moskau. Stationen eines Irrweges, Stuttgart 1957, S. 201–203.

Spuren seiner leidigen Nierengeschichte fortzukurieren,[53] war ihm so manches immer klarer geworden. Eine Krise *in* der Sozialdemokratie? Eine solche Krise gab es doch überhaupt noch nicht. Was da vor sich ging, war bisher – leider! – „nur eine *heranreifende* Krise", „d. h. eine tiefe Massenstimmung gegen den Parteivorstand, eine dumpfe Gärung der Arbeitermassen und schon eine wirkliche Krise des sozialdemokratischen Massen*einflusses* nach *außen*". Daß der Prozeß noch nicht weiter fortgeschritten war, hatte sich die KPD in der Hauptsache selbst zuzuschreiben. Von der einen Million SPD-Mitglieder Hunderttausende loszureißen und Zehntausende davon für den Übertritt zu gewinnen war doch, wenn man mit ganzer Macht an diese Arbeit heranging, im Grunde eine Kleinigkeit. In der objektiven Situation gab es schließlich nicht gerade wenige neue Momente, die es einem leicht machten, „diese latente heranreifende Krise (innerhalb) der SPD in eine offene, akute, unmittelbare Krise zu verwandeln". Man brauchte sich ja nur die Wahlergebnisse anzusehen. Völlig gleichmäßig verlor die Sozialdemokratie, ganz gleichgültig, ob in „linken" oder sehr „rechten" Bezirken, ganz gleichgültig, ob sie sich in der Regierung befand, in tolerierender Stellung, in der Scheinopposition oder in der Opposition, ob im Reich, in Preußen, Braunschweig oder Oldenburg. Als Schlußfolgerung ergab sich aus alledem: Die Partei mußte in ihrer Taktik gegen die SPD *neue* Momente entwickeln.

Der Jugendverband hatte es einem doch vorgemacht. Auch in Breslau war man damit bereits erfolgreich gewesen. Ohne die gleichen Zersetzungsmethoden war die SPD nicht zu zerschlagen. Das hieß konkret: „mehr Arbeit von innen, bolschewistische Wühlarbeit, kombinierter Sturm von außen und innen, vor allem: *organisierte* Übertrittspolitik und Gruppenbildung, anstatt der bloßen Einzelübertritte". Ganze Organisationen, Ortsgruppen, Verwaltungsbezirke der SPD mußte man jetzt „bolschewistisch verseuchen"; SPD-Arbeiter, die übergetreten oder besser noch nicht übergetreten, aber der KPD treu ergeben waren, würde man als spezielle Organisatoren ausbilden und einsetzen müssen. Er hatte es schon förmlich vor Augen, das „Reichskomitee oppositioneller SPD-Mitglieder", das *planmäßig* Material verschickte, Referenten vermittelte, Verbindungen anknüpfte. Er hatte bereits auch ein „Minimum" jener „vereinigenden und radikalisierenden Losungen" im Ohr, um die herum er seine „revolutionäre Arbeiteropposition im *Reichsmaßstabe* zu organisieren" gedachte. Er ließ sich die Vorstellung geradezu auf der Zunge zergehen, daß die Parole „Einheitsfront mit den Kommunisten" als „maskierte Form der Vorbereitung zum Übertritt in die KPD" *praktisch* absolut *unannehmbar* für alle linken und rechten Führer war. Genußvoll spielte er auch die weiteren Schachzüge durch, die sich aus der perspektivisch zunehmend explosiver werdenden Lage ergaben, berauschte sich nachgerade am Vorgeschmack jener revolutionären Ära, die er in Europa vor der Tür stehen sah – und fühlte sich plötzlich ernüchtert wie durch einen eiskalten Guß. Warum bloß hatte ihm ausgerechnet jetzt der Name Teddy einfallen müssen.

Wenn es Heinz Neumann widerfuhr, daß ihm Ernst Thälmann in den Sinn kam, stülpte sich ihm neuerdings beinahe der Magen um. Dabei hatten sie jahrelang gut

53 Wegen einer schweren Nierenentzündung hatte sich Neumann am 1. Januar 1931 für längere Zeit in ein Sanatorium begeben müssen. Margarete Buber-Neumann, Von Potsdam nach Moskau (siehe Anm. 52), S. 274; Schreiben Hermann Remmeles vom 27. Februar 1931 an Wilhelm Pieck: SAPMO-BArch, RY 5/I 6/3/218, Bl. 13 f.; Hinweis Bl. 13.

miteinander gekonnt. Teddy hatte ihn sichtlich für voll genommen, ja, er war ihm anfangs sogar um den politischen Milchbart gegangen.[54] Inzwischen hatte Heinz das vorgerückte Alter von fast dreißig Jahren erreicht, doch sah er sich zunehmend wie ein dummer Junge behandelt.[55] Das war nun der Dank dafür, daß er in der Wittorf-Affäre, als Teddy schon endgültig abgemeldet schien, zu ihm gestanden hatte wie eine Eins.[56] Nun ja, wußte Heinz Neumann sich zu trösten: „Leider gibt es nicht nur subjektive Faktoren, sondern auch räudige Subjekte, die Faktoren sind."[57] Bescheidenheit war früher schon nicht gerade Teddys starke Seite gewesen.[58] In der letzten Zeit aber war ihm der Rummel, den sie mit ihm anstellten, vollends zu Kopfe gestiegen. Der Ernst Thälmann von heute, das war doch bereits Eugen Dühring in Reinkultur: „Unzurechnungsfähigkeit aus Größenwahn". Schlimm nur, daß dieses Stück „Gold der Arbeiterklasse"[59] ausgerechnet bei der KPD und ausgerechnet in der gegenwärtigen Lage am Drücker saß. Der Mann war doch total überfordert in seiner Position. Ohne einen Heinz Neumann war er doch aufgeschmissen. Er erkannte sie einfach nicht, die Chancen, die sich jetzt darboten, und soweit er sie tatsächlich erkannte, verstand er sie nicht einmal annähernd zu nutzen.

Man brauchte sich ja nur die gloriose „Antwort der Partei auf das Volksbegehren der Reaktion und die faschistische Rolle der sozialdemokratischen Koalitionspolitik" anzusehen. Was war denn groß herausgekommen aus ihrer „Volksaktion gegen Faschismus und Preußenregierung"?[60] Und was alles würde man da jetzt noch herausholen können.

54 Vgl. im Schreiben an Leo Flieg (siehe Anm. 52) Bl. 129, 132, 129–132. – „[...] (wäre meine Inhaftierung beschlossen, wäre ich zu Dir nach R[ußland]. gekommen und *Du* und *ich* hätten viel zugelernt und uns gegenseitig ergänzt) [...]." Aus einem Brief Ernst Thälmanns vom 24. Juni 1925 an Heinz Neumann. Die hier kursiv wiedergegebenen Stellen sind im handschriftlichen Original unterstrichen. SAPMO-BArch, RY 1/I 2/3/204, Bl. 228–232; Zitat Rückseite von Bl. 228.

55 Hierzu Ernst Thälmann in seinem Schreiben vom 20. August 1931 an Leo Flieg: „Ich verlange nicht und habe es nie verlangt, daß sich einer unserer führenden Genossen als dummer Junge behandeln läßt, wie ich auch von mir aus, von jedem unserer engeren Führung verlange, dieses Verlangen besonders betone und unterstreiche, nicht als dummer Junge und Hanswurst behandelt zu werden." SAPMO-BArch, NY 4003/5, Bl. 91–93; Zitat Bl. 92. Vgl. aber Margarete Buber-Neumann, Von Potsdam nach Moskau (siehe Anm. 52), S. 272 und besonders S. 274 f.

56 Vgl. Günter Hortzschansky u. a., Ernst Thälmann. Eine Biographie, 6. Aufl., 2 Bde., [Ost-]Berlin 1985, (künftig zitiert: Thälmann-Biographie); S. 399, Anm. 12.

57 So wörtlich und – wie auch der Vergleich mit Eugen Dühring – unter Bezugnahme auf Thälmann im Schreiben Neumanns an Leo Flieg (siehe Anm. 52), Bl. 138 f. Vgl. hierzu den Briefauszug mit Erläuterungen: SAPMO-BArch, RY 5/I 6/10/83, Bl. 120 f.

58 In seinem Schreiben vom 24. Juni 1925 (siehe Anm. 54) bringt Thälmann die Hoffnung zum Ausdruck, sich „über die hohe Wissenschaft, ihre Führer und alle neuen Probleme" später einmal mit Neumann unterhalten zu können: „über diese wirklich ernsten Dinge, *die die Russen klarer* sehen, als alle anderen Führer (mit Ausnahme von mir) der deutschen Partei sehen, weil es *allen,* auch den proletarischen Elementen, *leider* fehlt, den Begriff einer *Arbeiterpartei* (Arbeiterpartei, der *einzigsten Arbeiterpartei*) so zu verstehen, wie es nicht nur politisch, sondern in erster Linie auch psychologisch notwendig ist". Wenn Neumann die Referate vergleiche, „die jetzt gehalten wurden auf den Bezirksparteitagen von *allen*", dann werde er „*sehen* und *verstehen,* wo *Schmalz* und *Grütze* sich vereinigt mit dem klaren Verstand der Gesamtsituation und seiner zu erledigenden ernsten und *praktischen* Probleme der Gegenwart und auch der *Zukunft*". A. a. O., Rückseite von Bl. 228, Vorderseite von Bl. 229.

59 Im Januar 1924 hatte Sinowjew über Remmele und Thälmann geäußert, sie stellten „das Beste und Kostbarste dar, was die deutsche Partei besitzt. [...] Unser größter Vorwurf gegen die Zentrale besteht eben darin, daß sie es nicht versteht, dieses – wenn man so sagen darf, – Gold der Arbeiterklasse zu heben." Rede des Genossen Sinowjew über die Lage in der KPD (in der Sitzung der Exekutive der Komintern Januar 1924), in: Die Internationale, Jg. 7 (1924), H. 2/3 vom 28. März, S. 33–47; Zitat S. 43.

Der reinste Schwachsinn wäre es doch, in Preußen mit dem Wahlkampf bis zum Frühjahr zu warten. *Heute* bereits, nicht erst mit der Landtagsauflösung hatte er zu beginnen. *Schon heute* mußte jeder Kommunist, jeder Arbeiter, jeder Kleinbürger wissen: „der Hauptschlag geht gegen die SPD". Schon jetzt hatte die Partei, das konnte und das mußte sie, bis in die kleinste Einzelheit politisch und organisatorisch, ja sogar *technisch* alles vorzubereiten. Von der ersten Stunde an mußte sie diesen Wahlkampf beherrschen, ihm von vornherein die Note geben, alle anderen Parteien übertrumpfen, alles Material fertig haben, nicht den Kampf „langsam steigern", was der reinste Kretinismus wäre, sondern eine ununterbrochene Flutwelle der Volksrevolution organisieren, die Massen, die Erwerbslosen speziell, bis zur Siedehitze aufpeitschen – mit einem Wort: die SPD unter ein politisch-organisatorisches Trommelfeuer ohnegleichen setzen. Die Fülle der Aufgaben und Möglichkeiten überwältigte ihn. Sie wirbelten faszinierend an seinem geistigen Auge vorüber und bedeuteten ihm, die „*Preußenwahlen* zu einer einzigen grandiosen Abrechnung, zu einem einzigen bolschewistischen Feldzug gegen die SPD" werden zu lassen.[61] Daß er dem Appell nachkommen würde, war ihm klar. Wie er die Sache einrührte, darüber würde er noch nachdenken müssen. Einige Tage Zeit dafür blieben ihm ja.

Das sah ihm wieder mal ähnlich, dem „Lügen-,Vorwärts'": verkaufte seine Leser einfach für dumm, indem er treuherzig so tat, als ob der Kanzler von seinem Englandbesuch „nach Hamburg zurückzukehren" gedachte.[62] Wer der Sache nachging, kam dem Schwindel schnell auf die Spur. Schon am Montag nämlich, einen Tag also, bevor Heinrich Brüning in Southampton an Bord gehen wollte, kündigte die Bremerhavener Presse eine auffällige Polizeimaßnahme an. Wegen „Instandsetzungsarbeiten", besagte die amtliche Verlautbarung, wären am Mittwoch sowohl die Wartesäle als auch die Veranda des Kolumbus-Bahnhofs für den Publikumsverkehr gesperrt. Vom Kolumbus-Bahnhof aber pflegten die mit den Lloyd-Dampfern ankommenden Passagiere weiterzureisen. Wer jetzt noch schwer von Begriff war, dem wurde am Dienstag auf die Sprünge geholfen. Bremerhaven nahm sich plötzlich wie ein Heerlager aus. Am frühen Morgen des Mittwochs bereits hatte dann ein dichter Polizeikordon das gesamte Hafengebiet abgesperrt. Der Reichswasserschutz unterzog Schiff um Schiff, sämtliche Motorboote, ausnahmslos jeden Kahn und jedes einzelne Ruderboot einer scharfen Kontrolle. Bis hin

60 Aus dem Stahlhelm-Volksbegehren für die Auflösung des Preußischen Landtags ergab sich für die KPD „eine Situation, in der unter allen Umständen vermieden werden" mußte, „daß wir – wenn auch nur scheinbar – in eine indirekte Hilfsstellung, sei es gegenüber den Faschisten oder der Sozialdemokratie geraten. Eine Beteiligung am Volksbegehren" war „selbstverständlich ausgeschlossen", eine „einfache Abstinenzpolitik [...] gleichfalls falsch." Die Lösung des Problems suchte die Partei in der „Durchführung einer großzügigen, auf längere Perspektive eingestellten Massenbewegung". Vgl. die Anweisungen des ZK-Sekretariats vom 12. Februar 1931 in: Die Generallinie (siehe Anm. 38), S. 290–295, insbesondere S. 293–295 und Anm. 10 (S. 294).

61 Auch die vorstehenden Überlegungen in Neumanns Schreiben an Leo Flieg (siehe Anm. 52); vgl. Bl. 130 und Bl. 129.

62 Invektiven gegen den „Vorwärts", „das Blatt, dessen einzige Stärke die Lüge ist", gehörten zum Standardrepertoire kommunistischer Polemik. Vgl. z. B. Rote Fahne, Nr. 101 vom 1. Mai: „Der ‚Vorwärts' beim Lügen ertappt" („Jede einzelne dieser Tatsachen ist eine klatschende Ohrfeige für den Lügen-,Vorwärts'.") – In seiner Morgenausgabe Nr. 259 vom 6. Juni brachte das sozialdemokratische Zentralorgan den Hinweis: „Am *Dienstagvormittag* werden die deutschen Minister nach *Southampton* abreisen, um von dort mit dem Dampfer nach Hamburg zurückzukehren."

zum Bahnhof Lokstedt, weit über Bremerhaven hinaus, war die Strecke im 50-Meter-Abstand mit Doppelposten der Sipo, der Sicherheitspolizei besetzt. Doch auch die KPD und die Nationalsozialisten hatten ihre Vorbereitungen getroffen. Ein unübersehbares Transparent mit kommunistischen Losungen leuchtete der von zwei Polizeikreuzern abgeschirmten „Europa" bereits in Weddewarden entgegen. „Hinweg mit Brüning!", bekamen die Ankömmlinge als nächste Parole in Großbuchstaben zu lesen, „Wir fordern Arbeit und Brot!" Die Bordwand des Dampfers „Kolumbus" war mit einem „Nieder der Hungerdiktator" geschmückt, und an die Kaimauer hatte eine nächtliche Malkolonne als Markenzeichen der Nazis den Reim „Deutschland erwache, Brüning verrache" geschmiert. Vor dem Bahnhofsgelände harrte, schweigend noch, ein protestbereites Empfangskomitee. Die neue Notverordnung hatte Unzählige auf die Beine gebracht.[63]

Der Kanzler war darauf eingestellt. Um zu wissen, was ihn in diesen Tagen erwartete, hätte es nicht der schrecklichen Gabe bedurft, die ihn zeit seines Lebens bedrückte: etwas von der Zukunft vorherzusehen.[64] Noch immer klang ihm das Gebrüll der tobenden Volksmenge im Ohr, die sich zu seiner Abfahrt eingefunden hatte, als über die Härte der zusätzlichen Massenbelastung gerade erst Absichtserklärungen und Zweckgerüchte und mehr oder minder vage Vermutungen kursierten. Das Ferngespräch mit seinem Staatssekretär hatte ihn dann zusätzlich vorgewarnt, und jetzt bestätigten die Vertreter des Norddeutschen Lloyd lediglich, was ihm nach London berichtet worden war: Die Stimmung in Deutschland war hochgradig explosiv.[65] Bis zu einem gewissen Grade hatte er sogar Verständnis dafür. Im Zeichen einer ausufernden Wirtschaftskrise mit all ihren Konsequenzen waren die vierzehn Monate seiner Kanzlerschaft zumal für die breiten Schichten ja nun wirklich alles andere als ein Zuckerschlecken gewesen, und wer zwischen den Zeilen der jüngsten Regierungserklärung zu lesen verstand, machte sich jetzt schon zu Recht auf weitere einschneidende Opfer gefaßt. Die Grenze dessen, was dem Volk in seinem ureigenen Interesse an Entbehrungen auferlegt werden mußte, war eben noch längst nicht erreicht.[66]

63 Vgl.: Tausendstimmige Hungerrufe begrüßen Brüning, in: Rote Fahne, Nr. 122 vom 11. Juni; Zwischenfälle in Bremerhaven, in: Vorwärts, Nr. 267, Morgenausgabe vom 11. Juni.

64 Diese Fähigkeit erwähnt Brüning in seinem Schreiben vom 28. Oktober 1934 an Mona Anderson: Heinrich Brüning. Briefe und Gespräche 1934–1945. Hrsg. von Claire Nix unter Mitarbeit von Reginald Phelps und George Pettee, Stuttgart 1974 (künftig zitiert: Brüning, Briefe I), S. 36.

65 Heinrich Brüning, Memoiren. 1918–1934, Stuttgart 1970, S. 278, S. 284 und S. 285. Zur wissenschaftlichen Beurteilung dieser Quelle Hans Mommsen, Betrachtungen zu den Memoiren Heinrich Brünings, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands (Bd. 22), 1973, S. 270–280. – Vorabhinweise zum „Diktat der Volksvernichtung" in den beiden Zentralorganen: Rote Fahne, Nr. 116 vom 4. Juni, Vorwärts, Nr. 255, Morgenausgabe vom selben Tage (Der Inhalt der Notverordnung; dort: „Wenn diese Angaben [...] zutreffend sind").

66 Heinrich Brüning. Briefe 1946–1960. Hrsg. von Claire Nix unter Mitarbeit von Reginald Phelps und George Pettee, Stuttgart 1974 (künftig zitiert: Brüning, Briefe II), S. 268: „Ich habe auch Verständnis gehabt, daß mich 1930–1932 ein großer Teil des Volkes scharf bekämpfte, denn ich konnte ja die Endziele meiner Politik nicht aussprechen, ohne sie zu gefährden." Aus dem Schreiben vom 22. März 1951 an Joachim von Ostau. – Der Aufruf der Reichsregierung, in: Vorwärts Nr. 260, Abendausgabe vom 6. Juni: „Soweit man unter den heutigen Verhältnissen überhaupt etwas voraussagen kann, wird damit der Reichsetat für das laufende Jahr ins Gleichgewicht gebracht. Nach dem festen Willen der Reichsregierung soll *diese Notverordnung der letzte Schritt* zu diesem Ziele sein." – Die Hungersnotverordnung verkündet!, in: Rote Fahne, Nr. 119 vom 7. Juni: „Die Brüningregierung hat es für nötig gehalten, ihre Notverordnung mit einer Proklamierung an die Welt zu verbinden, in der sie verkündet, daß die ‚*Grenze erreicht* ist'. Aber zur gleichen Zeit kündigt Herr Brüning von London aus neue Hungergesetze und neue Notverordnungen

Auf den Boden harter Tatsachen heruntergezwungen zu werden war immer ein schmerzhafter Prozeß. Im vorliegenden Fall wurde er aber noch dadurch erschwert, daß man in der Öffentlichkeit mit der vollen Wahrheit über den Ernst der Lage unter gar keinen Umständen herausrücken durfte. Dafür war das Risiko, auf dem Kapitalmarkt eine Panik herbeizureden, viel zu groß. Hätte es im letzten Herbst nicht den 125-Millionen-Dollarkredit von Lee-Higginson gegeben, wäre die Katastrophe schon im Dezember nicht mehr aufzuhalten gewesen.[67] So aber hatte man die Gläubiger über die verzweifelte Situation Deutschlands hinwegzutäuschen vermocht. Damals war das gerade noch gutgegangen, doch auf Dauer rechnete Camouflage sich mit Sicherheit nicht. Vor dem Aberglauben jedenfalls, daß sich der Teufelskreis permanent sinkender Einnahmen bei gleichzeitig steigenden Ausgaben ohne schmerzhafte Opfer durchbrechen ließ, konnte eine verantwortungsbewußte Regierung nur warnen. Längerfristig war das Diskrepanzproblem allein über eine reale Konsolidierung des Haushalts, also durch drakonische Einsparungen und drastische Steuererhöhungen in den Griff zu bekommen.[68] Hätte man sich auch mit dem Hintergedanken dieser einschneidenden Maßnahmen in aller Offenheit rechtfertigen dürfen, wäre die Finanzpolitik der harten Hand für größere Teile des Volkes vielleicht gerade noch erträglich gewesen. Erst das Absinken des Lebensstandards auf ein Niveau, das selbst den Siegermächten zu denken gab, eröffnete ja eine gewisse Chance, sich die Tributlasten bereits in der näheren Zukunft vom Halse zu schaffen. Darüber hinaus verknüpfte sich mit dem Aufgebot auch der letzten Reserven eine noch ganz andere Perspektive: Wer in dieser international immer weiter um sich greifenden Krise als erster bereit war, die Zähne zusammenzubeißen und alle unpopulären Opfer nach innen auf sich zu nehmen, dem bot sich die beinahe sichere Gewähr, im Konzert der Völker demnächst die erste Geige zu spielen.[69] Doch aus innerpolitischen Gründen mit der nationalen Karte aufzutrumpfen verbot sich von selbst, wollte man nicht die außenpolitischen Ziele gefährden. Mit Rotstift und Steuerschraube zu regieren, ohne daß man sich propagandistisch wirksam absichern konnte, war kein bequemer Weg. Stürmischen Beifall erhoffen durfte nicht, wer sich aus reinem Pflichtgefühl für eine solche Roßkur

[Forts. von Anm. 66]
an, prophezeit er also selbst, daß er die Grenze dessen, was das Volk seiner Meinung nach ertragen kann, überschreiten wolle." – Brüning, Memoiren (siehe Anm. 65), S. 295.

67 Siehe in Anm. 66 das Eingangszitat; ferner das Schreiben vom November 1946 an Ernst Eisenlohr, in: Brüning, Briefe II (siehe Anm. 66), S. 54 f. – „Das war meine Schwierigkeit [...], daß [...] ich gleichzeitig mehr Optimismus zeigen mußte, als ich für gerechtfertigt hielt." – Brüning, Memoiren (siehe Anm. 65), S. 189 f. und 193.

68 Im Aufruf der Reichsregierung vom 5. Juni 1931 (siehe Anm. 66): „Vor dem Aberglauben, man könnte ohne Opfer zu einem gedeihlichen Erfolge gelangen, muß eine verantwortungsbewußte Regierung warnen." Zum damaligen „Teufelskreis" Eckhard Wandel, Hans Schäffer. Steuermann in wirtschaftlichen und politischen Krisen, Stuttgart 1974, S. 184 ff.; S. 184 der Grundsatz des Finanzministeriums unter Brüning: „Kasse geht vor Haushalt, Haushalt geht vor Wirtschaft. Mit Haushaltsmaßnahmen kann man Fehlbeträge der Kasse nur innerhalb eines gewissen Zeitraums (meist einiger Monate), mit Wirtschaftsbelebung den Haushalt, wenn überhaupt, erst innerhalb längerer Zeiten (meist mehr als ein Jahr) decken. Die gegenteilige Auffassung ist ein bei Politikern häufiges Wunschbild." Siehe dort auch S. 158–160.

69 Brüning, Briefe II (siehe Anm. 66), S. 209: „Beispielsweise konnte ich in den Jahren 1930/31 nie offen sagen, daß die rigorosen finanziellen und wirtschaftlichen Maßnahmen, die ich dem deutschen Volke auferlegen mußte, um die Reparationen zu erfüllen, in Wirklichkeit den Zweck hatten, die Reparationen für immer zu erledigen." Schreiben vom 28. Dezember 1949 an Max-Paul Engelmeier. – Brüning, Memoiren (siehe Anm. 65); S. 193–195.

entschied. Er mußte schon den Mut haben, in der größten Not des Landes die Unbeliebtheit zu riskieren. Fanatismus bewirkte in der Politik nun mal leichter als Realismus Applaus. Zwischen Staatswohl und Popularität gab es jedoch keine Wahl.[70]

Das Signalsystem der Störer funktionierte perfekt. Obwohl das Fallreep eigens durch eine Sichtblende den Blicken entzogen war, paßten sie genau den richtigen Moment ab, um den Kanzler willkommen zu heißen. Als er die „Europa" verließ und sich auf den kurzen Weg zu seinem Salonwagen begab, gellten ihm aus Hunderten von Kehlen die Hungerrufe entgegen. Dr. Heinrich Brüning schien davon unberührt. Sein Gesicht zeigte kaum mehr als die gewohnte Blässe, sonst ließ es keinerlei Regung erkennen.[71] An politischen Krawallen – von seinen unzähligen Einsätzen als Frontoffizier erst gar nicht zu reden – hatte er schon ganz anderes erlebt, er brauchte da nur an seine „Ostreise" bei Jahresbeginn zu denken. Wo immer er sich damals hatte blicken lassen, war es zu Radauszenen aufgeputschter Volksmassen gekommen, zu Protestdemonstrationen, die von Mal zu Mal radikalere Formen annahmen, bis die Exzesse schließlich ihren Höhepunkt in Breslau erreichten, als bei der Fahrt zum Rathaus auf seine Wagenkolonne ein wahrer Steinhagel niederging.[72] Genau besehen kam jeder dieser Zwischenfälle durch das Presseecho, das er auslöste, seinen Intentionen entgegen. Unruhe im Lande, stürmische Ablehnung, ein Grad der Erregung, der ungeheuer gefährlich schien: im Ringen um die völlige Streichung der Reparationen war das eine geradezu hervorragende Waffe. Mit ihrer Hilfe ließ sich international der Boden für die Einsicht bereiten, daß es hier um keinen isolierten Gefahrenherd, sondern um sehr viel mehr als eine lediglich deutsche Frage ging. Die Öffentlichkeit der Schuldnerländer mußte endlich begreifen lernen, daß die extremen wirtschaftlichen und politischen Störungen, mit denen Deutschland zu kämpfen hatte, an den Grenzen keineswegs haltmachen würden. Sie mußte einsehen, daß es letztlich ganz Europa, ja die gesamte Welt vor dem Chaos zu retten galt. Verständnis für diese Sicht der Dinge zu finden war noch immer nicht leicht. Hier wirkte sich nur zu offenbar aus, daß die Warnung vor dem drohenden Umsichgreifen des Bolschewismus in den letzten zwölf Jahren etwas zu häufig instrumentalisiert worden war. Selbst Botschafter Sackett, der Deutschland nun wirklich das größte Wohlwollen entgegenbrachte und auf den es wegen der Schlüsselrolle Washingtons doch so sehr ankam, hatte erst neulich bei einem entsprechenden Hinweis eher skeptisch geblickt.[73] Auch insofern ausgezeichnet daher, Frederic Sackett gerade heute an seiner Seite zu wissen. Mit Worten allein ließ der

70 Vgl. Brüning, Briefe II (siehe Anm. 66), S. 215 (Schreiben vom 3. Januar 1950 an René de Chambrun); Brüning, Memoiren (siehe Anm. 65), S. 98 und S. 295.

71 Tausendstimmige Hungerrufe ... (siehe Anm. 63). Die Tausendstimmigkeit ergibt sich offenbar durch Addition der auf der Strecke bis zum Bahnhof Geestemünde verteilten Arbeiter, die angebliche Reaktion des Kanzlers – „Brüning wurde sichtbar bleich" – vermutlich aus dem Klischeedenken des Reporters. Bleich war Brüning auch sonst, und als gestandener Frontoffizier ließ er sich durch noch so lautes Geschrei wohl kaum aus der Fassung bringen, wie der Berichterstatter es suggeriert. Wenn der Kanzler in Situationen besonderer Anspannung bei „unbewegtem Gesicht" tatsächlich „noch bleicher als sonst" aussah, konnte dies sehr wahrscheinlich nur jemand aus dem engeren Kreis, und zwar aus nächster Nähe, erkennen. Vgl. Lutz Graf Schwerin von Krosigk, Es geschah in Deutschland. Menschenbilder unseres Jahrhunderts, Tübingen und Stuttgart 1951, S. 154.

72 Brüning, Memoiren (siehe Anm. 65), S. 17–21 über seinen Fronteinsatz; zu den Krawallen bei Brünings Ostreise vgl. dort S. 242.

73 A. a. O., S. 222–224.

Abstumpfungseffekt sich ja schwerlich beheben. Das Erlebnis der rauhen Wirklichkeit – einen besseren Lehrmeister gab es noch immer nicht.

Der Anschauungsunterricht lief ab, als hätte ihn der Kanzler eigens für Mr. Sackett bestellt. Noch auf dem Hafengelände, gleich hinter der Schleuse, setzte sich die Kette der Provokationen fort, die den Sonderwagen der Regierungsvertreter von Station zu Station begleiten würde und die bis zum Eintreffen in der Reichshauptstadt nicht mehr abreißen sollte. „Nieder!", scholl es lautstark von einem Trupp Nationalsozialisten herüber, der drohend mit seiner entrollten Hakenkreuzfahne posierte. Bald darauf, auf der ganzen Strecke bis zur Station Geestemünde, ertönte unablässig das kommunistische Hungergeschrei. Danach waren es ein um das andere Mal erneut Nationalsozialisten, die an den Bahnhöfen bei der Durchfahrt des Zuges in wüste Schimpfrufe ausbrachen, ja selbst Steine gegen den Wagen schleuderten, so daß Brüning den Botschafter schließlich bitten mußte, sich mit seiner Gemahlin in ein besonders geschütztes Coupé zu begeben. Der Kanzler wußte, was er ihm schuldig war. Mit seinen jüngsten Vorstößen im Weißen Haus hatte sich Sackett um die deutsche Sache wieder einmal verdient gemacht. Einen Durchbruch in der Reparationsfrage zwar hatte auch er nicht erzielt, doch schien bei Präsident Hoover nach den anfänglichen Irritationen das erste Eis nun endlich gebrochen. In England war es ähnlich gewesen. Drei Tage hatte es dort gebraucht, um die kühle bis deutschfeindliche Stimmung in ihr Gegenteil zu verkehren. Einen solchen Umschwung hätte selbst der größte Phantast nicht erwarten können.

Der Bann war gebrochen, man durfte zufrieden sein.[74] Heinrich Brüning lehnte sich tief in die Polster zurück und verkostete erleichtert das Aroma seiner schweren Zigarre. Die Vorstellung, für einige Stunden wenigstens nicht „auf dem Quivive" sein zu müssen – eine ständige Notwendigkeit sonst, die ihn dauernd in Hochspannung hielt –,[75] sorgte spürbar dafür, daß er sich langsam entkrampfte.

Außenpolitisch hatte die Szenerie sich also aufgehellt. Innenpolitisch hingegen, überlegte er weiter, innenpolitisch steuerte alles auf eine erneute Kraftprobe zu. Eine Entscheidung im Reichstag brauchte man schon angesichts der Stimmenverhältnisse erst gar nicht in Betracht zu ziehen. Sachargumente zählten nun einmal wenig bis nichts bei den extremen Flügelparteien und ebensowenig bei den Deutschnationalen, solange dort ein Alfred Hugenberg in seiner bekannten Verbohrtheit und Sturheit das Szepter schwang. Von den mittleren Gruppierungen wiederum hatte sich schon im Beratungsstadium die Bayerische Volkspartei als unsicherer Kantonist und die Deutsche Volkspartei als ausgesprochener Gegner der Notverordnung erwiesen. Auf die gemäßigte Linke, die ihn anfangs noch einmütig toleriert hatte, konnte er sich auch nicht mehr verlassen. Sich nur mit der Zentrumspartei als seinem strategischen Kern und seinen wenigen Hilfskontingenten in die parlamentarische Arena zu wagen, käme da wirklich einem Himmelfahrtskommando gleich. Bereits die bloße Ankündigung, daß der bis zum Oktober vertagte

74 Vgl.: Zwischenfälle in Bremerhaven (siehe Anm. 63), Tausendstimmige Hungerrufe ... (siehe ebd.) und Brüning, Memoiren (siehe Anm. 65), S. 285; S. 284 f.

75 Graf Schwerin von Krosigk, Es geschah ... (siehe Anm. 71), a.a.O: „rauchte die Zigarre, die selten ausging"; Louis P. Lochner, Stets das Unerwartete. Erinnerungen aus Deutschland 1921–1953, Darmstadt 1955, S. 215: „Er war ein starker Raucher schwerer Zigarren". – Brüning, Briefe II (siehe Anm. 66), S. 153: „Die ständige Notwendigkeit, auf dem Quivive zu sein ..., rief eine fast verkrampfte, dauernde Spannung in mir hervor." Aus dem Schreiben vom 20. Oktober 1948 an Ernst Brandenburg.

Reichstag nun doch vorzeitig zusammentreten würde und über die Notverordnung zu befinden gedachte, würde überdies von verhängnisvoller Auswirkung sein. Mit verstärkten Devisenabflüssen, wenn nicht gar in der weiteren Konsequenz mit dem schon längst befürchteten Zusammenbruch des gesamten Bankensystems hätte man für einen solchen Prestigeverlust der Regierung teuer zu zahlen.[76]

Es ging nicht anders, er mußte es durchstehen. Wenn sein Appell an die Vernunft ohne hinreichend positives Echo verhallte, würde er eben andere Saiten aufziehen müssen. Drohende Übertragung der vollziehenden Gewalt auf die Reichswehr – dieser Wink mit dem Zaunpfahl hatte sich schon in den letzten Tagen als äußerst effektvoll erwiesen.[77] Bevor man jedoch die schwersten Geschütze auffahren ließ, galt es erst einmal, Gesprächsbereitschaft zu zeigen. Allerdings durfte das auf gar keinen Fall heißen, daß man auf faule Kompromisse ansprechbar war. Das Maßnahmenbündel dieser Notverordnung war viel zu kunstvoll geschnürt, als daß man daraus ohne irreparable Schäden auch nur das geringste Teilstück zu entfernen vermochte. Im Hinblick auf seine sozialdemokratischen Verhandlungspartner hieße das freilich, sie in eine taktisch äußerst prekäre Lage zu versetzen. Solange der Schock über Hitlers Wahlerfolg vom September noch jedermann in den Knochen saß, hatten sie bei ihren Anhängern argumentativ verhältnismäßig leichtes Spiel gehabt. Nur bei völliger Verblendung konnte man damals die Augen davor verschließen, daß der Zusammenbruch des gesamten politischen Systems eine reale Bedrohung war. Entweder das Kabinett Brüning oder die offene faschistische Diktatur – an der Erkenntnis dieser Alternative und an der Konsequenz, sich dann doch lieber mit Brüning als dem geringeren Übel abzufinden, hatte kein Weg vorbeigeführt. Für jeden, der die Regeln der elementaren Logik beherrschte, handelte es sich dabei um ein simples Rechenexempel. Mit einer Regierung, dies zum ersten, in der ausgesprochene Scharfmacher die Gangart bestimmten, würden die breiten Volksschichten auch im günstigsten Fall nur vom Regen in die Traufe gelangen. Die Annahme, zum zweiten, aus einer entschiedenen Opposition parteipolitischen Profit schlagen zu können, ging von einer schlechthin falschen Voraussetzung aus: Im demagogischen Wettstreit, wie die Radikalinskis beider Couleur ihn tagtäglich vorexerzierten, würde eine von Verantwortungsbewußtsein durchdrungene Partei nie auch nur annähernd mitzuhalten vermögen. Ohne Tolerierungskurs im Reich hatte es sich drittens in Preußen mit der Koalition, hieß der Ministerpräsident nicht länger Otto Braun, war es vorbei mit Carl Severing als Innenminister, gehörten auch all die anderen Einflußpositionen dort sehr bald der Vergangenheit an.[78]

76 Brüning, Memoiren (siehe Anm. 65), S. 210 f. über „die entscheidende Aussprache mit Hugenberg"; siehe auch S. 259; vgl. ferner S. 277 und – drohende Auswirkungen – S. 285 und 289; Befürchtung eines Bankenzusammenbruchs bereits früher: S. 226; zur Rolle der Sozialdemokratie auch S. 271: „Bereits in der dritten Maiwoche mußte ich mit einem Frontwechsel der SPD rechnen."

77 Brüning, a. a. O., S. 287 und 277 f.

78 A. a. O., S. 187; S. 235 über den „Wettbewerb der gegenseitigen Übertrumpfung zwischen NSDAP und KPD auf Erhöhung der sozialen Ausgaben und Leistungen" und seine Auswirkungen auf die SPD. – S. 288: „Bei meinen politischen Freunden fand ich ruhige und volle Unterstützung für meinen Standpunkt, auch für den Fall, daß die Sozialdemokraten für Einberufung des Reichstags stimmten, die Bereitwilligkeit, das preußische Zentrum zu einem Bruch mit den Sozialdemokraten in Preußen zu zwingen." Vgl. S. 178.

Logik war viel, doch sie war nicht alles. In den Reihen der Sozialdemokratie hatte sie ihre anfänglich noch absolut dominierende Rolle seit dem Herbst zunehmend eingebüßt. Die Tolerierungspolitik riß unter den Genossen alte Gräben wieder auf und sorgte für neue Wunden. Wie sehr die innerparteilichen Risse und Sprünge bereits um sich gegriffen hatten, war bei den Etatberatungen im März vor aller Welt deutlich sichtbar geworden. Ein Disziplinbruch in der Reichstagsfraktion – so hatte der Spaltungsprozeß in der SPD schon einmal seinen Anfang genommen.[79] Mußte die Parteispitze da nicht lebhaft versucht sein, sich durch einen Kurswechsel Luft zu verschaffen? An die Möglichkeit jedenfalls, mit Unterstützung der Sozialdemokratie die sachlich notwendige Politik auch weiterhin durchzuführen, konnte man eigentlich immer weniger glauben. Unter solchen Voraussetzungen aber war es ein klares Gebot der Vernunft, dem Reichspräsidenten die Wege zu einer parlamentarischen Regierung mit der Rechten offenzuhalten. Auf der anderen Seite würde es unverantwortlich sein, die Sozialdemokraten jetzt gleichsam links liegenzulassen. Eine sichere Mehrheit für die Wiederwahl des alten Herrn im nächsten Jahr konnte man ohne ihre Hilfe mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht erreichen. Wer sich als Treuhänder des Präsidenten verstand und ihn aus politisch zentralen Gründen weiterhin im Amt sehen wollte, hatte daher die Verbindungsstränge auch in dieser Richtung sorgsam zu pflegen. Hinzu kam noch ein staatspolitischer Gesichtspunkt allgemeinerer Art. Die SPD hatte bislang die schwersten Opfer, die jemals eine deutsche Regierung offen vom Volk verlangt hatte, im Interesse des Ganzen bereitwilligst mitgetragen. Sie hatte sich eben dadurch bei ihren eigenen Massen einer Unpopularität ohnegleichen ausgesetzt, ihre Repräsentanten bewiesen die größte Staatsverantwortlichkeit. Aus einstigen Parteiagitatoren waren nicht selten Männer geworden, die sich restlos in der Arbeit für das Allgemeinwohl verzehrten. Ob mancher es nun wahrhaben wollte oder nicht: Wenn es galt, in höchster Not das Vaterland zu retten, ohne dafür brutale Machtansprüche zu stellen, konnte man sich immer noch mehr auf die SPD als auf den alldeutschhugenbergschen Typ der Rechten verlassen. Diese große Wandlung zu einer wirklich staatstragenden, zu einer bewußt nationalen Partei durfte man nicht leichtfertig, nicht verbrecherisch wieder zerstören.[80] Man mußte es den führenden Leuten ersparen, mit leeren Händen vor ihrem Anhang zu stehen.

Der Aschbecher füllte sich. Der Kanzler kam und kam nicht zur Ruhe. Das Grübeln wollte einfach nicht aufhören, obwohl die Müdigkeit ihn schon lange umschlich.[81] Wie immer, wenn er scharf nachdachte, waren seine Augen geschlossen.[82] Was nur konnte er tun? Sooft er es durchspielte – das Resultat blieb immer dasselbe: Für den gegenwärtigen Moment war ihm Nachgiebigkeit in keiner Weise erlaubt. Eine Absichtserklärung für

79 Zum innerparteilichen „Streit um das kleinere Übel" und zur Abspaltung der SAP vgl. Heinrich August Winkler, Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933, Berlin und Bonn 1987, S. 267–273; S. 295; S. 297–305; S. 327–337; S. 352–355; S. 370–372; S. 398 bis 410.

80 Brüning, Memoiren (siehe Anm. 65), S. 272. – S. 378; S. 235; S. 218; S. 378 f.; S. 247; S. 378.

81 In London war Brüning „nahe daran" gewesen, „körperlich zusammenzubrechen", auf der „Europa" hatte er sich todmüde schlafen gelegt, und bei seinem Ausscheiden als Reichskanzler genoß er die Aussicht, sich „zum ersten Male seit 26 Monaten ausschlafen zu können, ohne das Gefühl, am nächsten Tage vor neuen Schwierigkeiten zu stehen". A. a. O., S. 284, S. 285 und S. 603.

82 Brüning, Briefe II (siehe Anm. 66), S. 105: „Schließt man doch auch unwillkürlich die Augen, wenn man sehr scharf nachdenken will!" Schreiben vom 13. November 1947 an Rudolf Ferbers.

später einmal, die durfte er vielleicht gerade noch konzedieren. Ob ihnen das aber langte? Nun, wenn er sich noch einmal seines äußersten Druckmittels bediente, warum eigentlich nicht. Ihr „geringeres Übel" ohne die äußerste Not gegen ein größeres einzutauschen, eine solche Torheit würden sie sich ja wohl gut überlegen. Er mußte unbedingt, und das möglichst bald, Otto Braun um eine Aussprache bitten. Carl Severing hatte sich ja bereits festgelegt. Auf ihn, hatte Severing ohne Wenn und Aber erklärt, sei Verlaß. Für die Politik des Kanzlers werde er sich einsetzen: „unter allen Umständen", „bis zum letzten", „ohne Rücksicht" auf gewisse Strömungen in der eigenen Partei.[83]

Pünktlich zu 17 Uhr 08 lief der Zug aus Bremerhaven in den Bahnhof Friedrichstraße ein. Die Teilnehmer am großen amtlichen „Auftrieb" für Heinrich Brüning standen empfangsbereit. Auch draußen wartete man schon auf ihn. Hugenbergs „Nachtausgabe" hatte Ort und Zeit der Ankunft in Fettdruck publik gemacht und so außer den üblichen Gaffern auch einige Nazihorden mobilisiert. Als der „Hungerkanzler" das Bahnhofsgebäude verließ, brachen sie in Pfeifen und Brüllen aus. Polizei drängte die Radaulustigen zurück. Der Chauffeur riß den Schlag auf. Dr. Brüning stieg in den Fond. Die Kanzlerlimousine tourte ab.[84]

Da hatte der Mensch doch Töne: Heinz Neumann war tatsächlich wieder im Lande, und er schien wieder voll auf dem Damm. Höchste Zeit wurde es ja. Seit der Junge aus den Pantinen gekippt war, mußte schließlich schon mehr als ein halbes Jahr vergangen sein.[85] Inzwischen hatten sie ihn drüben aber bestens in Schuß gebracht. Jedenfalls turnte Heinz munter wie eh und je am Rednerpult herum, hämmerte gekonnt die geballte Faust in den Saal, daß die Tolle nur so schwappte, und haute mit jedem Wort, das er von sich gab, dem Klassenfeind eins in die Fresse. *Was die Kommunisten forderten?* Heinz Neumann pfiff auf die Bullen vom Überwachungsdienst und sagte es laut. „Als unmittelbare Maßnahmen: 1. Sofortige Verhaftung und Aburteilung der schuldtragenden Kapitalisten. 2. Sofortige entschädigungslose Beschlagnahme aller Bankkonten über 20000 Mark zur Sicherung der kleinen Sparer. 3. Öffnung der stillgelegten Betriebe. 4. Aufhebung der

83 Brüning erklärte den Vertretern der SPD denn auch seine Bereitschaft, „später kleine Änderungen der Notverordnung vorzunehmen unter der Voraussetzung, daß jetzt nichts geschähe und der Reichstag nicht früher zusammenträte." Brüning, Memoiren (siehe Anm. 65), S. 286; vgl. dort weiter und ferner S. 287 (Drohung mit der Demission). – S. 286: Gespräch mit Otto Braun, „der bereit war, für mich zu kämpfen". – S. 276 (Gespräch mit Severing).

84 Die Ankunft des Kanzlers, in: Vorwärts, Nr. 267, Morgenausgabe vom 11. Juni. Die Limousine des Kanzlers wird in dem Bericht nicht eigens erwähnt, auch nicht der Chauffeur, doch standen beide mit Sicherheit zu Diensten. – Großer amtlicher „Auftrieb": Protokolljargon; vgl. Hermann Pünder, Politik in der Reichskanzlei. Aufzeichnungen aus den Jahren 1929–1932, Stuttgart 1961, S. 92; S. 99. – Brüning, Memoiren (siehe Anm. 65), S. 285. – Das Schmähwort „Hungerkanzler" hat sich über Jahrzehnte hinweg als einprägsam erwiesen: Es begegnet bei Gottfried Reinhold Treviranus, Das Ende von Weimar. Heinrich Brüning und seine Zeit, Düsseldorf und Wien 1968, S. 185, ebenso wie bei dem weiteren Zeitzeugen Louis P. Lochner (siehe Anm. 75, S. 213).

85 Zwischen seinem Sanatoriumsaufenthalt zu Jahresbeginn und seiner Abreise zum EKKI-Plenum hatte Heinz Neumann zwar am 18. März auf einer Kundgebung der Chemnitzer „roten Wehrverbände" gesprochen, in Berlin aber war er bis zur Funktionärkonferenz vom 13. Juli öffentlich nicht mehr in Erscheinung getreten. „Er wurde von der Versammlung nach monatelangem *Krank*sein und längerem Aufenthalt in der Sowjetunion mit stürmischem Beifall begrüßt." Rote Fahne, Nr. 67 vom 20. März; Berlin am Morgen, Jg. 3 (1931), Nr. 161 vom 14. Juli, Versammlungsbericht: Stalin und der Sieg des Sozialismus.

Notverordnungen – Schluß mit der Unterdrückung der Arbeiterbewegung! 5. Sofortige Entwaffnung der faschistischen Verbände. 6. Beschlagnahme der großen Wohnungen, der Villen und Paläste, und Einquartierung von erwerbslosen Familien in die Schlösser und Palais. 7. Angesichts der ungeheuren Not: Sofortige Beschlagnahmung der bei den großen Firmen und Warenhäusern lagernden Lebensmittel, Kleider und Schuhe, zur Verteilung an die ausgesteuerten Erwerbslosen. 8. Sperrung der Grenzen zur Verhinderung der Kapitalsflucht."[86] Bravo, dufte, knorke, Heinz, gib ihnen Saures, weiter so.

„Man sage uns nicht, das sei undurchführbar", wischte Heinz Neumann vorsorglich einen naheliegenden Einwand vom Tisch, bediente sich bei aller Entschiedenheit aber auch weiterhin einer „von der faschistischen ‚Notverordnung' in jedem Satz gefesselten Sprache". „Es ist undurchführbar für eine bürgerliche Regierung, *durchführbar aber für die Arbeiterklasse!* Wir sehen ein mächtiges Wachstum unserer kommunistischen Bewegung. Im Laufe des letzten Jahres sind Hunderttausende in unsere Reihen getreten. Millionen fallen jetzt die Schuppen von den Augen, und sie schließen sich uns an. *Man wirft uns Unduldsamkeit und Fanatismus vor.* Wir antworten darauf: Wir sind kompromißlos und unerbittlich gegenüber den Führern der Sozialdemokratie. Denn ein Zusammengehen mit Wels und ähnlichen Verrätern wäre der Tod der deutschen Revolution! *Aber allen Werktätigen, die noch Anhänger der gegnerischen Parteien sind, reichen wir die Hand.* Wir rufen sie alle auf, *mit uns gemeinsam* die proletarische Einheitsfront zu bilden, den Kampfblock aller Ausgebeuteten, die den Kapitalismus stürzen wollen."[87]

In der Tat, Heinz Neumann, die große „Kanone" der KPD, war wieder da und kam voll an.[88] Letzten Montag schon, bei seiner Rückkehr in die Parteiöffentlichkeit, hatte er wahre Beifallsstürme ausgelöst. Fortgesetzter Jubel war ihm da in den Berliner Kammersälen entgegengeschlagen, als er vor Tausenden Funktionären der Partei und ihrer Massenorganisationen über den *grandiosen Siegeszug des Sozialismus in der Sowjetunion* referierte. Mit geradezu frenetischem Beifall bedacht wurde er zwei Tage später auf einer Riesenkundgebung der Berliner Erwerbslosen im Zirkus Busch, noch bevor er überhaupt zu seiner wuchtigen Diskussionsrede über das kommunistische Kampfprogramm

86 Vgl.: Bankenkrach und Volksverrat der Nazis, Versammlungsbericht des Münzenberg-Blattes Berlin am Morgen, Nr. 165 vom 18. Juli; dort auch ein Foto Neumanns mit rhetorischer Pose (Bildunterschrift: „Heinz Neumann spricht") und der von Buber-Neumann erwähnten „Tolle"; vgl. dies., Kriegsschauplätze ... (siehe Anm. 18), S. 31 und S. 30. Die von Neumann erhobenen Forderungen deckten sich der Sache nach weitgehend mit denen des Zentralkomitees in einem Aufruf an die Werktätigen Deutschlands, vgl.: Macht Schluß mit dem bankrotten System, in: Tribüne. Kommunistische Tageszeitung für den Bezirk Magdeburg-Anhalt, Jg. 11 (1931), Nr. 162 vom 15. Juli.

87 Die Neumann-Zitate nach dem erwähnten Versammlungsbericht (siehe Anm. 86), das andere Zitat aus: Rote Fahne, Nr. 92 vom 21. April 1931.

88 Der Berichterstatter des sozialdemokratischen Zentralorgans erlebte diese Veranstaltung freilich anders als der Reporter des Münzenberg-Blattes: „Gestern, als die *Kommunisten* zu einer Arbeitslosenkundgebung durch Anschläge an den Litfaßsäulen und andere Propaganda eingeladen hatten, blieb der Saal zu fast einem Viertel leer. Die kommunistische Kanone, Herr Heinz *Neumann* redete, wobei der Aufwand an Stimmstärke und der Inhalt des Gesagten im bekannten Gegensatz standen. Wer trägt die Hauptschuld an unsern Sorgen? Jedes Kind erät Neumanns Antwort: Die Sozialdemokraten! Wer tritt allein – man bittet nicht zu lachen – für die *Polizeibeamten* ein? Die Kommunisten! Wer ist ein wahrer proletarischer Kämpfer? Der Herr Reichswehrleutnant a. D. *Scheringer!* Die Verständigen unter den Zuhörern gingen *vor* Schluß der Versammlung. Man kann es ihnen wirklich nicht übelnehmen." Vorwärts, Nr. 331, Morgenausgabe vom 18. Juli, Überschrift: Kommunistentheater in der „Neuen Welt".

hatte ansetzen können. Auch heute, nur zwei weitere Tage danach, heimste er hier auf der Massenkundgebung in der Hasenheide langanhaltende Ovationen ein, und in acht Tagen, auf dem Magdeburger „roten Volkskongreß", würde es sich mit Sicherheit ähnlich verhalten.[89] Heinz Neumann war eben eine Wucht, und keiner wußte das besser als er selber.

Daß er wieder ganz groß im Kommen war, hatte er schon nach den ersten drei Wochen auf der Krim buchstäblich im Urin gehabt. Der Laborbefund sprach da eine unmißverständliche Sprache. Keine „Zylinder" mehr und auch keine „Crythrozyten" – statt dessen aber der zunehmende Drang, sich „im hundertprozentigen Sturmtempo" und mit „kämpferischem Rot Front" zurück in die Alltagsarbeit zu stürzen. Neben der ärztlichen Betreuung, der vorzüglichen Ernährung, dem traumhaften Wetter und nicht zuletzt seiner ungewohnten Lebensweise – „solide und alkoholfrei" – war auch die andere seiner Eigeninvestitionen glänzend zu Buche geschlagen: sein Schnellstudium der Politischen Ökonomie – sein, wie er meinte, zuvor schwächstes Gebiet –, auf dem er es jetzt mit jedem, aber auch wirklich mit *jedem* aufnehmen konnte. Diese Wochen in Suuksu hatten ihn in jeder Hinsicht weitergebracht, und der handgreifliche Beweis für die Richtigkeit seiner Lageeinschätzung hatte ihm dann noch zusätzlich Auftrieb gegeben. „Die Reserven sind aufgezehrt", „das Hindenburg-Brüningsche Sanierungsprogramm ist vollkommen, auf der ganzen Linie *gescheitert*". Hatte er das nicht schon im Mai konstatiert? „Es gibt kein großes Industrieland in der Welt, wenn man von Lausestaaten wie Polen absieht, wo ein solches Maß von Krise erreicht ist" – hatte er mit dieser seiner damaligen Feststellung vielleicht danebengelegen oder etwa mit seiner Diagnose, die zugleich eine Prognose war: „Die Wirtschaftskrise nimmt in Deutschland wirklich ungeheuerlichen Charakter an"?[90] Genau so war es gekommen. Eine Alarmmeldung hatte die andere gejagt, und jede einzelne hatte sich bei ihm als Muntermacher erwiesen. Bis vor wenigen Stunden noch war die revolutionäre Welt des Heinz Neumann denn auch völlig in Ordnung gewesen. Die Sitzung des Politbüros hatte ihm dann allerdings die Laune erst einmal gründlich verdorben.

Man mußte sich das nur mal vorstellen. Seit Wochen knirschte es nun schon im Gebälk des Systems. Im Juni waren sie am Kladderadatsch man gerade noch so vorbeigeschlittert. Selbst ein Gustav Stolper, dieses ökonomische Haus- und Hoforakel, hatte das ohne weiteres zugegeben. „So nahe ist Deutschland seit 1923, vielleicht seit 1918, nicht dem *Abgrund* gewesen", hatte er sich ausgegreint. Das Bewußtsein, „am Rande des Abgrundes" zu stehen und der *„Gefahr des Absturzes"* ins Auge blicken zu müssen, war damals bereits auch den Sozialfaschisten auf den Magen geschlagen. *„Vergeßt diesen Juni 1931 nicht!"* riefen ihre Oberbonzen noch im nachträglichen Schauder beschwörend der Parteiherde zu. Dabei war dieser Juni, verglichen mit dem, was im Juli auf sie zukommen

89 Vgl. den in Anm. 85 erwähnten Versammlungsbericht der Zeitung Berlin am Morgen. – Die Welt am Abend, Jg. 9 (1931), Nr. 163 vom 16. Juli; Berlin am Morgen, Nr. 163 vom 16. Juli („die *mit einem kaum endenwollenden Beifallssturm* aufgenommene Rede"). – Versammlungsbericht vom 18. Juli (siehe Anm. 86): „stürmischer, langanhaltender Beifall". – Als Hauptreferent auf dem Kongreß wird er angekündigt in der Tribüne (siehe Anm. 86), Nr. 161 vom 14. Juli.

90 Vgl. auch hierzu den in Anm. 52 zitierten Brief Heinz Neumanns an Leo Flieg, und zwar Bl. 122, 138. 139, 141, 138; Bl. 123, 122.

würde, kaum mehr als ein Klacks. Zunächst allerdings hatten sie aufatmen dürfen. „Endlich Einigung!" rauschte es geradezu wie erlöst durch die Presse.[91] Herbert Hoover, der große Onkel aus Amerika, hatte mit seinem Moratoriumsplan alles bestens gerichtet. Doch im Handumdrehen zeigt das Krisenbarometer schon wieder auf Sturm. Die Devisenabzüge nehmen immer stärker alarmierende Ausmaße an. Dann platzt die Bombe des Nordwolle-Skandals und bringt die tragenden Pfeiler der Darmstädter und Nationalbank ins Wanken. Und noch immer weiter geht es nun Schlag auf Schlag. Vergebens hetzt der Reichsbankpräsident mit seinem Bettelsack durch die Lande. In der Wilhelmstraße tagen sie fast ununterbrochen. Am Montag schlägt es dann in der gewitterschwangeren Atmosphäre ein *wie ein Blitz:* die Schalter der „Danat" und die Effektenbörsen bleiben geschlossen.[92] Ein panikartiger Sturm auf Banken und Sparkassen beginnt. Lange Schlangen bilden sich vor den Türen. Schupo, Kinnriemen herunter, in der Hand den Gummiknüppel, hält die unruhig Wartenden in Schach. In der Nacht zum Dienstag fleht das Kabinett die Bevölkerung über den Rundfunk an, sie möge doch um Gottes Willen Ruhe bewahren. Nun endlich ist es soweit. Der deutsche Kapitalismus kracht in allen seinen Fugen.[93]

Deutschland gleicht einem Vulkan, und wie verhält sich die Sozialdemokratie? Durchtrieben wie eh und je. Den „Kampf bis aufs Messer" will sie geführt sehen *„gegen die Verderber Deutschlands"*, „gegen die sogenannte nationale Rechte, die dieses neue nationale Unglück auf dem Gewissen hat". Die Handhabung des Messers allerdings sollen die Arbeiter gefälligst „der staatlichen Gewalt" überlassen, denn es liegt ja, nicht wahr, *„im klaren Interesse des Proletariats, daß diese Krise sich nicht weiter ausbreitet, sondern im Gegenteil möglichst schnell überwunden wird"*. Auf die infamste Weise spielen sie erneut das Spiel des Herrn Brüning, diese dreimal verfluchten Sozialfaschisten, mit einem großspurigen Aufruf an das deutsche Volk versuchen sie ein weiteres Mal im trüben zu fischen. „Die Selbstherrschaft der Banken und der Schwerindustrie", plustern sie sich auf, „führt die Wirtschaft in den Abgrund. Ihr muß ein Ende bereitet werden." Aber ja doch, durch die Sozialdemokraten. „Nicht kapitalistische Wirtschaftsanarchie, sondern *geordnete Wirtschaftsführung* zum Nutzen des Ganzen! Nicht sinnlose Verzweiflungsakte, sondern *planvolle Arbeit für das Volk und für den Sozialismus!* Nicht Uneinigkeit und Spaltung der Arbeiterklasse, sondern *feste Einigkeit,* stärkste Entschlossenheit im Kampf gegen alle feindlichen Gewalten!" Das also war bei denen die eine „Forderung der Stunde!" Die andere, die nicht ganz so radikal klingende aber war eben der Appell, doch

91 Die herannahende Katastrophe, in: Rote Fahne, Nr. 131 vom 21. Juni; dort eingangs das Stolper-Zitat aus dem „Deutschen Volkswirt". – Vgl. den Aufruf des Parteivorstandes der SPD vom 1. Juli 1931: Vorwärts, Nr. 302, Abendausgabe vom selben Tag. – Schlagzeile des Vorwärts, Nr. 311, Morgenausgabe vom 7. Juli.

92 Vgl. zur Dramatik dieser Tage, die unmittelbarer noch in der zeitgenössischen Presse ihren Ausdruck findet, die Darstellung eines der Hauptakteure: Heinrich Brüning, Memoiren (siehe Anm. 65), S. 294–326.

93 Unter der Überschrift „Nieder mit den Kapitalisten!" schreibt die „Tribüne" in ihrer Ausgabe vom 15. Juli (siehe Anm. 86): „Schlangen stehen vor den Schaltern der Privatbanken und Städtischen Sparkassen. Verzweifelte Sparer, kleine Mittelständler und Beamte rufen nach ihrem Geld. Schupo, Kinnriemen herunter, Gummiknüppel in der Hand, sperrt die Eingänge. Die stolzesten Banken krachen zusammen. In *Brüssel* wird die *Mark* schon *nicht mehr notiert.* Die *Börsen* sind *geschlossen.* Aber in den Straßen von Berlin werden schon *schwarze Börsen* eröffnet. [...] Der deutsche *Kapitalismus kracht* in allen seinen Fugen." Auf derselben Seite die Information über den Rundfunkappell der Regierung.

jetzt bloß nicht den Kopf zu verlieren.[94] Nun, diesen Gefallen, darauf konnten sie sich verlassen, die Herren Volksbetrüger, würden die Kommunisten ihnen nur zu gerne erweisen. *Die Kommunisten dachten gar nicht daran, die Nerven zu verlieren,* nein, die Kommunisten *rissen alle Nerven zusammen* zur stärkeren Organisierung gegen das System, zur endgültigen *Abrechnung mit dem System,* denn sie wußten ja, daß es einen anderen Ausweg nicht gab.[95]

Die Katastrophe, die man gegenwärtig erlebte und die von den Kommunisten vorausgesagt worden war, konnte ungeheuerliche Auswirkungen haben – wenn die Partei sich endlich auf die einfachste Regel jeder Strategie besann: Sobald der Feind ins Wanken geriet, mußte man doppelt kräftig auf ihn losschlagen, ihm keine Ruhe lassen, ihn bis aufs äußerste verfolgen. „Die Nichtanwendung dieser Regel verscherzt uns immer wieder die besten Möglichkeiten", hatte er schon vor Wochen gewarnt. „Das gibt dem Feind immer wieder die Möglichkeit, seine Krisen zu überwinden." Wann, wenn nicht jetzt, galt es ernstlich aus dem gewohnten Fehler zu lernen und die erforderliche Initiative *rasch* zu entwickeln. Überhaupt galt es zu lernen, nicht nur eine Partei der Verfolgten zu sein, sondern auch eine *Partei der Verfolger,* wenn die Situation es verlangte.[96] Aufrufe – wie der vom Montag an die Werktätigen in Stadt und Land – waren gut, Massenkundgebungen auch. Hungerrebellionen, wie die eine gestern im Ruhrgebiet, waren besser, und noch besser war es, wenn man der Polizeimeute ab und an einen gehörigen Denkzettel verpaßte.[97] Aber all dies und einiges andere reichte längst nicht hin, das System aus den Angeln zu heben. Dazu brauchte es mehr, dafür würde man ganz andere Saiten aufziehen müssen. Wer die Republik in einen Hexenkessel zu verwandeln gedachte, mußte schon die Lunte am richtigen Pulverfaß anzubringen verstehen.

94 Auf die Nachricht vom Schalterschluß der Danatbank reagierte der „Vorwärts" mit einem Kommentar unter der Überschrift „Nicht Panik, sondern Kampf! Gegen die Volksverderber Deutschlands!" Ihm sind die ersten Zitate entnommen, die weiteren dem gemeinsamen Aufruf des Parteivorstandes, des Parteiausschusses und der Kontrollkommission der SPD vom 14. Juli. Vorwärts, Nr. 322, Abendausgabe vom 13. Juli, und Nr. 324, Abendausgabe des folgenden Tages.

95 Bankenkrach ... (siehe Anm. 86); dort auch: „*Die Sozialdemokraten,* die bei der Schaffung des Youngplanes von Erleichterungen und einer Besserung der Zukunft sprachen, waren bewußte *Volksbetrüger.*"

96 Ebd. (Katastrophe vorausgesagt; Auswirkungen). – Schreiben Neumanns vom 25. Mai 1931 (siehe Anm. 52), Bl. 128.

97 Zur Datierung des Aufrufs an die Werktätigen (siehe Anm. 86) vgl. das Schreiben Heinz Neumanns vom 24. Juli 1931 „An die Genossen Knorin, Kuusinen, Manuilski, Pjatnitzki, Pieck": „Ich habe die Frage wörtlich so gestellt wie im Aufruf des ZK vom 13. 7." SAPMO-BArch, RY 5/I 6/10/83, Bl. 147. – Massenkundgebungen: etwa wie die im Zirkus Busch (vgl. Anm. 89, Berichte in Welt am Abend und Berlin am Morgen). – Thüringer Volksblatt. Organ der Kommunistischen Partei Deutschlands für Groß-Thüringen, Erfurt und angrenzende preußische Gebietsteile, Jg. 41 (1931), Nr. 164 vom 17. Juli, Schlagzeile: Hungerrebellion im Ruhrgebiet; Unterüberschriften: Der Hunger treibt die Massen auf die Straße – 30 Lebensmittelgeschäfte gestürmt – An 20 Stellen Schupo durch Großalarm eingesetzt – Erbitterte Nachtkämpfe in Gelsenkirchen. – Nach der Ermordung eines Berliner Schutzpolizisten sozialdemokratischer Parteizugehörigkeit schrieb der „Vorwärts" zu der „Verrohung, die unter der Einwirkung Moskauer Methoden bei den deutschen Kommunisten Platz gegriffen hat", u. a.: „In diesem Veranstalten angeblicher ‚Hungerdemonstrationen', die mit schwerem Blutvergießen enden, liegt augenscheinlich *System.* [...] Man weiß aus Erfahrung, daß es im kommunistischen Lager immer einmal Zeiten gibt, in denen *‚verrückt spielen' die große Mode* ist. Eine solche Zeit scheint wieder angebrochen zu sein. Verschiedene Strömungen in der KPD laufen gegeneinander, und der Erwerbslose muß das eine Opfer sein, der Polizeibeamte in schwerer Pflichterfüllung das andere." Vorwärts, Nr. 301, Morgenausgabe vom 1. Juli.

Was das konkret besagte? Seit das Stahlhelm-Volksbegehren sein Ziel erreicht hatte, lag das doch auf der Hand: ein Kurswechsel war fällig. Die Partei durfte sich die Möglichkeit nicht entgehen lassen, den preußischen Regierungs- und Polizeiapparat, das stärkste Bollwerk der Sozialdemokratie, den stärksten Stützpfeiler des Brüning-Systems zu zertrümmern. Sie würde am Volksentscheid über die Auflösung des Preußischen Landtags teilnehmen müssen. Remmele sah das genauso.[98] Jeder sah das so, der den Durchblick hatte. Teddy natürlich sah das wieder mal anders. Den Stahlhelmern und den Deutschnationalen hinterherlaufen, mit auf den Karren der Nazis springen? Für Teddy war das die reinste Unmöglichkeit. Und so was wollte *„die revolutionäre Situation organisieren!"*[99] Das wirklich Ärgerliche an dieser Polbürositzung war aber gar nicht die Borniertheit Teddys gewesen. Teddy kannte man ja. Teddy und seine Argumente – das war eingeplant. Den Strich durch die Rechnung hatten einem die anderen gemacht, die es mit der Angst vor der eigenen Courage bekamen: Sich plötzlich in schroffen Widerspruch setzen zu all dem, was man monatelang geredet und geschrieben hatte über die *„Spiegelfechterei"* der Reaktionäre und über ihren „Pappschwerterkampf"? Aber nein doch, wie würde das Politbüro denn wohl dastehen, wenn es eine solche Kehrtwendung vollzog. Wie verheerend mußte doch ein derartiger Schwenk um gleich 180 Grad auf jene Schichten der Arbeiterschaft wirken, die noch immer unter dem Einfluß der Sozialdemokratie standen, sich in den letzten Monaten aber immer stärker zum gemeinsamen antifaschistischen Kampf mit den Kommunisten bereitgefunden hatten.[100] Es war einfach nicht mit anzuhören gewesen.

Auch das mußte man sich einmal vor Augen halten: Gerade mit Severing hatte die Partei Hunderte von Rechnungen bis in die allerjüngste Zeit zu begleichen. Verbot der Spartakiade, Zeitungsverbote und Versammlungsverbote, daß es nur so hagelte, Polizeibrutalitäten – ihm diese und all seine anderen Schandtaten heimzuzahlen, bot sich jetzt die einmalige Gelegenheit. Und die wollten sie nicht mit beiden Händen ergreifen? Wollten der KPD die Chance vermasseln, im entscheidenden Land des Deutschen Reiches die stärkste Partei zu werden. Scheuten davor zurück, die Auflösung des Landtags als Entfesselung des Massenkampfes im ganzen Lande sowohl gegen Stahlhelm und Nazis als auch gegen den Severing-Kurs zu proklamieren. Verzichteten darauf, die Krise, das Mißtrauen, die Erschütterung in allerstärkster Weise zu steigern. Im nächsten Frühjahr würde in Preußen ja ohnehin gewählt? Was im Frühjahr sein würde, wußte doch

98 Vgl. hierzu das an Wilhelm Pieck als KPD-Vertreter beim EKKI gerichtete Schreiben vom 15. Juli 1931 mit dem anonymen Unterfertigungsvermerk „Sekretariat". SAPMO-BArch, RY 5/I 6/3/218, Bl. 24 f.; zum Hintergrund: Thälmann-Biographie (siehe Anm. 56), Bd. 2, S. 528 f.

99 Volksrevolution über Deutschland. Rede des Genossen Ernst Thälmann auf dem Plenum des ZK der KPD 15.–17. Januar 1931, Berlin 1931, S. 23: „Aber die Rolle des subjektiven Faktors wird immer klarer. Und so lautet unsere Antwort auf die Frage nach dem *Entstehen* einer revolutionären Situation: *Wir müssen die revolutionäre Situation organisieren!*"

100 Thälmann-Biographie (siehe Anm. 56), Bd. 2, S. 529. – Nach dem Stahlhelmvolksbegehren. Vom Polbüro des Zentralkomitees unserer Partei wird uns geschrieben, in: Rote Fahne, Nr. 97 vom 26. April. „Die parlamentarische Aktion des Volksbegehrens", heißt es in dem Beitrag, „der nunmehr in absehbarer Zeit der Volksentscheid folgen dürfte, ist und bleibt *nur Spiegelfechterei.* [...] Ohne Rücksicht auf den Pappschwerterkampf zwischen den Braun-Severing einerseits und den Seldte, Düsterberg, Hitler, Hugenberg andererseits führt die *Kommunistische Partei* an der Spitze der arbeitenden Massen ihre *Volksaktion für Brot und Freiheit* weiter!" Der Gedanke an die sozialdemokratischen Arbeiter, auf den der sogenannte Sekretariatsbrief (siehe Anm. 98) ebenfalls eingeht, spielt auch hier eine Rolle.

keiner von ihnen. Welcher Teufel garantierte ihnen denn, daß die regulären Wahlen unter gleich günstigen Voraussetzungen stattfinden könnten, daß die Partei dann überhaupt noch die Möglichkeit hätte, unter größter Ausnutzung der Legalität so etwas wie einen „freien" Wahlkampf zu führen?[101]

Vielleicht aber war es so, wie es gelaufen war, gar nicht so schlecht. Warum denn sollte der Brief, den sie, Remmele und er, vorgestern an den lieben Wilhelm in Moskau gerichtet hatten, sich jetzt eigentlich als Rohrkrepierer erweisen. Dazu war dieses Schreiben doch viel zu geschickt angelegt – es war geradezu eine raffiniert gebastelte Falle. Es machte den Freunden drüben ungeheuren Appetit. Stalin – und einen derart heiklen Fall ohne Rückfrage bei ihm zu entscheiden, dürfte Manu sich hüten –, Stalin zumindest, soweit kannte man ihn doch, würde unbedingt anbeißen wollen. Anstelle des schmackhaften Brockens indes, auf den er begierig war, bekäme er nun eine ernüchternde Kunde serviert: Die Deutschen waren vor Thälmann in die Knie gegangen und hatten sich für den alten Stiefel entschieden. So enttäuscht zu werden, das mochte er nicht. Und seinen Unmut, den brauchte er dann erst gar nicht in Worte zu fassen, weil der ihm nämlich von den Augen abzulesen war. Und dann war ein Ukas fällig, und das im Handumdrehen. Und dann würde der Gelackmeierte kein anderer als Teddy sein, und der guckte dann dumm aus der Wäsche. Die Vorstellung war köstlich. Je mehr sie sich festsetzte, desto wirksamer half sie ihm über den Verdruß des Tages hinweg. Die Resonanz in der Hasenheide sollte ein übriges tun. Als seine Rede zum flammenden Finale kam, bewegte die Welt des Heinz Neumann sich längst wieder in der vorgezeichneten Bahn. „*Uns schrecken die Verfolgungen nicht!* 1918 erwuchs aus dem Belagerungszustand und aus den Kriegsgerichten die deutsche Novemberrevolution. Aus den Verfolgungen der Gegenwart wächst und entsteht, marschiert und reckt sich" – Heinz Neumanns Rechte hämmerte ein weiteres Mal in die Luft, seine Stimme überschlug sich fast – „zum Siege der deutsche Oktober, *das freie sozialistische Sowjetdeutschland!*" Der Beifall brauste, minutenlang.[102]

„Wer gegen die Politik ist, wie sie vom Polit-Büro eingeleitet ist, den bitte ich um das Handzeichen." Hermann Remmele alias Genosse 84 blickte wertneutral in die Runde des Zentralkomitees. „Stimmenthaltung"? Auch jetzt bewegte sich nichts. „Ich stelle fest einstimmige Annahme der Linie des Pol-Büros, und damit können wir die Sitzung des ZK beschließen." Sie hatten es geschafft. Um halb zwei am 22. Juli 1931 hatten sie auch das geschafft[103] – Heinz Neumann entspannte sich. Einen vernünftigen Grund zur Besorgnis hatte es bei dieser Formsache hier ja ohnehin nicht gegeben. Was blieb den Genossen denn groß zu tun übrig, wenn sie genau wußten, wohin der Hase sowieso schon gelaufen war. Die Tage zuvor allerdings, die waren nun wohl doch ein bißchen zuviel des Guten gewesen. Das Wochenende vor allem hatte es in sich gehabt. Erst das Warten am

101 Vgl. das Schreiben vom 15. Juli (siehe Anm. 98).

102 Bankenkrach ... (siehe Anm. 86). Unter quellenkritischen Aspekten läßt sich das Ausmaß des Beifalls nicht verbürgen (vgl. Anm. 88 den Bericht des „Vorwärts"-Reporters).

103 Protokoll der Sitzung des Zentralkomitees der KPD am 22. Juli 1931 (künftig zitiert: Protokoll; es dokumentiert auch die anschließende Sitzung des ZK mit den Polsekretären, Redakteuren und Abteilungsleitern), SAPMO-BArch, RY 1/I 2/1/81, Bl. 22. Die konspirativen Chiffren Nr. 84 und Nr. 95 stehen für Hermann Remmele und Ernst Thälmann (vgl. den Ziffernschlüssel im Handapparat des Benutzersaals). – Laut Feststellung Remmeles kurz nach der Abstimmung endete die ZK-Sitzung um ½2 Uhr.

Sonnabend, Stunde um Stunde, die Ungewißheit, ob da nicht bald einiges an peinlichen Fragen auf sie beide zukommen würde, dann endlich, am Abend, der Anruf aus Moskau mit Wilhelm am Apparat. Drüben, hatte er sie wissen lassen, wären die Meinungen geteilt. Am Sonntag das ganz große Schweigen, es ist, als hänge man in der Luft. Die Zeit dehnt sich in den Montagmorgen hinein, aus der Mochowaja kein Mucks, noch immer nichts um die Mittagszeit, am frühen Nachmittag nichts, nichts, nichts, bis es endlich doch eintrifft, das erwartete, das erhoffte, das erlösende Telegramm an die „Kommpartei Berlin" und der Anruf von Wilhelm schließlich auch die letzten Zweifel behebt. Stalin selbst hat sein Wort in die Waagschale geworfen – *für die Teilnahme* am Volksentscheid. Ein Stein fällt vom Herzen – beinahe zeitgleich aber rutscht es einem fast in die Hose, das Herz: Wie pfeift man jetzt noch die parteieigene Presse zurück? Die nämlich bereitet ja inzwischen den gegenteiligen Beschluß des Polbüros zur Veröffentlichung vor.[104] Das abzubiegen hat man vorgestern noch gerade so geschafft, und als dann gestern auch die Nuß Thälmann geknackt ist, da endlich hat nun wirklich nichts mehr schiefgehen können. In Moskau allerdings scheinen sie anderer Meinung zu sein. Wie sonst ließe sich denn Wilhelms Telegramm vom Vormittag erklären: „Gebt Drahtantwort über Ergebnis der telefonischen Unterredung." Nun, seine Drahtantwort sollte er jetzt umgehend haben. Ihre Bedeutung in Klartext bekäme er etwas später zu lesen: *„Im Namen unserer revolutionären Verantwortlichkeit für die Befreiung des werktätigen Volkes aus den Ketten des Kapitalismus und Faschismus, im Namen der proletarischen Zukunft und des Sozialismus eröffnen wir unsere neue rote Offensive gegen die Sozialdemokratie."*[105]

Ernst Thälmann stellte Einvernehmen zur Schau, fühlte sich jedoch über „die Höchstentfaltung des offensivsten Angriffes auf der ganzen Linie" nicht gerade wohl in seiner proletarischen Haut. Um die vorhersehbaren negativen Folgen der plötzlichen Wendung so wie Heinz auf die leichte Schulter nehmen zu können, mußte man schon ein ausgesprochener Windhund sein. Das Ausmaß der innerparteilichen Hemmungen in dieser Frage wurde von Heinz grob unterschätzt.[106] Wegen dieser Hemmungen hatte man es im

104 In Reaktion auf die Mitteilung, daß sich das Politbüro in seiner Sitzung vom 17. Juli nun doch gegen die Teilnahme am Volksentscheid festgelegt habe, unterrichtete Wilhelm Pieck am 18. Juli zwischen 19 Uhr und 19 Uhr 30 Leo Flieg telefonisch über die Meinungsdifferenz „hier". Am 20. Juli übermittelte er telegraphisch die Anweisung, entsprechend den im „Sekretariatsbrief" vom 15. Juli niedergelegten Gründen zu beschließen („vertreter entsenden falls keine änderung eures beschlusses stop"). Zusätzlich telefonierte er gegen 17 Uhr wieder mit Leo Flieg, den er davon in Kenntnis setzte, daß sich inzwischen *„alle"*, „auch an anderer Stelle" – Vermerk Piecks: „(Stalin) (Molotow)" –, gegen die Entscheidung des Politbüros ausgesprochen hätten. Die „ablehnende Stellung der Partei" zum Volksentscheid hatte laut Politbürobeschluß bis zum 22. Juli in einer Erklärung veröffentlicht werden sollen. Auf Befragen teilte Leo Flieg dem Anrufer mit, „⅔ der Zeitungen" hätten die Nachricht erhalten. SAPMO-BArch, RY 5/I 6/3/221, Bl. 23 (vgl. Bl. 21); Bl. 26 und Bl. 24. – RY 1/I 2/3/11, Bl. 59 f., Beschlußprotokoll der Polbürositzung vom 17. Juli 1931; Bl. 59. – Vgl. auch das Schreiben Wilhelm Piecks vom 20. Juli: RY 5/I 6/3/219, Bl. 68–70; siehe dort Bl. 68 f.

105 Am 21. Juli war das Sekretariat der Direktive aus Moskau gefolgt. Das Beschlußprotokoll vermerkt zu Punkt 1 der Tagesordnung: „1. Es wird die Teilnahme an dem Volksentscheid beschlossen. 2. Beiliegendes Ultimatum wird an das Innenministerium gerichtet. Beauftragt mit der Unterbreitung: Gen. Schwenk, Paul Hoffmann, Koenen." SAPMO-BArch, RY 1/I 2/5/3, Bl. 230. – Die Zeitangabe des Telegrammabsenders lautet: „22 / VII / 11 Uhr". RY 5/I 6/3/221, Bl. 29. – Rote Fahne, Nr. 146 vom 23. Juli.

106 Protokoll (siehe Anm. 103), Bl. 92, Zitat aus den Darlegungen Thälmanns in der erweiterten Konferenz. – Auf die großen Hemmungen geht Thälmann bereits zu Beginn seines Referats vor dem ZK-Plenum ein (Bl. 3). – Neumanns Argumente lassen sich dem Sekretariatsbrief entnehmen (siehe Anm. 98; Bl. 24). „Der

Januar doch nicht einmal gewagt, das Plenum des Zentralkomitees mit dem Problem zu befassen. „Nieder das faschistische Volksbegehren!" hatten die Genossen sich später die Kehle heiser geschrien und dafür von der Polizei jede Menge Prügel einstecken müssen.[107] Sie jetzt mit der neuen Losung auf die Straße zu schicken konnte gewaltig ins Auge gehen, zumal sich ja die Sozialdemokraten mit ihrer Hetze garantiert überschlugen. Sich da wer weiß welche Wunder von der Agitation zu versprechen wäre auch nur der reinste Selbstbetrug: wie geradezu geistesschwach die Partei reagierte, wenn die Gegner massiv über sie herfielen, hatte man ja erst neulich wieder bei der Auseinandersetzung über die Stalin-Rede gesehen.[108] Doch wie sollte man es den Leuten denn auch erklären, daß heute nicht mehr stimmte, was gestern noch richtig gewesen war. Also schön, man konnte sich auf einen fundamentalen Wandel der Lage berufen. „Wir sind in der Führung verpflichtet", konnte man sagen, „in der Frage der Verschärfung der politischen Situation eine neue prinzipielle Linie gegenüber der Sozialdemokratie durchzuführen." Und von wegen *faschistischer* Volksentscheid – auch mit dieser Unterstellung ließ sich im Prinzip ohne weiteres fertig werden. Man hatte den Leuten nur die Augen dafür zu öffnen, daß die kommunistische Klassenlinie, das kommunistische Klasseninteresse eben ein ganz anderes als das Klasseninteresse und die Klassenlinie der Hugenberg-Hitler war. „Wir beteiligen uns ja nicht an dem faschistischen Volksentscheid", konnte man sagen, „sondern wir ergreifen im Moment die Initiative für unsere Klassenlinie, die auch unsere Stellungnahme im preußischen Landtag am 8. Juli, wo die Frage für oder gegen Auflösung des Landtags stand, außerparlamentarisch bekräftigt, am 9. August an die Wahlurne zu treten, um mit ja zu stimmen."[109] Dialektisch gesehen, war dagegen nicht das geringste einzuwenden, nur daß es eben ein bißchen umständlich klang.

Es war alles nicht so einfach, doch was sollte man machen – jetzt war bolschewistische Disziplin, im vorliegenden Fall also rigorose Selbstüberwindung, verlangt, und die forderte Ernst Thälmann sich denn auch ab bis zum letzten. Es gehörte sich ja auch nicht, die Frage „von diesem kleinen Gesichtspunkt aus der auftauchenden Schwierigkeiten" zu stellen, sondern sie mußte gestellt werden „vom Standpunkt der Gesamtsituation und im Zusammenhang mit dem Kampfe gegen die sozialdemokratische Politik". Indem er nach dieser Maxime verfuhr, feierte sein Wille einen beispielhaften Triumph. Sein

[Forts. von Anm. 106]
hier angedeutete Schritt", heißt es darin, „hätte natürlich wie jeder große politische Schritt auch negativ Seiten. Die SPD und die Brandleristen würden ein furchtbares Geschrei über ‚Einheitsfront von Nazis und Kozis' anstimmen. Aber dieses Geschrei hören wir seit unserem Freiheitsprogramm täglich, ohne daß es die Krise der SPD aufhalten kann."

107 Die internen Erörterungen vor dem Januarplenum streift Thälmann in seinem Referat vor der erweiterten Konferenz (siehe Anm. 103, Bl. 78). – Rote Fahne, Nr. 90 vom 18. April.

108 In der Erwartung scharfer Angriffe von sozialdemokratischer Seite unterschied Thälmann sich nicht von Heinz Neumann. Er teilte im stillen aber mit Sicherheit nicht dessen optimistische Prognose: „Das Geschrei der Sozialdemokraten wird überhaupt nur so lange einen Widerhall finden, bis der Wahlkampf eröffnet ist, d. h. ein paar Wochen. Dann treten die entscheidenden politischen Fragen in den Vordergrund, dann gibt es Wahlversammlungen im ganzen Land, aber keine Diskussion darüber, wer an den Neuwahlen ‚Schuld hat'." So im Sekretariatsbrief (siehe Anm. 98; Bl. 24). – Zur Kontroverse um die Stalin-Rede vgl. etwa W. Oscar, Die Sozialdemokratie zu Stalins Rede, in: Inprekorr, Nr. 71 vom 21. Juli, S. 1579–1581. – Thälmann räumt in diesem Zusammenhang Schwächen der Parteiarbeit ein. Sie gelten ihm als „ein Beweis dafür, wie geistesschwach unsere Partei manchmal ist". Protokoll (siehe Anm. 103), Bl. 67 f.

109 Vgl. Protokoll (siehe Anm. 103), Bl. 7 und Bl. 10.

Unterbewußtsein allerdings rächte sich dafür mit einem sprachlichen Störmanöver hinterhältigster Art: „Wir sind der Meinung", ließ es ihn sagen, „daß es unsere Pflicht natürlich war, auch unsere Partei, was Schwierigkeiten sind gegenüber den Angriffen der Sozialdemokratie, die kommen werden, weil sie zitieren werden unsere Stellungnahme beim Volksbegehren, weil sie zitieren werden die politische Haltung der Landtagsfraktion, die ja damals unsere Haltung war, unsere Redner vielleicht und andere Tatsachen, sie jetzt stellen werden in der sozialdemokratischen Presse, besonders um damit uns in diesem Maßstabe die bezeichnete Form der Beteiligung am Volksentscheid zu diskreditieren. Aber Genossen, auch diese verhältnismäßig geringfügigen Argumente, die überzeugend wirken, können nicht davon Abstand nehmen, um im Schlepptau dieser Bewegung mitzulaufen, denn wir dürfen die Fragestellung nicht vergessen, daß wir ja für Auflösung des Landtags sind und auch im Parlament die Frage, wenn nicht besonders sachliche Deklarationen vorliegen, die uns zu einem bestimmten politischen Klassenbekenntnis zwingen, wir auch mit dieser Front für die Auflösung des Landtages eingetreten sind."[110] Wenigstens parteiintern war damit nahezu alles restlos geklärt.

Bei der politischen Konkurrenz indessen durfte man raten: Was hatte die „ZK-Pfaffen der KPD" eigentlich zu ihrem „Geniestreich" bewogen? Stand dahinter letztlich die Unfähigkeit zu jeder revolutionären Tat? Waren sie deshalb auf diesen herostratischen Wahnsinn verfallen? Oder handelte es sich bei diesem „selbstmörderischen Narrenstreich" gewissermaßen um die Glanz-„Leistung einer politischen Ferienvertretung", der die pure Angst vor einem Verbot der Partei ihr kurzschlüssiges Handeln diktierte?[111] Hierüber ließ sich geteilter Meinung sein, zur taktischen Grundkonsequenz hingegen erübrigte sich jede Debatte. Mit ihrer „Riesendummheit", konstatierte „Einpeitscher" Ernst Heilmann, im Preußischen Landtag Chef der SPD-Fraktion, hatten die Kommunisten selbst der Sozialdemokratie „eine tödliche Waffe gegen ihre Demagogie in die Hand gedrückt", und diese Waffe galt es nun rücksichtslos zu nutzen. Insoweit ging auch Friedrich Stampfer mit Heilmann völlig konform. Viel zu lange schon sah die Partei sich in eine Verteidigungsstellung gedrängt. Jetzt eröffnete sich ihr eine glänzende Möglichkeit, die Defensive zu verlassen und *zur Offensive* überzugehen. Jetzt mußte abgerechnet werden mit jenen Schaumschlägern und Parolenschustern, die die Einheit der Arbeiterbewegung zerstört hatten, *um vor dem Faschismus zu kapitulieren! Eine heilige Wut* mußte jetzt jeden Genossen und jede Genossin packen angesichts dieses *Kotaus der Weltrevolutionäre vor Hitler-Hugenberg,* angesichts dieses *schmutzigsten Arbeiterverrats der Weltgeschichte.* Jetzt mußten sie ihre vornehmen Manieren zum Teufel schicken und den Kampf gegen den Feind im Innern der Arbeiterbewegung, den Kampf *gegen den schlimmsten Arbeiterfeind, den Kommunismus,* auf der ganzen Linie aufnehmen, mußten als Ankläger gegen den kommunistischen Arbeiterverrat auftreten – in Haus und Betrieb, auf der Straße, in der Stadtbahn, allüberall, wo immer sich Gelegenheit dazu bot.[112]

110 A. a. O., Bl. 79 und Bl. 87.

111 Vgl. Jllo. (d. i. Ernst Heilmann), Stillhaltekonsortium, in: Das Freie Wort, Jg. 3 (1931), H. 31 vom 2. August, S. 1–4; Belege S. 1, S. 2 und S. 2 f. – Hinter dem Stahlhelm!, in: Vorwärts, Nr. 339, Morgenausgabe vom 23. Juli.

112 Jllo., Stillhaltekonsortium (siehe Anm. 111), S. 1 und S. 2. – Rote Fahne, Nr. 157 vom 7. August: Ein Großverdiener führt den SPD-Kampf gegen roten Volksentscheid. Die schmutzigen Finanzgeschäfte des Heilmann („Er kann neben Braun und Severing mit Fug und Recht als der Einpeitscher der Preußenpolitik

Der „Vorwärts" hielt sich bereits daran, auch „unter Verzicht auf jede falsche Vornehmheit". Er ließ „die KPD mit vollen Hosen hinter dem Stahlhelm" herlaufen und stellte die Frage, ob die kommunistischen Arbeiter etwa mitzulaufen gedachten. „Bumbum trara", die schwarzweißroten Fahnen vorneweg, dann die braunen Hemden und Hakenkreuze – „Deutschland erwache! Juda verrecke!" – dahinter, angeführt von einem etwas watschelnden Hugenberg, das Zivil, und „Bumbum trara", wer kam denn da noch, ja konnte man denn seinen Augen und seinen Ohren noch trauen? „Da kommt *die rote Fahne mit dem Sowjetstern,* da kommen die Schalmeienbläser der Weltrevolution. Da kommt Teddy *Thälmann,* General der Kavallerie, und *Pieck* und *Torgler* und *Münzenberg* mit ‚Heil Moskau!' und ‚Rot Front!'" Dieser *„politische Karnevalszug"* – trieb sein Anblick nicht auch ihnen die Schamröte ins Gesicht? Sie, die sich in einen „sturen, stumpfen, blinden Haß" *gegen die Sozialdemokratie* hatten hineinhetzen lassen, „weil die Sozialdemokratie, dem Zwang der politischen Umstände folgend, *Koalitionspolitik*" trieb, was sagten denn sie dazu, „daß man jetzt sie selber als *Koalitionsgenossen der Hugenberg, Hitler, Seldte und Düsterberg* gegen ihre sozialdemokratischen Klassengenossen zu hetzen" versuchte. Glaubten sie etwa, sie könnten bei der *„Durchführung des Volksentscheides den sozialdemokratischen Arbeitern die Bruderhand"* reichen, wie ihnen das ihr Zentralkomitee mit seiner wunderbaren Logik weiszumachen versuchte, wenn diese Bruderhand „fest den Stimmzettel für den Stahlhelm, für die kaiserlichen Generäle und die Hohenzollernprinzen umklammert" hielt? Wenn sie sich nicht abwandten vom Treiben der Kommunistischen Partei, würden sie mit ihr am „Schandpfahl der Geschichte" landen, angeprangert „in aller Nacktheit" als „Schrittmacher und Lockspitzel für den Faschismus", und millionenfach würde sich „der Schrei der Arbeitermassen erheben: *Verbündete der Reaktion!*"[113]

„Von Stalin zum Stahlhelm", „Stahlhelmisten!", „Die KPD für das blutgierige faschistische Regime" – über die „albernen Verleumdungen" der sozialdemokratischen „Pressemeute" zeigten die „Arbeiterbetrüger vom Bülowplatz" sich erhaben. Es war ja nichts anderes als „Panik in den Büros und Redaktionsstuben der SPD", die sich hinter der „plumpen Hetze" etwa des „Vorwärts" verbarg. Da sprach doch aus jeder Zeile „die bleiche Furcht". Das „Organ des Sozialfaschismus" überschlug sich geradezu vor Angst, und diese „schlotternde Angst in der ‚Vorwärts'-Redaktion" ließ sich durchaus verstehen. Sie fürchteten um „die Pfründen jener besserbezahlten Oberschicht von sozialdemokratischen Funktionären", aus der „die soziale Hauptgrundlage ihrer sozialfaschistischen Politik" bestand. Deshalb heulte diese Meute jetzt so auf „wie von der Peitsche getroffen" und beschimpfte die Kommunisten „in ekelerregender Weise".[114] Im Grunde

[Forts. von Anm. 112]
der SPD betrachtet werden."). – Hinter dem Stahlhelm! (siehe ebenfalls Anm. 111); 80 000 greifen an!, in: Vorwärts, Nr. 351, Morgenausgabe vom 30. Juli („Ein *Alter* schreibt uns"). – Auf das Verhältnis zwischen Heilmann und Stampfer wird in einem späteren Kapitel einzugehen sein.

113 Vorwärts, Nr. 351 und 339 (siehe Anm. 112 und 111). – Kampfruf der Kommunistischen Partei an das werktätige Volk in Stadt und Land, in: Rote Fahne, Nr. 147 vom 24. Juli; Regierung des Mondes. Der geistige Bankrott der Kommunistischen Partei, in: Vorwärts, Nr. 342, Abendausgabe vom selben Tage. – Am Schandpfahl der Geschichte, in: Vorwärts, Nr. 349, Morgenausgabe vom 29. Juli; Nach Mussolinis Muster, in: Vorwärts, Nr. 340, Abendausgabe vom 23. Juli; Nr. 349.

114 Vorwärts, Nr. 342, Abendausgabe vom 24. Juli, Schlagzeile: Von Stalin zum Stahlhelm. Das kommunistische Aufgebot für Prinz Auwi *(„Sie sind nicht mehr Stalinisten, sondern Stahlhelmisten!")* – Vorwärts,

lohnte es nicht, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Im Grunde hatte man bloß noch eine Bitte an sie: „Fahrt nur so fort! Bellt und lügt noch stärker, wenn das überhaupt möglich ist! Jagt mit euren Fälschungen eure letzten Leser und Mitglieder weg!" Es mit einer solchen Abfertigung bewenden zu lassen, war einem leider nicht vergönnt. Die „verzweifelte Verleumdungsflut aus der Gosse des ‚Vorwärts'" ging einem denn doch so sehr gegen den Strich, daß der dumpfe Drang die Oberhand gewann, die „Herren" vom „Fälscher-‚Vorwärts'" nicht mehr nur durch die „Tatsachen ohrfeigen" zu lassen. „Arbeiter, Erwerbslose", forderte man schließlich genervt, „stopft diesen Lügnern, die die Kommunistische Partei als ‚schlimmsten Arbeiterfeind' zu denunzieren wagen, mit diesen Tatsachen ihr Lästermaul."[115] Die Adressaten ließen sich das nur zu willig gesagt sein. „In ihrer ohnmächtigen Wut", berichtete alsbald das Haßobjekt, schleuderten „sie zur Abwechslung wieder einmal *Pflastersteine gegen die Scheiben der ‚Vorwärts'-Filialen*". Gewalt gegen Sachen – dabei blieb es nicht. Schon sorgten auch die Schlagringe der Prügelhorden für eine weitere Belebung im politischen Meinungsstreit.[116] Heinz Neumanns Rechnung ging zunehmend auf. Am grünen Strand der Spree begann die Luft wieder eisenhaltig zu werden.

An der schönen blauen Donau spürten sie nichts davon. Wien, das sich rühmte, „die einzige Millionenstadt" zu sein, „die von Sozialisten verwaltet" wurde,[117] kehrte als Gastgeberin der Arbeiterolympiade wie auch der Arbeiterinternationale ihre beste Seite hervor. Die Metropole hatte Rouge aufgelegt. Neben dem Weiß-Rot der städtischen Flagge, das selbst die Wagen der Straßenbahn schmückte, leuchtete es zumal in den proletarischen Außenbezirken den Gästen als Gruß des Willkommens entgegen. „Wien ist heute *die rote Stadt*", lobte denn auch SAI-Präsident Emile Vandervelde, *„Wien ist das Bollwerk der sozialistischen Demokratie gegen den Osten."* Bürgermeister Karl Seitz, vom Schicksal nicht gerade verwöhnt – „wir Wiener haben eben wenig Glück in der Welt" – zeigte sich zutiefst berührt. „Das Weltparlament der Arbeit", dankte er prompt, „schreibt

[Forts. von Anm. 114]
Nr. 340 (siehe Anm. 113, unten). – Rote Fahne, Nr. 147 (siehe Anm. 113), Artikel: Roter Volksentscheid – rote Offensive; Nr. 151 vom 29. Juli, Genosse Pieck in Neukölln. – Vorwärts, Nr. 351 (siehe Anm. 112). – Rote Fahne, Nr. 149 vom 26. Juli (Artikel: Ruten und Beile oder Hammer und Sichel?); Nr. 146 vom 23. Juli (Artikel „Belastung für das Rettungswerk Brünings"); Nr. 148 vom 25. Juli (Artikel: Jawohl, roter Volksentscheid!); Nr. 147 (siehe Anm. 113; Artikel: Roter Volksentscheid – rote Offensive); Nr. 151 (siehe oben); Nr. 152 vom 30. Juli, Kommentar: Links oder faschistisch?

115 Rote Fahne, Nr. 156 vom 6. August, erste Seite, rechte Spalte. – Nr. 147 (siehe Anm. 113; Artikel: Roter Volksentscheid – rote Offensive); Nr. 153 vom 31. Juli, Artikel: Hierüber diskutiert heute überall. Tatsachen ohrfeigen die Fälscher in der „Vorwärts-Redaktion.

116 Vorwärts, Nr. 354, Abendausgabe vom 31. Juli, erste Seite, rechts unten. – Nr. 353, Morgenausgabe vom selben Tage: Sie überfallen Sozialdemokraten! Kommunistische Schlägerkolonnen gegen sozialdemokratische Arbeiter. Saalschlacht in der Wohnstadt Carl Legien; hierzu Rote Fahne, Nr. 154 vom 1. August: Schufo-Überfall von SPD kommandiert. Das Bonzenrollkommando – Ohnmächtige Wut über den Zustrom der SPD-Arbeiter zur roten Front – Augenzeugen berichten [...]; „Auch als aus der Mitte des Reichsbanner-Rollkommandos gebrüllt wurde: ‚Die kommunistischen Führer liegen jeden Tag besoffen in Wannsee', geschah nichts. Verbissen, mit den Fäusten in der Tasche blieben die Arbeiter zitternd vor Erregung auf ihrem Platz." – Ebenfalls in Nr. 353 des „Vorwärts": „Jetzt machen wir dich kalt!" Kommunistischer Überfall auf Reichsbannermann.

117 So Bürgermeister Karl Seitz in seinen Begrüßungsworten auf der Internationalen Frauenkonferenz: Vorwärts, Nr. 343, Morgenausgabe vom 25. Juli.

dieser kapitalistischen Welt ein Menetekel an die Wand." Innerhalb des Rahmenprogramms wurde damit noch am selben Abend begonnen. Ein „Festspiel der Viertausend", das den Sturz der Kapitalmacht und den Sieg der sozialistischen Arbeiterbewegung symbolisierte, löste im Sportstadion jubelnden Beifall aus. Hinterher zog ein „herrlich anzuschauender Fackelzug" durch das Spalier von Hunderttausenden dem festlich beleuchteten Rathaus entgegen.[118] So richtig los ging es aber erst am folgenden Morgen.

Wer das miterleben durfte, würde es niemals vergessen: als Auftakt um 8 Uhr bereits die Vorbeifahrt der Motorräder – zuerst die mit Beiwagen, viele Tausende, in Viererreihen, in Sechserreihen dahinter die Einzelmaschinen, schließlich die Radfahrer in Achterreihen – „proletarische Kavallerie". Fanfarenklänge, Marschmusik – in Zehner-, Zwölfer- und Vierzehnerreihen rücken Kolonne um Kolonne die einzelnen Sportgruppen heran, Sturmfahnen wehen. Als der kühle Morgen bereits einer sengenden Hitze gewichen ist, marschieren die Gruppen der ausländischen Olympiateilnehmer an der Kongreßtribüne vorbei, Heilrufe auf die Internationale erschallen. „Nun aber Trommel- und Pfeifenklang. Alles auf der Tribüne erhebt sich": die Reichsdeutschen kommen, 30000 Arbeitersportler „beiderlei Geschlechts, in tadelloser Ordnung auch beim Halten, auf der Stelle tretend, sangesfreudig", grüßen ihre unausgesetzten Sprechchöre die Internationale ebenso wie das rote Wien – da ist „des Staunens und Fragens der ausländischen Genossen kein Ende". Aber selbst dieser Höhepunkt wird bald darauf übertroffen: Mit Vorarlberg beginnend, ziehen, länderweise gegliedert, die Österreicher heran, dazu immer wieder, musterhaft ausgerichtet, Abteilungen des Republikanischen Schutzbundes, dieser „Abwehrtruppe des deutsch-österreichischen Proletariats", in militärischem Schritt, die Augen rechts nach der Tribüne gewendet. So zieht es sich hin, Stunde um Stunde, bis dann zuletzt, „man kann es nicht anders sagen als mit ehernem Ernst", einige Bataillone des Schutzbundes in Kompaniebreite heranrücken, für die große Sache kampfentschlossen und opferbereit, und ihr Führer dem Parteivorsitzenden militärische Meldung erstattet.[119]

Sie „war ein überwältigendes Bild", diese „Heerschau des internationalen Proletariats", war ein Bild der „Kraft und Entschlossenheit", war ein imposantes Schauspiel, das nicht nur manchem der Veteranen die Tränen ins Auge trieb. „Wir alle haben die Zusammengehörigkeit der Arbeiterschaft der ganzen Welt gefühlt", beteuerte Otto Wels, „und fester als je sind geschmiedet unsere Kräfte, unser Wille zur Tat." Der alte Bracke vermeinte sogar, schon eine „Bürgschaft für die Zukunft und den Sieg unseres gemeinsamen Kampfes" zu sehen. Da nahm sich Stampfers außenpolitischer Intimus Victor Schiff denn doch die Freiheit der entschieden anderen Meinung heraus. In aller Öffentlichkeit gestattete er es sich, von „einer etwas irrealen" Kongreßatmosphäre zu reden.[120]

118 Der Kongreß in der „Roten Stadt", in: Vorwärts, Nr. 345, Morgenausgabe vom 26. Juli; die Zitate aus der Eröffnungsrede Vanderveldes oben in der übersetzten Fassung des „Vorwärts"; vgl.: Vierter Kongreß der Sozialistischen Arbeiter-Internationale. Wien, 25. Juli bis 1. August 1931. Berichte und Verhandlungen, Zürich 1932, (künftig zitiert: 4. Kongreß), S. 433; Seitz dort S. 443. – Das Wiener Festspiel, in: Vorwärts, Nr. 345; Großer Tag der Olympiade, in: Nr. 346, Abendausgabe vom 27. Juli.

119 Großer Tag der Olympiade (siehe Anm. 118).

120 A. a. O. – Wilhelm Dittmann, Erinnerungen. Bearbeitet und eingeleitet von Jürgen Rojahn, 3 Bde., Frankfurt am Main und New York 1995; Bd. 3, S. 974. – Vorwärts, Nr. 347, Morgenausgabe vom 28. Juli 1931,

Gänzlich anders noch machte das Empfinden einer gewissen Unwirklichkeit seinem kommunistischen Berufskollegen Oscar zu schaffen. Oscar, Berichterstatter der „Inprekorr", wußte sich in der Bringeschuld, fühlte sich aber auf fatale Weise zahlungsverlegen. Von Arbeitssitzung zu Arbeitssitzung mehr meinte Oscar auf der falschen Veranstaltung zu sein. Darüber, wie die Arrangeure des Kongresses zu operieren gedachten, hatte es ja doch hinreichend Aufschluß gegeben. Man brauchte da nur an die vorbereitenden Parteitage in der Tschechoslowakei, in Polen, Frankreich und in Deutschland zu denken. Sie alle hatten mehr denn je im Zeichen der verschärften Hetze gegen die Sowjetunion gestanden. Die Fortsetzung eben dieser Linie hatte man ohne jedes Risiko vorhersagen können: der Kongreß würde „unausbleiblich zum Schauplatz zügelloser Angriffe auf die Sowjetunion" werden, zumal dies ja auch „eine absolut gesetzmäßige Erscheinung" war. Das Fehlen des Themas UdSSR auf der Tagesordnung? Was sollte denn das schon besagen – man kannte sie doch, die Machinationen der „Herren Sozialdemokraten". Die Frage der Sowjetunion würde gleichwohl in der gesamten Diskussion die Zentralfrage sein.[121]

So hatten sie es in der Mochowaja festgelegt, und nun sollte der Genosse Oscar darüber berichten. Er hatte seine liebe Not damit. „Die Sowjetunion, das leuchtende Beispiel der Erfolge der revolutionären Methode, den Gegenstand ihres konzentrierten Hasses, ziehen die meisten vor, überhaupt nicht zu erwähnen", vermeldete er leicht irritiert bald nach Beginn des Kongresses, hieß seine Parteioberen jedoch hoffen: „Es wird, es muß aber noch kommen. Es wird aller Wahrscheinlichkeit nach kommen im Bericht Otto Bauers, des geriebensten unter den sozialdemokratischen Demagogen, der diese ‚heiklen' Materien mit dem notwendigen Geschick zu behandeln verstehen wird. Es wird kommen in den Reden der Menschewiki selbst, zu denen auch die anderen Stellung nehmen werden." Es kam dann wirklich, doch kam es schon wieder ein weiteres Mal anders. *„Sie hielten sich die ganze Zeit in der Defensive"*, fiel Oscar „während des ganzen Verlaufes des Kongresses auf". Den „Ausdruck ihres Hasses gegen das Land der siegreichen Revolution und des sozialistischen Aufbaues" sah er „auf ein Mindestmaß reduziert". Nicht einmal dem „Führer der russischen Menschewiki, *Dan,* der in der Rednerliste bereits stand", hatten die „anwesenden Auguren" gestattet, das Wort zu ergreifen,[122] sondern lediglich seinem Mit-„Häuptling" Abramowitsch als Trostpreis einen temporären Sitz im Tagungspräsidium gewährt. Und Abramowitsch, nun was hatte der denn schon anderes getan als sich ausgegreint.

[Forts. von Anm. 120]
Bracke und Wels; vgl. 4. Kongreß (siehe Anm. 118), S. 448 f. – Victor Schiff, Die Internationale ist mit uns solidarisch, in: Das Freie Wort (siehe Anm. 111), H. 32 vom 9. August, S. 3–6; Zitat S. 4.

121 Vgl. P. R. Dietrich, Wien – Hamburg – Marseille – Brüssel – Wien. Die Zweite Internationale und der Interventionskrieg gegen die Sowjetunion, in: Inprekorr, Nr. 70 vom 17. Juli, S. 1565 f.; siehe dort S. 1566. – Der internationale Kongreß der Doktoren des Kapitalismus, in: Iswestija, Ausgabe vom 30. Juli 1931, hier zitiert nach Inprekorr, Nr. 75 vom 4. August, S. 1704. – W. Knorin, Zum Wiener Kongreß der Sozialfaschisten, I. Die Phrasen der Kriegsbekämpfung und die Praxis der Vorbereitungen zum Kriege gegen die Sowjetunion, in: Inprekorr, Nr. 66 vom 7. Juli, S. 1479 f.; Beleg S. 1480. – W. Oscar, Der Auftakt zu Wien, in: Inprekorr, Nr. 72 vom 24. Juli, S. 1607 f.; S. 1607 (Herren Sozialdemokraten).

122 Ders., Der Kongreß der moralischen Kriegsrüstung. Die ersten „Arbeitssitzungen", in: Inprekorr, Nr. 74 vom 31. Juli, S. 1659 f.; Zitate S. 1659. – Ders., Der Kongreß der II. Internationale, in: Inprekorr, Nr. 75 (siehe Anm. 121), S. 1681 f.; Zitate S. 1682; ebd., S. 1698: Der organisierte Massenbetrug (Auguren).

„Genossinnen und Genossen!" hatte er vor dem Plenum sein Herz ausgeschüttet. „Wir wissen, es ist für euch keine leichte Sache, eure Stellung zu den Vorgängen in Rußland zu bestimmen. Auch für uns russische Sozialdemokraten, für jeden einzelnen von uns, ist unsere Stellungnahme das Resultat schwerer innerer Kämpfe, ich möchte mir zu sagen erlauben, innerer Tragödien. Es hat sich eine einzigartige Situation für die Sozialisten in Rußland ergeben, die es unendlich schwer macht, eine richtige Taktik auszuarbeiten. Wenn ihr in euren Ländern mit einem Privatkapitalismus zu tun habt, der von einer Bourgeoisie, von einer bürgerlichen Klasse geleitet und organisiert wird, so haben wir es in Rußland mit einem Staatskapitalismus zu tun, der von einer Diktatur geleitet wird, die aus der Revolution selbst hervorgegangen ist. Wie leicht ist es, hier die Orientierung zu verlieren, wie leicht ist es, links und rechts, Revolution und Konterrevolution, Sozialismus und Kapitalismus zu verwechseln. Wie schwer ist es, eine Taktik zu finden, die die Grundsätze des Sozialismus vereinbaren soll mit der Sorge um die Zukunft der Revolution und der Arbeiterklasse in Rußland! Um so glücklicher bin ich, festzustellen, daß, wenn auch in diesen prinzipiellen und taktischen Fragen Meinungsverschiedenheiten in der Internationale vorhanden sind und vorhanden sein müssen, die sozialistische Internationale in ihrer überwältigenden Mehrheit einmütig gegen das Terrorsystem, gegen den Terrorismus der gegenwärtigen Herrscher in Rußland auftritt."

Mit lebhaftem Applaus hatte das Auditorium ihn begrüßt – jetzt fand es sich nur noch zu höflichem Beifall bereit.[123] Was aus dieser Ecke so daherkam, stimmte offenbar mit dem Zeitgeist nicht mehr voll überein. Die Menschewiki ließen es sich eine Lehre sein. Der Internationale „in ihrer gegenwärtigen Gestalt", streuten sie aus, fehle jegliche Kompetenz, „das russische Problem in seinem ganzen Umfang zu behandeln und zu entscheiden". Hiergegen mußte SAI-Sekretär Friedrich Adler denn doch nachdrücklich Einspruch erheben. Mit dieser Frage „allerersten Ranges" hatte der Kongreß sich nur aus einem einzigen Grund nicht befaßt: „weil sie zur Behandlung noch nicht reif war". „Das Problem, das Sowjetrußland jetzt bietet", versicherte er, war ja doch ein gänzlich „*neues* Problem, das mit den Problemen des ersten Jahrzehnts seiner Existenz durchaus nicht identisch ist. Wir sehen, daß sich innerhalb der Reihen der Sozialisten sehr verschiedene Anschauungen geltend machen und daß diese Differenzen auch unter den marxistischen Theoretikern bestehen." Ein Kongreßbeschluß konnte in einer solchen Lage nicht helfen. In einer solchen Lage mußte man als Sozialist „den Mut aufbringen, einzubekennen, daß wir über neue Ereignisse, neue Situationen erst zur theoretischen Klarheit kommen müssen, bevor wir bindende Beschlüsse für unsere Stellungnahme zu fassen vermögen."[124]

In Moskau rieben sie sich die Hände. Mit dem „Hetzdelirium", das man sich von Wien erhofft hatte, war es ja leider Essig gewesen. Das „Schauspiel für Götter" jedoch, das man den Genossen in Aussicht gestellt hatte, war es das nun geworden oder war es das etwa nicht? Die Politartisten der II. Internationale zerstritten und verunsichert auf dem Hochtrapez – und dazu ihr Chefkomödiant Emile Vandervelde in tragender Rolle der neuesten

123 Im Zeichen der Antisowjethetze. Die Debatte zum Referat Otto Bauers, in: Inprekorr, Nr. 77, S. 1737–1739; S. 1737: „der berüchtigte menschewistische Häuptling". – 4. Kongreß (siehe Anm. 118), S. 533 f.

124 Vgl. Friedrich Adler, Das Stalinsche Experiment und der Sozialismus, in: Der Kampf, Jg. 25 (1932), H. 1, S. 4–16; Zitate S. 4.

Hamlet-Version: Eine Denkpause ist alles. Weiß Gott, Freund Oscar hatte das zweifellos richtig gesehen. „Es dürfte tatsächlich – in Anbetracht der kommenden Ereignisse – der letzte Kongreß der II. Nachkriegsinternationale" gewesen sein.[125]

125 Rote Fahne, Nr. 97 (siehe Anm. 100; dort in der RGO-Werbung: Hetzdelirium) – W. Knorin, Zum Wiener Kongreß der Sozialfaschisten, II. Die Phrasen des „Kampfes gegen den Faschismus" und die sozialfaschistische Praxis, in: Inprekorr, Nr. 67 vom 10. Juli, S. 1503 f.; S. 1503: „Das wird wirklich ein Schauspiel für Götter werden, wenn die ganze Sozialdemokratie, nach dem Beispiel Otto Bauers, *die Knechtung der Massen durch die Imperialisten als ein Stück Sozialismus erklären wird.*" – Abrüstungsphrasen und Interventionshetze. Die Programmrede Vanderveldes, in: Inprekorr, Nr. 73 vom 28. Juli, S. 1653 f.; S. 1653: „Der alte Komödiant spielte diesmal den Hamlet. Ihm ist die Welt aus den Fugen gegangen." – W. Oscar, Der Kongreß der II. Internationale (siehe Anm. 122), S. 1682.

Ein weiterer Brief von Rosa Luxemburg und Ergänzungen zu einem Karl-Liebknecht-Brief*

Von Ute Speck

Die Sammlung der Briefe von Rosa Luxemburg ist unter dem Gesichtspunkt der Abgeschlossenheit ein aussichtsloses Unternehmen. Der bisherigen fünfbändigen Ausgabe[1] wurde 1993 ein sechster Band[2] hinzugefügt, der die den Herausgebern bekannten Unvollständigkeiten tilgte, indem vorliegende, aber aus diversen Gründen früher für nicht geeignet gehaltene Briefe doch veröffentlicht wurden.

Hier soll ein weiterer, immer noch nicht im neuen Briefband enthaltener Brief von Rosa Luxemburg vorgestellt und durch einige Überlegungen dazu ergänzt werden, ob die Wirren um Briefe von Rosa Luxemburg[3] nicht zum Genre Brief gehören.

Karl Liebknechts Briefe an seine Frau und seine Kinder wurden bereits 1919 herausgegeben.[4] Sophie Liebknechts Autorität – sie unterstützte die Herausgabe – sicherte dem Band seine Unangefochtenheit; die Briefe wurden in der einmal erreichten Form nachgedruckt.[5]

Einer der Grundzüge von Briefen ist ihre Privatheit, ihre Adressierung an einen Korrespondenten. Die Briefe von Rosa Luxemburg behielten ihre Privatheit so entschieden wie ihren Charakter eines Geschenks an Freunde oder Freundinnen. Der Brief, der hier öffentlich gemacht werden soll, wurde von Rosa Luxemburg in der Zeit des Ersten Weltkriegs verfaßt, während der wenigen Monate, die sie nicht in Haft verbrachte. Rosa Luxemburg schrieb einen Ermutigungsbrief an ihren Anwalt Dr. Kurt Rosenfeld:[6]

* Die Originale befinden sich in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung, D-10772 Berlin: Brief Rosa Luxemburgs an Kurt Rosenfeld vom 1. 2. 1915, in: Sammlung Darmstaedter, Luxemburg, Rosa, 21 1918 (20); Brief Karl Liebknechts an Sophie Liebknecht, Luckau (Lausitz), den 11. 12. 1916, in: Sammlung Darmstaedter, Liebknecht, Karl, 21 1919 (20), Brieffragment. Die hier publizierten Schreiben Kurt Rosenfelds an Ministerialrat Finkelnburg vom 2. 2. und 31. 10. 1921 befinden sich ebenfalls in: Sammlung Darmstaedter, Rosenfeld, Kurt, 21 1918 (20), 2. 2. und 31. 10. 1921. Die Publikation der Briefe erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz.

1 Rosa Luxemburg. Gesammelte Briefe. Hrsg. von Annelies Laschitza und Günther Radczun, 5 Bde., Berlin [DDR] 1982–1984.

2 Rosa Luxemburg. Gesammelte Briefe. Hrsg. von Annelies Laschitza, Bd. 6, Berlin 1993.

3 Die unterschiedlich bedingten Schwierigkeiten werden u. a. von Annelies Laschitza im Vorwort von Bd. 6 der Briefausgabe, a. a. O., S. 1*–20*, beschrieben.

4 Karl Liebknecht. Briefe aus dem Felde, aus der Untersuchungshaft und aus dem Zuchthaus. Hrsg. von Franz Pfemfert, Berlin 1919.

5 Vgl. Karl Liebknecht. Gedanken über Kunst. Schriften, Reden, Briefe. Hrsg. von Marlen Michailowitsch Korallow, Dresden 1988. In dieser neuesten Ausgabe wird der von Pfemfert herausgegebene Band von 1919 als Vorlage benutzt.

6 Dr. Kurt Rosenfeld (1877–1943) war SPD-Mitglied, Stadtverordneter in Berlin, später Mitglied der USPD, von 1920 bis 1932 Mitglied des Reichstags für USPD, SPD und SAP, Preußischer Justizminister.

1. 2. 19[15]

Lieber Kurt! Als Ihr Brief vorgestern Abend kam, ging ich gerade zur Bahn, um die Klara[7] abzuholen. Da sie sehr invalid ankam (Zeigefinger an der rechten Hand schlimm) u. ich gestern den ganzen Tag um sie zu thun hatte, so komme ich erst heute dazu, Ihnen zu schreiben. Ihre verzweifelte Stimmung ist mir sehr begreiflich, aber Sie müssen sie bekämpfen, man muss Alles, wie es im Leben kommt, heiter nehmen. Das ist wenigstens meine Devise. Meinerseits will ich Ihnen oft schreiben; übrigens sagte mir Martha[8] gestern Abend, dass Sie schon in einigen Tagen umzusiedeln gedenken!?

Das Neueste: Karl[9], der gestern früh eingezogen war und nach Posen ging, kam schon um 4 Uhr als „überzählig" zurück, entlassen „auf unbestimmte Zeit". Er war natürlich pudelwohl und wir auch. Inzwischen geht die Hetze gegen ihn weiter los, übrigens auch gegen uns alle. Jeden Tag erscheint in der Presse (H. Echo[10], Chemn. V.[11], Stuttg. Tagw.[12] etc.) ein fulminanter Artikel von Lensch[13], Scheidemann[14], Cohen[15] usw., um die Störenfriede und auch den Vorwärts (!!) abzukanzeln. Ich werde Ihnen in den nächsten Tagen diesen Blumenstrauss schicken, brauche ihn aber vorläufig zur Arbeit.

Franz[16] wurde wiedereinmal schwankend, aber nun wollen wir die Sache definitiv machen. Allerdings ist mir die Anwesenheit Klaras nicht besonders förderlich für die Arbeit. Morgen Fraktionssitzung, d. h. Hetze gegen Karl als Contrecoup der Ledebourschen[17] Aktion gegen Südekum[18].

Notabene über diesen letzteren ein neuer Skandal. Das Pressebureau verbreitet seine eigene Erklärung, wonach er neulich auf Wunsch der Regierung in einem französischen Gefangenenlager einen Vortrag hielt, um den Franzosen nachzuweisen, dass die Haltung Liebknechts nicht die der deutschen Sozialdemokratie sei. Haben Sie Töne?

Den Vorw. kriegen Sie wohl u. ersehen daraus, dass die ehemaligen Wünsche der Generalkommission, um die wir in der Presskomm. u. dem

7 Klara: Clara Zetkin.
8 Martha: Marta Rosenbaum, Mitglied der SPD, ab 1917 Mitglied der USPD.
9 Karl: Karl Liebknecht.
10 „H. Echo": *Hamburger Echo* – sozialdemokratische Tageszeitung.
11 „Chemn. V.": *Volksstimme* – sozialdemokratische Tageszeitung, erschien seit 1891 in Chemnitz.
12 „Stuttg. Tagw.": Hier ist wohl die *Schwäbische Tagwacht. Organ der Sozialdemokraten Württembergs* gemeint, die seit 1890 in Stuttgart erschien.
13 Lensch: Paul Albert Lensch, SPD-Mitglied, Journalist (u. a. *Leipziger Volkszeitung*), Mitglied des Reichstags (1912–1918).
14 Scheidemann: Philipp Scheidemann, SPD-Mitglied, Journalist (u. a. *Casseler Volksblatt*), Mitglied des Vorstands der SPD ab 1911, 1917/18 neben Friedrich Ebert Vorsitzender der SPD.
15 Cohen: Oskar Cohn, Rechtsanwalt, SPD-Mitglied, 1912–1918 MdR, ab 1917 Mitglied der USPD.
16 Franz (im Original gestrichen): Franz Mehring.
17 Ledebour: Georg Theodor Ledebour, Journalist (u. a. *Vorwärts, Sächsische Arbeiter-Zeitung*), SPD-Mitglied, 1900–1918 MdR, 1917 Mitbegründer der USPD.
18 Südekum: Albert Südekum, Journalist, SPD-Mitglied, (u. a. *Vorwärts, Leipziger Volkszeitung, Sächsische Arbeiter-Zeitung*), 1900–1918 MdR.

Zentralvorst. die heroischen Kämpfe führten, nunmehr völlig in Erfüllung gehen: der „V." bringt jeden Tag einen Kübel Unrat über uns aus den rechtsstehen[den][19] Blättern. Antwort dagegen wird natürlich nicht angenommen.

Was meinen Besuch bei Ihnen betrifft, so kann natürlich, solange die Klara hier ist, keine Rede davon sein. Und in einer Woche werden Sie wohl schon anderswo verpf[l]anzt[20] werden.

Versammlungen finden im übrigen fast täglich statt, überall dieselbe Stimmung. Levi[21] schreibt aus Frkf. dasselbe über die umliegenden Kreise, wo er immerzu reden muss. In Frkf. selbst hingegen halten noch Quarck[22], Wittrisch[23] und ähnliche Halunken das Zepter und führen einen heftigen Krieg gegen die Presskomm., die die Volksst. reformieren wollte. Leben Sie wohl und seien Sie herzl. gegrüsst auch von Klara und Franz. Ihre RL

So weit Rosa Luxemburgs Schreiben. Diesen Brief hat Kurt Rosenfeld zunächst in einem eigenen Brief vom 2. 2. 1921 dem Ministerialrat Dr. Finkelnburg im Justizministerium avisiert, von dem er um ein schriftliches Zeugnis Karl Liebknechts gebeten worden war. Der Brief von Rosa Luxemburg war nicht der gefragte, Rosenfeld formuliert: „Wenn ein Interesse daran besteht, könnte ich auch Schreiben Rosa Luxemburgs [...] beschaffen." Eine Verzögerung bei der Weitergabe entsteht, weil Sophie Liebknecht erst nach einiger Zeit auf Kurt Rosenfelds Anfrage reagiert; am 31. 10. 1921 schickt Rosenfeld beide Dokumente, einen Brief von Karl Liebknecht vom 11. 12. 1916 nach dessen Überführung in das Gefängnis in Luckau an seine Frau und das Schreiben von Rosa Luxemburg an ihn selbst, an den Beamten des Justizministeriums, mit der Bitte, sie der Staatsbibliothek zu übergeben.

Bei der von Franz Pfemfert 1919 veröffentlichten Fassung des Briefes von Karl Liebknecht handelt es sich um eine gekürzte Fassung des Gesamtbriefes. Randbemerkungen wurden zum größten Teil übergangen, nur selten in den Text eingefügt. Bei den Auslassungen handelt es sich zum einen um Nachbemerkungen Karl Liebknechts, aber auch um Zusätze, die nach Kodierungen aussehen, Anweisungen an politische Freunde sein können, die, aus jedem Zusammenhang gerissen, ihren Sinn verloren haben. – Auf jeder der vier Briefseiten sind solche Randbemerkungen beigefügt, sie werden hier, nach dem Originaltext der Briefseite, mit Beschreibung ihrer Anordnung auf der jeweiligen Seite zitiert. – Im Original unterstrichene Passagen sind durch Kursivdruck wiedergegeben.

19 „den" wurde ergänzt.

20 „l" wurde eingefügt.

21 Levi: Paul Levi, Rechtsanwalt, SPD-Mitglied, Angehöriger der Spartakusgruppe, ab 1918 KPD-Mitglied. Freund und Anwalt von Rosa Luxemburg, zusammen mit Rosenfeld ihr Verteidiger im Frankfurter Prozeß und im Revisionsprozeß von 1914.

22 Quarck: Max Quarck, Jurist, SPD-Mitglied, Journalist (u. a. *Volksstimme* in Frankfurt a. M., *Sozialistische Monatshefte*), 1912–1918 MdR.

23 Wittrisch: Richard Wittrisch, Journalist, SPD-Mitglied (u. a. *Sächsische Arbeiter-Zeitung, Offenbacher Abendblatt, Volksstimme* in Frankfurt a. M.).

Seite 1

11. Dezember 1916

Liebste!

Du könntest Donnerstag nicht kommen, weil du krank seiest – so wurde mir berichtet, als ich schon wusste, dass ich am nächsten Morgen wegkommen würde. Was fehlt dir? Bist du wieder gesund? Ich bin unruhig; hoffe aber, dass es nichts ernstes ist. Freilich[24] bleibts dabei, dass du dich nun bald einmal gründlich aussträngen musst.[25] Mein Transport ging sehr „diskret" von statten. 8^{00} ab Anhalter – D-Zug bis Ukro (Richtung Dresden); wenig über eine Stunde; in U. umsteigen – u. in rund einer Viertelstunde in Luckau, wo die Strafanstalt etwa ¼ Stunde vom Bahnhof an der Haupt-

Es folgt die nächste Briefseite.

Randbemerkungen Seite 1

Unter dem Briefdatum:

Übersieh bitte das Geschmier. Es kam mir Wasser drauf.

Am linken Rand:

Meinen Brief vom 7. – mit der Einlage betr. Mehring – bekamst du doch wohl?

Den folgenden Satz der Randbemerkung:

Vielleicht – ich hoffe es – werde ich von Zeit zu Zeit Zeitungen haben können, vielleicht die *Wochenausgabe des Berliner Tageblatts? Schick sie doch für alle Fälle her,* auch schon die vom 9. 12. an.

hat der Herausgeber leicht verändert als Postskriptum an das Ende der veröffentlichten Fassung des Briefes gesetzt. Den im Original folgenden Satz:

Ihr dürft mir jetzt gleich einmal schreiben. Ich wünsche euch allen schon jetzt alles Beste – auch zu Weihnachten und Neujahr.

hat der Herausgeber nicht übernommen.[26]

Auf dem Kopf stehende Randbemerkung unten:

An Käthe schrieb ich noch am Mittwoch.

Seite 2

strasse links gelegen ist (sofort erkennbares Gebäude). Diese Verbindung, mit der man bereits gegen 10 Uhr hier im Hause sein kann, werdet ihr auch benutzen müssen – bei Besuchen; nachmittags gegen 5 oder 6 kann man wieder in Berlin sein. Ich bin ganz wohl; keine Gedanken um mich! Zelle geräumig mit Kachelofen; grosse Fenster, die ich selbst öffnen kann. Tisch. Waschbecken, sogar Teller und Messer – ausser Gabel und Löffel. Nur eins fällt vorläufig schwer: das 11¼ bis 13¼ Stunden lange im Bett liegen; aber ich werds lernen und mich so dran gewöhnen, dass du 1920 deine Freude

24 „Freilich" wurde gestrichen, blieb aber lesbar.

25 Dieser Satz wurde in der Veröffentlichung Pfemferts ausgelassen.

26 Alle Unterstreichungen oder Akzentuierungen im Text sind aus dem Originalbrief übernommen.

dran haben sollst. Ich bin der „Schuh*fabrik*“ zugeteilt, arbeite aber in meiner Zelle – 14 Tage braucht nichts produziert zu werden, die nächsten 2 Wochen ⅓, die nächsten ⅔; dann – nach 6 Wochen Lehrzeit – volle Leistung.

Jetzt bin ich also Schuhmacherlehrling im Keimzustand. In der Freizeit (Sonntags; an den Werktagen in den Pausen) darf man lesen

Randbemerkungen Seite 2

Am oberen Rand, auf dem Kopf stehend:

Von den Geräten etc. aus der Arrestanstalt gehören *Rosa:* 1) die Rote Vase, 2) [unleserlich] Schaale. Die erstere schickt ihr doch; ihre Aehren vom Juni sind noch drin. Hast du denn deine monumentalen Distelköpfe wieder? Ich legte sie zurecht.

Am linken Rand:

Meine Sachen rubriziere[27] doch besser chronologisch; wenigstens scheint mirs praktischer, als die Ordnung nach Materien. Nun, überleg dirs und entscheide selbst. *Helmi*[28] soll unter deiner Anleitung weiter registrieren; aber mit Vorsicht – damit nichts zum Teufel geht; statt der No. 1–8 bzw. 8, soll er 6–13 bzw. 14 nehmen; 1–5 vorläufig auslassen. – Schreib, ob ihr euch durchfindet durch den Wust.

Zusätzliche Bemerkung am linken Rand:

Die *Daten* mag er *weg*lassen.

Seite 3

und schreiben. Die Anstaltsbibliothek scheint gute Sachen zu haben; wohl alle Klassiker. Das erste, was mir zulief, war – neben dem *sehr* beachtlichen Jeremias Gotthelf (Uli, der Pächter), Herrmann und Dorothea – mit der Elegie, aus der ich dir vor einigen Monaten schrieb:

„Weise denn sei das Gespräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Dás Jahrhúndert; wén hat das Geschick nicht ge*prüft*?“

Ich wies auf das Felsgewicht, das hier dem „Jahrhundert“ gegeben ist. In der hiesigen (Händel'schen) Ausgabe steht – sicher falsch –: „das Ende des Jahrhunderts“; solcher Härte und Eckigkeit[29] war Goethe nicht fähig.

Es besteht Aussicht, dass ich bald an meine eignen Bücher kann – natürlich nur sukcessive. Auch werde ich zum Schreiben eignes Papier[30]

27 „Rubriziere“: In dem Briefband von 1919 wird „Rubrizierungsarbeit“ an anderer Stelle als „Druck der Prozeßakten ‚Zuchthausurteil‘“ erklärt (Pfemfert, 1919, S. 53).

28 Helmi: Wilhelm Liebknecht, der älteste Sohn von Karl Liebknecht aus seiner ersten Ehe. Ob die Namen der Kinder als Decknamen verwendet werden, um Anweisungen Karl Liebknechts zu verschlüsseln, kann hier nicht geklärt werden.

29 „und Eckigkeit“: war gestrichen, ließ sich aber entziffern.

30 Karl Liebknecht schrieb auf einem Briefbogen der Haftanstalt Luckau, betitelt mit: „Königliche Strafanstalts-Direktion“, der mit Erklärungen zur Besuchsregelung und zu den Bedingungen des Schriftverkehrs der Häftlinge mit ihren Angehörigen versehen ist.

benutzen dürfen. Vielleicht schickst du in einiger Zeit einiges – etwa so, wie das letzte Mal in die Untersuchungshaft.

Der Spazierhof ist sehr gross; jenseits der Mauern sieht man Bäume u. andre erfreuliche Dinge (auch eine merkwürdige backstein-gothische Kirche mit Riesen-Schiff – vgl. Prenzlau!),[31] auf dem Hof ein Birnbaum und Gartenanlagen (Gemüse u. Blumen – Stiefmütterchen, Primeln)[.] Natürlich marschier' ich in der

Randbemerkungen Seite 3

Oben fehlt ungefähr ein Satz, säuberlich herausgeschnitten.

Am linken Rand:

Auch *schreiben* dürfen *nur:* Frau, Kinder, Geschwister. Die *Kinder küsse ich vielvielmals.* Ich vertraue, dass sie brav und lieb sein werden; und fleissig. Und dass sie um mich keinen Sums machen werden.

Dieser Abschnitt wurde vom Herausgeber leicht verändert, dann an das Ende des Briefes gesetzt.

Seite 4

Colonne. Ihr dürft mir – so wie ich euch – vierteljährlich nur 1mal schreiben; in Ausnahmefällen – bei dringlichen Familiensachen u. s. w. auch ausserdem – aber mit dem durch die Notwendigkeit gebotnen Maass.[32] Ähnlich ists mit den Besuchen. Hoffentlich höre ich recht bald und Gutes von Dir und den Kindern. Jedenfalls keine Sorge um mich. Von 1460 Tagen sind schon bald 38 herum, d. h. rund 1/38, d. h. etwa die „Wurzel" von 1460.

Hast du die 2 Landtagsmappen im Arrest (Lehrterstr.) abgeholt? Auf sie hab besonders acht. Es sind darin auch mehrere kleine Fetzchen. Der Herr Unteroffizier Beckers versprach mir, sie zu verschnüren. Dass mir nur nichts verloren geht.

Es folgt ein Abschnitt von neun Zeilen, der durchgestrichen und damit unleserlich gemacht wurde.

Randbemerkungen Seite 4

Unten auf der Seite, am Ende des geschwärzten Abschnitts:

Leni[33] sag, dass der große Kreis keineswegs für sie geeignet ist. Bobbi[34] soll auf seine Puppen sehen; den Schmetterlingskasten wird ihm wohl Otto[35] zu Weihnacht

Dieser Satz wird am linken Rand fortgesetzt:

geben. Ich erwarte, dass auch mit Käthe alles im Lot ist – sie bekam doch

31 Diese Bemerkung setzte Karl Liebknecht zwischen die Zeilen in den Text.
32 „aber ... Maass": Dieser Zusatz wurde nicht in die Veröffentlichung übernommen.
33 Leni: Auf S. 75 bezeichnet der Herausgeber „Lene" als Decknamen für Leo Jogiches (Pfemfert, 1919).
34 Bobbi: Häufig Robert Liebknecht, zweiter Sohn aus der ersten Ehe.
35 Otto: Ein Bruder von Karl Liebknecht.

meinen Brief? – Von den Tauben- u. Hühnerfedern mag Mausi[36] einen Teil an Lotte, Poch und Mucki abgeben. – Ich *küsse und umarme dich,* mein Herz, *vielvielmals* – bald auf Wiedersehen – tausend Grüsse Dein Karl

Oben, auf dem Kopf stehen:

Leni-Mausi soll fleissig klavierspielen.

Wie auf Seite 3 fehlt auf Seite 4 oben ein Stück, das einen oder zwei Sätze umfaßt haben könnte. So weit der Brief von Karl Liebknecht.

Der Herausgeber Franz Pfemfert verspricht zwar auf der letzten Seite der Ausgabe von 1919, alle vorgenommenen Auslassungen im Text durch vier Punkte zu markieren, hat sein Versprechen aber zumindest für diesen Brief nicht eingehalten.

Der Begleitbrief von Kurt Rosenfeld zu beiden Schreiben an die Staatsbibliothek lautet:

Berlin NW 7, den 31. 10. 1921

Sehr geehrter Herr Ministerialrat!

Erst jetzt bin ich in den Besitz eines Briefes von Karl Liebknecht gelangt. Sie wollen daher entschuldigen, daß ich mein Versprechen erst heute einlöse. Außerdem sende ich Ihnen einen Brief Rosa Luxemburgs, den sie mir während des Krieges geschickt hat. Ich bitte Sie, beide Briefe der Staatsbibliothek zu übergeben und den Empfang zu bestätigen. Ergebenst Kurt Rosenfeld

Der Briefumschlag trägt die Adresse: „Herrn Ministerialrat Dr. Finkelnburg, Wilhelmstr. 65, Justizministerium" und den Vermerk „Einschreiben", alles in der Handschrift von Kurt Rosenfeld. Daß es sich um *eine* Sendung handelt (bei allen drei genannten Briefen, dem von Rosa Luxemburg, dem von Karl Liebknecht, dem Begleitschreiben von Kurt Rosenfeld), geht aus der Kennzeichnung der Staatsbibliothek hervor: alle Briefe wurden mit dem Stempel „acc. Darmst." und dem handschriftlichen Vermerk „1921/115" versehen.

Rosenfelds erster Brief an Finkelnburg wurde von der Staatsbibliothek mit dem Stempel „acc. Darmst." und dem handschriftlichen Vermerk „1920/414" gekennzeichnet.

Berlin NW 7, den 2. 2. 1921

Sehr geehrter Herr Ministerialrat!

Auf Ihr Schreiben vom 31. v. M. erwidere ich Ihnen, daß ich ein Schreiben von Karl Liebknecht besorgen werde. Seine Frau hat mir zugesagt, ein solches zur Verfügung zu stellen. Sobald ich es erhalte, sollen Sie es haben.

Wenn ein Interesse daran besteht, könnte ich auch Schreiben Rosa Luxemburgs und Haases[37] beschaffen.

Ihre Mitteilungen über die Gefängnisreformen interessieren mich sehr, und ich danke Ihnen bestens. Ich würde mich gerne über die geplanten Reformen mehr informieren, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir

36 Mausi: Häufig Vera Liebknecht, Tochter aus der ersten Ehe.

37 Haase: Hugo Haase, Rechtsanwalt, SPD-Mitglied, 1897–1906 und 1912–1918 MdR, 1911–1916 einer der Vorsitzenden der SPD, 1917 einer der Vorsitzenden der USPD.

mitteilen wollten, ob und wie ich mich über den Verlauf der Reformarbeiten unterrichten kann. Mit Gruß! Ihr ergebener Kurt Rosenfeld

In Kurt Rosenfelds erstem Brief wird ein Geschehen angekündigt, das dann stattfindet, von einem zweiten Begleitbrief kommentiert, der sagt, daß das Geschehen stattfindet. Bemerkenswert ist daran die Interpretationsmöglichkeit, die beide Schreiben erlauben: Rosenfeld und Finkelnburg hatten keinerlei Zweifel am dokumentarischen Wert eines Briefes von Karl Liebknecht. Es mag Rosenfelds Bescheidenheit gewesen sein (er selbst in der Rolle des Adressaten), die ihn den Brief Rosa Luxemburgs nebenbei erwähnen läßt – daß eine biographische Einzelheit aus dem Leben Karl Liebknechts atmosphärisch ausgeführt wird, wird zum Überdauern des Luxemburg-Briefes wohl auch beigetragen haben.

Der unter der Bedingung der Gesellschaft des Liebknecht-Briefes dem Justizministerium und dann der Staatsbibliothek zugegangene Brief Rosa Luxemburgs ist, wie das Schreiben Karl Liebknechts und die Begleitbriefe, in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin öffentlich zugänglich; es handelt sich hier nicht um eine zufällige Entdeckung, wie es der Fund in einer Privatbibliothek gewesen wäre.

Im Brief Rosa Luxemburgs wird leicht vage von einem ihrer Projekte gesprochen: mit Franz Mehring plante sie die Zeitschrift „Die Internationale", die erste Ausgabe wurde im April 1915 herausgegeben. An den angekündigten Fraktionssitzungen der SPD in der Zeit vom 2. bis 4. 2. 1915 ist besonders ein Antrag gegen Karl Liebknecht hervorzuheben, für den, wegen seiner Ablehnung der Kriegskredite, der Ausschluß aus der Partei gefordert wurde; dieser Antrag wurde aber zurückgezogen.

Deutlich wird Rosa Luxemburgs Fähigkeit, ihren Anwalt in die Parteidiskussionen mit hineinzunehmen. Indem sie hier Freunde und dort Feinde ausmacht, deren Motivationen in Betracht zieht und das Skandalöse ihres Verhaltens nur zu genau durchschaut, wie sie auch die Schwächen ihrer Verbündeten bis ins Detail kennt, wird ein Bild der rastlos tätigen Politikerin entworfen – mit der Einladung an ihren Adressaten, Kenntnisse und Tätigkeit mit ihr zu teilen, hat Rosa Luxemburg Kurt Rosenfeld ein Mittel gegen Depressionen verabreicht, das einzige, an das sie selbst glaubt.

Karl Liebknechts Brief, der erste, den er nach seiner Verurteilung im Prozeß von 1916 aus dem Zuchthaus Luckau schrieb, sieht zunächst privat aus. Sophie Liebknecht wird beruhigt, die Kinder werden geküßt, die Lebensumstände in der Zelle als zivil geschildert. Aber Sophie Liebknecht hatte einen Besuchstermin in Berlin nicht einhalten können, und die Weitergabe von Informationen und Arbeitsanweisungen wird eine Notwendigkeit gewesen sein. Die zu Spekulationen geradezu auffordernden Randbemerkungen am Dokument, der fehlende Zusammenhang des Briefes, möglicherweise zur Verwirrung des zensierenden Beamten so inszeniert, legen den Schluß nahe, daß noch weitere Themen als die Ortschaft Luckau aus der Perspektive der Haftanstalt besprochen wurden.

Der sowieso fragmentarische Charakter von Briefen wird von Karl Liebknecht dahingehend erweitert, daß er die Briefform benutzt, um kleine Fragmente in seinen Text einzustreuen, die unterschiedliche Adressaten haben; wie er auch seine Frau auf die „Fetzchen" in den Akten hinweist, die er nicht verloren sehen möchte, stellt er selbst Satzfetzen her.

Luxemburg-Briefe werden allgemein anscheinend eher unverhofft entdeckt, wie beispielsweise die Briefe von Rosa Luxemburg an Paul Levi, und ebenso zufällig übersehen, das ist eine ihrer bemerkenswerten Eigenschaften. Da bemüht sich der Anwalt der Ermordeten neben seiner Tätigkeit als Mitglied des Reichstags in Berlin sehr, dem Dokument seinen Bestand zu sichern; daß ihm das zunächst nur im Zusammenhang mit einem Brief von Karl Liebknecht möglich ist, ist eine Klippe zum Vergessen hin, die dadurch bewältigt wird, daß Sophie Liebknecht sich von einem Brief ihres Mannes „aus dem Gefängnis" trennt.

Trotzdem haben beide auf ihrem Weg zur Archivierung Schaden genommen. Von Karl Liebknechts Brief fehlt ein Stück, auf das verzichtet werden muß; der geschwärzte Abschnitt könnte eventuell rekonstruiert werden. Bei Rosa Luxemburgs Brief wurde versucht, den Namen Franz zu streichen (Markierung in der Abschrift). Wer gestrichen hat, kann wieder nur Angelegenheit von Spekulationen sein: Rosa Luxemburg selbst oder Kurt Rosenfeld oder der Ministerialrat – festzuhalten bleibt als weitere Eigenschaft von Luxemburg-Briefen wie auch dem vorliegenden Brief von Karl Liebknecht ihre Veränderbarkeit, herausgefordert, wenn das Zeitdokument Brief etwas aussagt, was ein anderer lieber verschwiegen oder nicht weitergegeben gesehen hätte. Die nur ein einziges Mal vorhandenen Texte können gekürzt werden, sie sind Eingriffen offen. Die korrigierte Fassung ist dann die gültige, das Original kann neben der veränderten Fassung vernachlässigt werden. Das ist nicht gerade neu, Veränderungen von interessierten Personen gehören zur Geschichte von Briefen, seit diese gesammelt und herausgegeben werden, aber in seiner Selbstverständlichkeit erstaunlich.

Der Brief von Rosa Luxemburg an Kurt Rosenfeld ist vollständig, da sich die Korrektur in der Abschrift zurücknehmen ließ. Franz Mehring blieb als solcher erkennbar, aber der Brief von Karl Liebknecht, in dessen Verein Rosa Luxemburgs Schreiben überhaupt zur Aufbewahrung gelangte, ist endgültig verstümmelt. Bruchstückhaftigkeit ist anscheinend eine Eigenschaft von Briefen wie Briefsammlungen, die andere Seite des Wunsches, eine vollständige Ausgabe z. B. von Rosa Luxemburgs Briefen in den Händen zu halten.

Der durch die Randbemerkungen vervollständigte Brief Karl Liebknechts ist in größerem Maße als die veröffentlichte Fassung ein Dokument des Druckes, unter dem der Autor lebte – die Zerrissenheit des Briefes in viele angeforderte Aktionsstränge ist unentwirrbar mit der Sorge um Frau und Kinder gemischt, und nur Unvollkommenheit und Unabgeschlossenheit des Textes können garantieren, daß zumindest ein Teil der Informationen sein Ziel erreicht.

Die verläßlichsten Institutionen in bezug auf das Ideal der Vollständigkeit sind doch die bestückten Archive, mit deren Fähigkeiten zum Überdauern der Anwalt Kurt Rosenfeld rechnete.

Rosa Luxemburgs Briefe haben, obwohl auch ihren Gefängnisbriefen mit der Lektüre des zensierenden Beamten eine bestimmte Öffentlichkeit zuteil wurde, ihren privaten Charakter behalten und sind deshalb auch für die heutigen Leser als Zeugnisse einer kompromißlos behaupteten Identität angesichts zerstörerischer Bedingungen von Wichtigkeit. Das gilt auch für den Freundschaftsbrief an Kurt Rosenfeld.

Die Spartakusführung zur Politik der Bolschewiki

Ein Kassiber Leo Jogiches' aus dem Gefängnis an Sophie Liebknecht vom 7. September 1918[1]

Von Feliks Tych und Ottokar Luban

Nachdem Leo Jogiches, der Leiter der Gruppe Internationale (Spartakusgruppe), zusammen mit seinen wichtigsten Berliner Helferinnen und Helfern am 24. 3. 1918 in Berlin-Neukölln festgenommen worden war, hatte die Berliner Politische Polizei in ihrem ersten Bericht an die Staatsanwaltschaft vom 3. 4. 1918 sogleich unter Hervorhebung des bei Jogiches gefundenen hohen Geldbetrages von 1931 Mark den Verdacht einer Agententätigkeit für das feindliche Ausland erhoben: „Es hat den Anschein, daß Jogiches als Schriftsteller der Verfasser nicht nur der letzten Spartakusbriefe, sondern auch der anderen Hetzblätter, der eigentliche Leiter dieser umstürzlerischen Werbearbeit und ein Agent des Auslandes ist, für das er seit Ende 1915 die deutsche Arbeiterschaft zur Revolution zu drängen sich bemüht hat." Der Berliner Staatsanwalt übernahm in einem Telegramm an den Oberreichsanwalt beim Reichsgericht sowohl diese Gesamtdarstellung als auch den Verdacht der Agententätigkeit gegen Jogiches.[2] In der Folgezeit fand jedoch der Agentenverdacht nie mehr in den Untersuchungsakten Erwähnung, weder im Antrag des Oberreichsanwalts auf Eröffnung der Voruntersuchung noch in den Berichten des Oberreichsanwalts an den Staatssekretär des Reichsjustizamtes vom 3. 5. und vom 21. 10. 1918 noch an einer anderen Stelle in den 18 Bänden der Untersuchungsakten.[3] Wie in seinem Brief an Sophie (Sonja) Liebknecht erwähnt, hatte Jogiches – wohl aus dem Verhalten des Untersuchungsrichters – den Eindruck gewonnen, der Verdacht einer Agententätigkeit wäre fallengelassen worden, und er konnte ein Angebot des im Zuchthaus von Luckau inhaftierten Karl Liebknecht, erforderlichenfalls offiziell als Leumundszeuge für Jogiches vor dem Untersuchungsrichter aufzutreten,[4] dankend ablehnen.

1 Zu biographischen Daten und entsprechender Literatur sowie zur illegalen Arbeit der Spartakusgruppe und zur Rolle von L. Jogiches wird auf die früheren Arbeiten der Verfasser verwiesen: Feliks Tych, Drei unbekannte Briefe Rosa Luxemburgs über die Oktoberrevolution (im folgenden: F. Tych, Drei unbekannte Briefe R. Luxemburgs), in: IWK, Jg. 27 (1991), H. 3, S. 357–366; Ottokar Luban, Die „innere Notwendigkeit mithelfen zu dürfen". Zur Rolle Mathilde Jacobs als Assistentin der Spartakusführung bzw. der KPD-Zentrale (im folgenden: O. Luban, Die „innere Notwendigkeit"), in: IWK, Jg. 29 (1993), H. 4, S. 421–470; Ottokar Luban, Ermittlungen der Strafverfolgungsbehörden gegen Mathilde Jacob und Leo Jogiches (1915–1918). Ergänzungen zu ihren politischen Biographien (im folgenden: O. Luban, Ermittlungen gegen M. Jacob und L. Jogiches), in: IWK, Jg. 31 (1995), H. 3, S. 307–331.

2 Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (im folgenden: BArch Berlin-Lf), Bestand R 30.03 Oberreichsanwalt beim Reichsgericht, C 83/18, Nr. 18, Bl. 5–8 bzw. 139–141 (Polizeiberichte vom 3. 4. bzw. 17. 5. 1918 über die Festnahmen), Zitat: Nr. 18, Bl. 6; Nr. 14, Bl. 24–26 (Staatsanwalt 2 [II] Berlin an Oberreichsanwalt Leipzig, 8. 4. 1918).

3 A. a. O., Nr. 14, Bl. 36–37, Bl. 55 und Bl. 130–135.

4 Kassiber Karl Liebknechts an Sonja Liebknecht vom 12. 8. 1918, in: Karl Liebknecht, Gesammelte Reden und Schriften (im folgenden: K. Liebknecht, Ges. Reden), 9 Bde., Berlin [Ost] 1960–1980, Bd. 9, S. 556 f. Unabhängig vom Untersuchungsverfahren schwirrte allerdings das Gerücht über Spionageaktivitäten

Dennoch sah sich Jogiches ab Mitte August 1918 als der Hauptverdächtige in einer ziemlich bedrängten oder zumindest höchst ungewissen Situation, die intensive Gespräche mit seinem Strafverteidiger erforderlich erscheinen ließen:

Zum einen intensivierte der Untersuchungsrichter nochmals seine Anstrengungen, Jogiches' Rolle als Leiter der Spartakusgruppe aufzudecken, und führte am 16., 20. und 23. August 1918 – unter Einbeziehung von Jogiches – eine Vielzahl von Gegenüberstellungen der Beschuldigten und Verdächtigen durch, die in das Jogiches-Verfahren oder in ähnlich gelagerte Untersuchungen geraten waren.[5] Sogar die bereits im Oktober 1917 zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilte Berta Thalheimer, die von August bis November 1916 Jogiches in der zentralen Organisation des Vertriebs der Spartakusflugschriften maßgeblich unterstützt hatte, wurde aus dem Zuchthaus Delitzsch (Sachsen) zur Gegenüberstellung mit Jogiches nach Berlin geholt,[6] was Jogiches in seinem Brief an Sonja Liebknecht anspricht. Zum anderen hatte Jogiches, der selbst konsequent jede Aussage vor dem Untersuchungsrichter zu den Beschuldigungen verweigerte, entweder durch seine Mitgefangenen am Rande dieser Gegenüberstellungen oder auf Grund der Vorhaltungen des Untersuchungsrichters von den Geständnissen einiger seiner Helferinnen und Helfer erfahren. Dabei wußte aber Jogiches zum Zeitpunkt seines Briefes an Sonja Liebknecht offenbar nicht, daß seine früheren Kampfgefährten ihn nicht belastet hatten.[7]

Rosa Luxemburg – selbst in Schutzhaft auf der Festung in Breslau – drängte darauf, alles zu versuchen, damit Jogiches als russischer Staatsangehöriger – entsprechend den Möglichkeiten eines der zwischen Deutschland und Rußland am 27. 8. 1918 abgeschlossenen Zusatzverträge zum Abkommen von Brest-Litowsk – auf Anforderung der sowjetischen Regierung in Richtung Rußland freigelassen werde.[8] Denn nach russischer Gesetzgebung besaß Jogiches, obwohl er 1899 das Schweizer Bürgerrecht erworben hatte, noch immer die russische Staatsbürgerschaft. Jogiches glaubte zwar nicht an die Realisierbarkeit dieses Planes, lehnte aber entsprechende Schritte auch nicht ab. Tatsächlich übermittelte die sowjetische Regierung der deutschen Regierung in einer Verbalnote vom 25. 9. 1918 ein entsprechendes Ersuchen.[9] Die bolschewistische Regierung erwog sogar – die Idee stammte von Karl Radek –, Jogiches, auch Karl Liebknecht und

[Forts. von Anm. 4]
L. Jogiches', genährt durch den Berliner USPD-Reichstagsabgeordneten Georg Ledebour, durch die Reihen von dessen Fraktion, wahrscheinlich schon einige Monate lang. Vgl. Brief Rosa Luxemburgs an Julian Marchlewski vom 30. 9. 1918, in: F. Tych, Drei unbekannte Briefe R. Luxemburgs, S. 363 f.; dazu Zuschrift F. Tychs, in: IWK, Jg. 28 (1992), H.2, S. 289; Brief des zur Spartakusführung gehörenden Hermann Duncker an seine Frau Käte vom 11. 7. 1918 (Auszug), in: Zuschrift O. Lubans, in: IWK, Jg. 28 (1992), H. 3, S. 476.

5 BArch Berlin-Lf, R 30.03, C 83/18, Nr. 2, Bl. 185–188, Nr. 17, Bl. 60–63 (Protokolle der Gegenüberstellungen).

6 A. a. O., Nr. 2, Bl. 193 (Protokoll der Gegenüberstellung, 23. 8. 1918), Nr. 13, Bl. 37 (Schreiben – Verfügung – des Untersuchungsrichters an das Untersuchungsgefängnis Berlin-Mitte, Frauenabteilung, 17. 8. 1918).

7 O. Luban, Ermittlungen gegen M. Jacob und L. Jogiches, S. 323 f.

8 Briefe Rosa Luxemburgs an Julian Marchlewski von Ende Juli / Anfang August sowie vom 30. 9. 1918, in: F. Tych, Drei unbekannte Briefe R. Luxemburgs, S. 360 und S. 363.

9 BArch Berlin-Lf, R 30.03, C 83/18, Nr. 14, Bl. 131 (Bericht des Oberreichsanwalts an den Staatssekretär des Reichsjustizamtes vom 21. 10. 1918).

Rosa Luxemburg, gegen Mitglieder der Zarenfamilie auszutauschen.[10] Der vom Reichsjustizamt um Stellungnahme zur russischen Verbalnote gebetene Oberreichsanwalt beim Reichsgericht äußerte am 21. 10. 1918 – Abgang des Schreibens erst am 1. 11. 1918 –, daß „erhebliche Bedenken" gegen eine Niederschlagung des Verfahrens gegen Jogiches nicht vorlägen, zumal das Ermittlungsergebnis in bezug auf Jogiches nach Meinung des Oberreichsanwalts relativ dürftig ausgefallen war.[11] Doch bevor die deutschen Regierungsbehörden entschieden hatten, wurde Jogiches am 9. 11. 1918 im Zuge der revolutionären Ereignisse in Berlin aus dem Gefängnis befreit.[12]

Aus dem Kassiber vom 7. 9. 1918 ist ersichtlich, daß Jogiches große Probleme mit seinem Strafverteidiger hatte, dem bekannten Rechtsanwalt und USPD-Reichstagsabgeordneten Oskar Cohn, der auch als Rechtsbeistand der sowjetischen Botschaft fungierte. Mathilde Jacob, eine der wichtigsten Helferinnen von Jogiches bei der illegalen Spartakusarbeit, urteilte am 23. 7. 1918 nach fast vier Monaten Erfahrung mit diesem Anwalt in einem Brief an Clara Zetkin: „... Oskar [Cohn] versagt gänzlich und kümmert sich um nichts."[13] Und vier Wochen später beklagte sich Mathilde Jacob erneut, „daß der bestellte Pfleger [Rechtsanwalt] nicht allzu reges Interesse hat".[14] Offensichtlich vernachlässigte der vielbeschäftigte USPD-Politiker Oskar Cohn als Strafverteidiger seinen Mandanten. Zwar sind die Gesprächstermine der Untersuchungshäftlinge mit ihren Verteidigern nicht in den Untersuchungsakten registriert, doch durch eine schriftliche Auskunft des Gefängnisdirektors an den Untersuchungsrichter auf Grund von dessen Anfrage steht fest, daß Jogiches zumindest vom 28. 8. bis 10. 9. 1918 keine Unterredung mit seinem Rechtsvertreter hatte,[15] höchstwahrscheinlich auch nicht an den vorangegangenen Tagen seit dem 24. 8. 1918 – dem Tag der Erlaubniserteilung zu unüberwachten Gesprächen zwischen Verteidiger und Mandanten –, weil sonst der Untersuchungsgefangene seinen Wunsch nach dem Einschmuggeln von umfangreicheren Spartakusschriften direkt seinem Verteidiger und nicht brieflich Sonja Liebknecht mitgeteilt hätte. Nach dem Jogiches-Kassiber hatte Cohn seinen Besuch im Gefängnis für Sonnabend, den 5. 9. 1918, angekündigt. Für diesen Tag war offenbar der Hauptteil des Briefes an Sonja Liebknecht zwecks illegaler Übergabe bereits fertig geschrieben. Der Rechtsanwalt verschob aber das Mandantengespräch auf Montag, den 7. 9. 1918, hielt diesen Termin wiederum nicht ein, ohne Jogiches ein neues Datum mitzuteilen, und erschien – wie wir aus der o. a. Auskunft des Gefängnisdirektors wissen – auch nicht an den folgenden Tagen, zumindest nicht bis zum 10. 9. 1918. Es ist daher mehr als verständlich, daß Jogiches an eine Ablösung seines Verteidigers dachte.

10 Der sowjetische Außenminister (Kommissar für Auswärtiges) Georgij Čičerin an den sowjetischen Botschafter in Berlin Adolf Joffe, 23. 9. 1918, in: Archiv der Außenpolitik der Russischen Föderation, MID, f. 04, op. 13, p. 70, d. 989, Bl. 79–80).

11 BArch Berlin-Lf, R 30.03, C 83/18, Nr. 14, Bl. 130–135.

12 A. a. O., Nr. 15, Bl. 182 (Direktor des Untersuchungsgefängnisses Berlin-Moabit an Untersuchungsrichter Holthöfer, 9. 11. 1918).

13 Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, Berlin-Lichterfelde (im folgenden: SAPMO-BArch, Berlin-Lf), NY 4005, Nr. 78, Bl. 166.

14 A. a. O., Nr. 78, Bl. 172 (Brief an Clara Zetkin vom 18. 8. 1918).

15 BArch Berlin-Lf, R 30.03, C 83/18, Nr. 2, Bl. 204 Rücks. (Mitteilung vom 10. 9. 1918).

Da Unterredungen der Untersuchungshäftlinge dieses Verfahrens mit ihren Strafverteidigern in den ersten Haftmonaten nur in Anwesenheit des Untersuchungsrichters oder von dessen Beauftragten stattfinden durften,[16] gelang es erst Anfang Juli 1918, eine „direkte Nachricht" von Jogiches, also einen unkontrollierten Brief, einen Kassiber, aus dem Untersuchungsgefängnis herauszuschmuggeln.[17] Von diesem Zeitpunkt an war es offenbar möglich, bei der genehmigten Lieferung zusätzlicher Lebensmittel bzw. der Rückgabe der dazugehörigen Behälter oder beim Austausch der von Jogiches' Wirtin privat gewaschenen Leibwäsche Kassiber ein- und hinauszuschmuggeln, weil Gefängnisbeamte dank eines großzügigen Trinkgeldes auf eine genaue Kontrolle verzichteten.[18] Auf diesem Wege ist höchstwahrscheinlich auch der Brief an Sonja Liebknecht vom 7. 9. 1918 aus dem Gefängnis gelangt. Nachdem der Untersuchungsrichter am 24. 8. 1918 für Jogiches und fast alle anderen noch inhaftierten Angeschuldigten dieses Verfahrens eine allgemeine Sprecherlaubnis mit den Strafverteidigern ohne Überwachung erteilt hatte,[19] ergab sich für Jogiches erstmals die Möglichkeit, durch seinen Rechtsvertreter umfangreichere Schriftstücke ins Gefängnis schmuggeln zu lassen, und er wünschte sich deshalb die Überbringung von Spartakusflugschriften. Unter der Voraussetzung, daß sein Strafverteidiger Cohn auf Grund des intensiven Drängens des Untersuchungsgefangenen häufig genug ins Gefängnis kommen würde, hätte Jogiches trotz der Inhaftierung gut informiert an den Diskussionen in der Spartakusführung teilnehmen können.

Die in Freiheit befindlichen führenden Spartakusvertreter Franz Mehring und Clara Zetkin verteidigten in öffentlichen bzw. parteiöffentlichen Stellungnahmen den politischen Kurs der Bolschewiki gegenüber den Angriffen einiger USPD-Vertreter wie Karl Kautsky.[20] Rosa Luxemburg dagegen äußerte sich aus der Schutzhaft heraus in einem Artikel „Die russische Tragödie", erschienen in der illegalen Zeitschrift „Spartacus", Nr. 11 vom September 1918 – wie alle Beiträge natürlich ohne Nennung des Autorennamens –, trotz der bedrängten Lage der russischen Genossen sehr kritisch.[21] Intern wurde sie, wie drei erst in jüngster Zeit veröffentlichte Briefe von Ende Juli [oder Anfang August], vom 9. und 30. September 1918 an polnische Parteifreunde zeigen, noch deutlicher. Sie kritisierte – teilweise in scharfer Form – den revolutionären Terror und – wegen ihres Paktierens mit der imperialistischen deutschen Regierung – auch die Außenpolitik

16 A. a. O., Nr. 12, Bl. 2 (Verfügung des Untersuchungsrichters Holthöfer nach Anfrage der Rechtsanwälte Theodor Liebknecht und Dr. Gustav Goldschmidt, 13. 5. 1918).

17 SAPMO-BArch, Berlin-Lf, NY 4005, Nr. 78, Bl. 164 (Brief Mathilde Jacobs an Clara Zetkin, 3. 7. 1918).

18 Mathilde Jacob, Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden in Krieg und Revolution 1914–1918. Hrsg. und eingel. von Sibylle Quack und Rüdiger Zimmermann, in: IWK, Jg. 24 (1988), H. 4, S. 465.

19 BArch Berlin-Lf, R 30.03, C 83/18, Nr. 12, Bl. 16.

20 Die Auseinandersetzungen innerhalb der deutschen Sozialdemokratie über die Politik der Bolschewiki nach der russischen Oktoberrevolution 1917 sind in einer Vielzahl von Darstellungen untersucht worden. Hierzu immer noch als Standardwerk: Peter Lösche, Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie 1903–1920, Berlin [West] 1967, vor allem: S. 120–129, S. 134–137 und S. 144–157; zur Diskussion innerhalb der Spartakusgruppe – mit stark kritischer Tendenz gegenüber den Spartakusvertretern: Manfred Scharrer, Die Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung, 2., verb. Aufl., Stuttgart 1985, S. 107–126; für die DDR-Geschichtsschreibung: Heinz Wohlgemuth, Die Entstehung der Kommunistischen Partei Deutschlands. Überblick, 2., vollst. überarb. und erg. Aufl., Berlin [Ost] 1978, S. 190 f. und S. 194–200.

21 Spartakusbriefe. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (im folgenden: Spartakusbriefe), Berlin [Ost] 1958, S. 453–460.

der bolschewistischen Regierung.[22] Als ihre zur Spartakusführung gehörenden politischen Freunde Ernst Meyer, nach der Verhaftung von Jogiches Herausgeber der illegalen Zeitschrift „Spartacus", und Paul Levi, 1914 ihr Verteidiger in politischen Prozessen und 1918 weiterhin ihr Rechtsvertreter, auf Rosa Luxemburg einzuwirken versuchten, damit sie auf eine weitere Veröffentlichung von Artikeln mit Kritik an den Bolschewiki verzichtete, machte sie sich, um ihre Freunde zu überzeugen, an die Abfassung eines Manuskriptes, in dem die Notwendigkeit einer kritischen Würdigung der bolschewistischen Politik ausführlich begründet wurde.[23] Daß diese Arbeit, 1922 erstmals von Levi unter dem Titel „Die russische Revolution" veröffentlicht, nicht nur für den engsten Kreis der Spartakusführung gedacht war, geht aus R. Luxemburgs Brief an den polnischen Kampfgefährten Stefan Bratman-Brodowski vom 3. 9. 1918 hervor. Trotz aller Anerkennung der schwierigen Lage der Bolschewiki meinte sie: „Ich bin dabei, ihnen allen [!] ausführlicher zu schreiben, eigentlich allgemeine [!] Ansichten zu formulieren. Gegenwärtig muß man leider ständig auf die fatale Lage der ganzen Geschichte bei ihnen da Rücksicht nehmen, und das beeinträchtigt die Kritik s[ehr]. Doch wie Sie sicherlich in Kürze selbst sehen werden, ganz zu schweigen ist unmöglich."[24]

Von den anderen Mitgliedern der Spartakusführung waren bisher zeitgenössische interne Äußerungen aus dem Jahre 1918 zur Politik der Bolschewiki – bis auf wenige Notizen K. Liebknechts im Zuchthaus[25] – nicht bekannt geworden. Deshalb stellt der weiter unten vollständig abgedruckte Brief von Leo Jogiches vom 7. 9. 1918 eine bedeutsame Erweiterung der Quellenbasis dar.

Doch die kritische Haltung gegenüber der bolschewistischen Regierungspolitik war nicht nur auf Jogiches und Rosa Luxemburg beschränkt, deren Meinungen auf Grund der früheren Auseinandersetzungen mit Lenin und seinen Anhängern als voreingenommen gedeutet werden könnten. Bereits in einer Anmerkung zum „Spartacus"-Artikel Rosa Luxemburgs sprach Ernst Meyer von den „vielfach" vorhandenen „Befürchtungen" in der Spartakusgruppe, „Befürchtungen, die aus der objektiven Lage der Bolschewiki, nicht aus ihrem subjektiven Verhalten entspringen".[26] Weitere – leider nur bruchstückhafte – Einblicke in die interne Diskussion innerhalb der Spartakusführung geben bisher nicht veröffentlichte Briefe von Hermann Duncker und seiner Frau Käte, die beide zu diesem Leitungskreis gehörten. Hierin spiegelt sich eine Vielzahl von Kontakten zu Vertretern der Bolschewiki aus der russischen Botschaft in Berlin wider. Russische Genossen kamen in die Dunckersche Wohnung in Berlin-Steglitz, die während der Kriegszeit als ein Treffpunkt für Berliner und auswärtige Spartakusanhänger diente, wo es manchmal zu Diskussionen in größerem Kreise kam. So am 26. Mai 1918 in Anwesenheit von fünf russischen und zehn deutschen Besuchern, darunter außer den Dunckers Fanny Jezierska, die zeitweise – ähnlich wie M. Jacob – eine wichtige Helferin der Spartakusführung war, Sophie Liebknecht mit ihren Kindern sowie Levi und Jacob

22 In: F. Tych, Drei unbekannte Briefe R. Luxemburgs, S. 360–366.
23 Paul Levi, Einleitung zu: Rosa Luxemburg, Die russische Revolution. Eine kritische Würdigung (künftig: P. Levi, Einleitung), o. O. 1922, S. III f.
24 F. Tych, Drei unbekannte Briefe R. Luxemburgs, S. 361.
25 In: K. Liebknecht, Ges. Reden, Bd. 9, vor allem: S. 440–444, 545, 560–562.
26 Spartakusbriefe, S. 453, Anm. 1; P. Levi, Einleitung, S. III f.

Walcher, bis Ende 1914 linker Redakteur der „Schwäbischen Tagwacht" in Stuttgart. Das beherrschende Gesprächsthema war die „Erdrosselung der russ[ischen] Revolution durch Deutschland", wobei diese Entwicklung für „unausweichlich" gehalten wurde. Denn nach dem Scheitern der deutschen Offensive an der Westfront würde die deutsche Militärführung im Osten nach sichtbaren Erfolgen streben. Falls es in Deutschland zu einer Revolution kommen würde, womit Hermann Duncker erst in ca. zwei Jahren rechnete, würde die russische Revolution „*wieder* u[nd] endgültig auferstehen".[27]

Mitte Juni 1918 berichtete Duncker von zwei Besuchen in der russischen Botschaft, an einem Abend zusammen mit der Führung der USPD, die bei dieser Gelegenheit heftig kritisiert wurde, ohne daß Duncker die Gründe dafür nennt. „Es wurde Ledebour und Haase der Kopf gewaschen." In der ihm eigenen überschwenglichen Art schwärmte Duncker von seinen russischen Gesprächspartnern als von „ganz hervorragenden" Leuten: „Wirklich geistige und moralische Helden!"[28] Bei Diskussionen in linken Kreisen über die Bolschewiki setzte sich Hermann Duncker vehement gegen eine ihm unangemessen erscheinende Kritik ein,[29] äußerte jedoch in den Briefen an seine Frau auch Bedenken gegenüber der sowjetischen Regierungspolitik, wobei auch von ihm die Punkte „revolutionärer Terror" und „Entgegenkommen gegenüber der deutschen Regierung" genannt wurden.[30]

Käte Duncker faßte ihre Kritik in einem Brief vom 15. 9. 1918 zusammen und kam dabei zu ähnlichen Ergebnissen wie Rosa Luxemburg und Jogiches: „Die Sache der Bolsch[ewiki] muß man ja als verloren betrachten. Die Mittel, durch die sie sich zu halten suchen, beweisen, daß sie verloren sind. Nicht als ob ich ihnen moralische Vorwürfe machen wollte – aber ein System, das sich nur dadurch halten kann, daß es den Terror als Prinzip erklärt; ein System, bei dem Unbeteiligte als Geiseln erschossen werden, das *kann* sich nicht halten, das trägt den Todeskeim in sich. Ihr Wille war der beste, aber die Verhältnisse sind stärker als sie, sie haben sie gezwungen, das Gegenteil von dem zu tun, was sie eigentlich wollten. Vielleicht werden sie jetzt damit enden, an der Seite des deutschen Sozialismus [der Mehrheitssozialdemokraten] gegen den englischen (der gewiß auch nicht viel besser ist) zu kämpfen, u[nd] werden so das letzte bißchen allgemeiner Sympathie verscherzen."[31]

Auffallend an den Äußerungen von Jogiches im Kassiber vom 7. 9. 1918 ist seine Skepsis gegenüber den Perspektiven einer sozialistischen Revolution in Deutschland und gegenüber der Aktionsbereitschaft der deutschen Arbeiterklasse. Dabei meinte er, wenn er bitter über „seine Hoheit, das Proletariat[, das] bei den Räubern in Diensten steht", schrieb, offensichtlich nicht nur die deutsche, sondern die Arbeiterschaft im ganzen zentral- und westeuropäischen Raum, die weiter gehorsam am imperialistischen Krieg teilnahm. Seine Skepsis stand im Kontrast zu den optimistischen Aussagen Liebknechts aus der gleichen Zeit, u. a. in dessen schon erwähntem Kassiber vom 12. August 1918: „Es

27 SAPMO-BArch, Berlin-Lf, NY 4445, Nr. 155, Bl. 267 (Brief Hermann Dunckers an seine Tochter Hedwig, 27. 5. 1918).
28 A. a. O., Nr. 155, Bl. 275 (Brief Hermann Dunckers an seine Tochter Hedwig, 14./15. 6. 1918).
29 A. a. O., Nr. 141, Bl. 9, 21 (Briefe Hermann Dunckers an seine Frau Käte, 8. 7. und 13. 7. 1918).
30 A. a. O., Nr. 141, Bl. 8, 13, 28 (Briefe Hermann Dunckers an seine Frau Käte vom 8. 7., 11. 7., 14. 7. 1918).
31 A. a. O., Nr. 141, Bl. 147 (Brief Käte Dunckers an ihren Mann Hermann, 15. 9. 1918).

munkelt von Erwachen an der Front. Die Sterne sind günstig – alles dransetzen! [...] Nie war die Lage besser als jetzt – für alles!"[32] Durch Sonja Liebknecht war Jogiches offensichtlich über diese Äußerungen unterrichtet worden, wie die Anspielung in seinem Kassiber vom 7. 9. 1918 auf „Karls ausgezeichnete Stimmung" zeigt. Im Unterschied zu Liebknecht war Jogiches nüchtern. So waren seine Betrachtungen zur allgemeinen Kriegslage und zu ihren möglichen Entwicklungsvarianten, so war auch seine Einschätzung der politischen Situation in Deutschland. Jogiches teilte Liebknechts Meinung, daß die russische Revolution „vor Tod oder – was viel schlimmer – vor Schmach"[33] nur durch eine internationale Revolution gerettet werden konnte. Aber anders als Liebknecht schätzte er die Realisierung solcher Erwartungen eher pessimistisch ein. Der Jogiches-Kassiber ist insofern ein Vorbote der später in den Revolutionsmonaten November 1918 bis Januar 1919 auftretenden Meinungsunterschiede zwischen Jogiches und Liebknecht über den Stand und die Perspektiven der deutschen Revolution.

Den unbedingten Willen der Bolschewiki zur Aufrechterhaltung der Macht in einem einzelnen sozialistischen Staat auch unter der Bedingung weitgehender Zugeständnisse gegenüber dem kaiserlichen deutschen Regime, d. h. selbst um den Preis des Paktierens mit einer imperialistischen Regierung, beurteilte Jogiches genauso wie Rosa Luxemburg als ein faktisches Verneinen der Idee einer gesamteuropäischen Revolution. Weder das Land mit seiner halbfeudalen sozialen Struktur noch die Partei, die diese Revolution durchgeführt hatte und zu der er seit Jahren kritisch eingestellt war,[34] entsprachen seinen Vorstellungen von einer sozialistischen Revolution. Besonders kritisch, wie der Kassiber an Sonja Liebknecht vom 7. 9. 1918 zeigt, schätzte Jogiches die gerade kurz zuvor am 27. 8. 1918 abgeschlossenen Zusatzverträge zum Brester Friedensabkommen ein, die man – wie er schreibt – „in Moskau wie einen Fruchtbonbon geschluckt hat". Er wußte nicht, daß die Realität noch schlimmer war: die geheimen Klauseln der Zusatzverträge sahen eine Zusammenarbeit der beiden Staaten – Rußland und Deutschland – gegen die militärische Intervention der Entente in Rußland vor, die im August Truppen in Murmansk und Wladiwostok gelandet hatte.[35] Hätte Jogiches von diesen geheimen Klauseln gewußt, wäre seine Kritik an der Politik der Bolschewiki noch erheblich schärfer ausgefallen.

Trotz seiner äußerst kritischen Einstellung zur Leninschen Außen- und Innenpolitik – Jogiches schreibt im Kassiber über den „niederschmetternden Eindruck" dieser Politik – blieb für ihn die russische Oktoberrevolution doch ein politisches Gebilde, das durch die europäische Arbeiterschaft unterstützt werden mußte: „zwar ein *krüppliges,* aber immerhin doch *unser* Kind", wahrscheinlich vor allem deshalb, weil die sozialistische Revolution in Rußland für Jogiches und seine Freunde aus der Spartakusführung eine lebendige Bestätigung ihrer Strategie eines revolutionären Ausstiegs aus dem Weltkrieg darstellte.

32 K. Liebknecht, Ges. Reden, Bd. 9, S. 557.

33 Ebda.

34 Feliks Tych, Leo Jogiches' Kritik an der bolschewistischen Partei, in: IWK, Jg. 27 (1991), H. 3, S. 303–313; Ulrich Cartarius, Leo Jogiches als Mensch und Politiker in Deutschland. Mit zehn unbekannten Briefen, in: a. a. O., S. 314–338, hier insbesondere S. 322–327.

35 Vgl. Mirovaja Politika v 1924 g. [Die Weltpolitik im Jahre 1924], Moskau 1925, S. 5; V. I. Lenin, Polnoje sobranije sočinenij [Gesammelte Werke], Bd. 50, S. 134.

Jogiches wollte keineswegs (daher auch sein späterer entschiedener Widerstand gegen die Gründung der Kommunistischen Internationale gerade in Moskau) eine Übertragung des bolschewistischen Modells auf die westeuropäische Arbeiterbewegung und auf die eventuelle westeuropäische Revolution. Ganz im Gegenteil: die einzige Rettung für die russische Revolution sah er, so in seinem Kassiber, in einer „internationalen proletarischen Revolution". Dabei erwähnte er nicht einmal andeutungsweise Anzeichen einer sich nähernden sozialistischen Revolution im zentralen und westlichen Europa. Vielleicht könnte es zu einer Revolution kommen, so im Jogiches-Kassiber, wenn sich der Krieg noch über eine längere Zeit hinzöge. Die Verlängerung des Krieges entsprach aber keinesfalls – das kann man mit Sicherheit annehmen – dem Wunsch und der politischen Einstellung von Jogiches.

Wenn man Jogiches' Betrachtungen im Kassiber vom 7. 9. 1918 im Kontext mit seinem späteren, ebenfalls sehr nüchternen Verhalten zwischen Dezember 1918 und Januar 1919 analysiert, so kann man seine Äußerungen vom September 1918 nicht als episodisch einschätzen, sondern sieht die Kontinuität in der Beurteilung der internationalen revolutionären Entwicklung.

Das Original des Kassibers befindet sich in den Beständen des Russischen Zentrums für Aufbewahrung und Erforschung der Dokumente der neuesten Geschichte – RCCHIDNI (das ehemalige Zentrale Parteiarchiv beim ZK der KPdSU) – in Moskau, Nachlaß Karl Liebknecht, Signatur: f. 210, op. 1, d. 1330. Weder die Archivare noch – soweit bekannt – die früheren Nutzer dieses Bestandes hatten bisher den Verfasser und den Adressaten des Textes identifiziert. Es besteht jedoch nicht der geringste Zweifel, daß der Brief aus der Feder von Leo Jogiches stammt. Alles läßt eindeutig darauf schließen: die Handschrift, gut bekannt aus Hunderten von Briefen, die Jogiches hinterlassen hat, der Inhalt und letztlich auch die Unterschrift: L[eo], eventuell L[ev]. Auch die Identität des Adressaten, hier der Adressatin, obwohl im Kassiber aus konspirativen Gründen nicht mit Namen angeredet, steht zweifelsfrei fest. Darauf weisen hin: Fundort – Nachlaß Karl Liebknecht – und vor allem der Inhalt sowie die Abfassung des Jogiches-Schreibens auf russisch für Sonja Liebknecht, die ihren vorangegangenen Brief an Jogiches ebenfalls auf russisch geschrieben hatte. Denn Russisch war die Muttersprache von Sonja Liebknecht, die aus Rostov am Don stammte, und eigentlich auch von Jogiches, der in Wilna geboren und aufgewachsen war und dort das russische Gymnasium besucht hatte. Russisch (neben Polnisch) war die Alltagssprache der assimilierten Schichten der Wilnaer Juden.

Der Inhalt des Kassibers war nicht nur für Sophie (Sonja) Liebknecht bestimmt. Wenigstens ein Absatz, in dem Jogiches den zumindest vorläufig fallengelassenen Agentenverdacht gegen ihn erwähnt, war auf ausdrücklichen Wunsch von Jogiches zur Information von Karl Liebknecht gedacht, der intern erklärt hatte, erforderlichenfalls als Entlastungszeuge auszusagen. Es ist durchaus denkbar, daß auch andere Teile des Kassibers wie die Einschätzung der Politik der Bolschewiki und der politischen Lage für Mitglieder der Spartakusführung bestimmt waren. Das muß aber nicht so sein, da Jogiches seit Juli 1918 die Möglichkeit hatte, mit der Spartakusführung relativ häufig unzensierte Schreiben – Kassiber – auszutauschen. – Der bisher unveröffentlichte Text des Kassibers ist im russischen Original gut lesbar und wird hier in extenso in deutscher Übersetzung wiedergegeben. Unterstreichungen im Original sind kursiv gesetzt.

Ein Kassiber Leo Jogiches' aus dem Untersuchungsgefängnis Berlin-Moabit an Sophie Liebknecht vom 7. September 1918

7. IX. 1918

Liebe Freundin!

Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr mich Ihr Brief erfreut hat, auch deshalb, weil er auf russisch war, also etwas Eigenes, Vertrautes. Vielen Dank für die Süßigkeiten und noch mehr für das Mitgefühl!

Meine Lage wäre nicht besser und nicht schlechter als das Los von Dutzenden anderer Kampfgefährten, gäbe es nicht die russischen Ereignisse, die diesen schrecklichen, niederschmetternden Eindruck machen. Es bereitet mir einfach körperlichen Schmerz, an sie zu denken, ich bekomme Angst, die Zeitung aufzuschlagen. Wegen der „Zusatzverträge"[36], die man in Moskau wie einen Fruchtbonbon geschluckt hat, bin ich fast krank geworden. Einen Trost gibt es dabei, es ist nur eine Übergangssituation. Wenn das sozialistische *(genauer gesagt: das noch unvollkommene sozialistische) Rußland* nicht durch eine internationale proletarische Revolution gerettet wird, dann wird das *bürgerliche* Rußland durch den Ausgang des Krieges gerettet, d. h. durch den anglo-amerikanischen Imperialismus, der (mehr oder weniger) eine Restauration Rußlands braucht. Ich meine dabei natürlich nicht den verbrecherischen Überfall der Engländer und Japaner auf Murmansk und Sibirien, sondern das Endergebnis des Krieges im Westen. Der jetzige Moment ist offensichtlich der *Wendepunkt.* Von einem militärischen Sieg Deutschlands kann von nun an keine Rede sein. Im besten Fall wird es Deutschland gelingen, die *Niederlage* für ein oder zwei Jahre hinauszuzögern, wobei der Preis eine solche Misere sein wird, daß *sogar* in Deutschland eine Revolution wahrscheinlich wird.

Österreich wird sich nicht so lange halten. Denn es befindet sich wirklich schon auf dem Vulkan. Ein *vollständiger* militärischer Sieg der Entente ist zwar in der Tat wenig wahrscheinlich, vielleicht nach *einigen* Kriegsjahren, aber eine *solche* Verzögerung des Krieges bedeutet letztlich die Revolution und macht den Imperialisten einen Strich durch die Rechnung.

Mit einem Wort: Das militärische Übergewicht der Entente, eine internationale Revolution oder eine Kombination aus beiden Faktoren, so oder so wird Rußland nicht untergehen. Trauriger jedoch ist, daß im ersten Fall (Übergewicht der Alliierten) das *sozialistische* Rußland stirbt, das zwar ein *krüppliges,* aber immerhin doch *unser* Kind ist.

Aber was soll die ganze Kaffeesatzleserei! Ich schreibe darüber eigentlich nur, weil das Zusammenbrechen des Raubsieges der verhaßten Gewalttäter und die nur schlecht verdeckten Zeichen von Angst und Bestürzung bei den Herrschenden und den ihnen nahestehenden Kreisen die einzigen Hoffnungsschimmer sind. (Denn welch eine traurige Freude ist es, wenn Sozialisten auf das Übergewicht der englischen und amerikanischen Räuber hoffen müssen! Aber was soll man machen, wenn seine Hoheit, das Proletariat, bei den Räubern in Diensten steht?!)

36 Im Original erst auf russisch, dann in Klammern mit Anführungszeichen auf deutsch.

Karls ausgezeichnete Stimmung freut mich sehr. Übermitteln Sie ihm gelegentlich Grüße, und sagen Sie ihm, daß der Kelch (Verdacht der Agententätigkeit) bislang an mir vorübergegangen ist. Vielleicht fällt dem Staatsanwalt ein (was eben Staatsanwälten so einfällt!), sein Instrument danach zu stimmen. Dann benötige ich natürlich K[arls] Aussage sehr.

Ich wollte Ihnen diesen Brief ursprünglich auf anderem Wege zukommen lassen, habe es jedoch vorgezogen, die Gelegenheit zu nutzen, die sich mir heute – wie mir versprochen wurde – bot. So ist es bequemer und zuverlässiger. Mein „Verteidiger" überläßt mich den Launen des Schicksals. Das wäre nicht sehr schlimm, da er mir *überhaupt* nicht viel helfen kann. Doch ausgerechnet *jetzt* gibt es einige Dinge, bei denen er – und nur er – sehr nützlich sein kann, so daß seine Nonchalance mich langsam ärgert, und wenn er sich in allernächster Zukunft nicht ändert, schicke ich ihn se promener.[37] (Ich spreche selbstverständlich nur von *O[skar Cohn].*)[38] Er wollte auf Drängen von Krusche[39] [R. Luxemburg] irgendwelche Schritte in der [sowjetischen] Botschaft unternehmen. Ich habe Kr[usche] nicht widersprochen, obgleich ich das ganze Unternehmen für völlig unrealistisch halte. Enfin[40]: Sollen sie es doch versuchen. Nach dem russischen Sprichwort: „In der Not kann man auch aus einem Stock schießen." (Das trifft in diesem Falle wortwörtlich zu.)

Doch ich denke nicht im geringsten daran, O. in dieser Angelegenheit carte blanche[41] zu lassen, ganz im Gegenteil: Ich wünsche, au courant[42] zu sein und die Möglichkeit zu haben, meine eigenen Überlegungen zu äußern, dort, wo es notwendig ist. Er (O.) hat mir versprochen, für mich ein paar Dinge zu erledigen, die mich und meine inhaftierten Genossen betreffen, die sich in Vernehmungen miserabel zeigen. Das ist das Wichtigste und sehr eilig. Inzwischen aber läuft die Zeit weiter, und es rührt sich nichts![43] Mit einem Wort: Ich warte auf ihn nicht wochenlang.[44]

Versuchen Sie, O. vorzuschlagen, für mich die letzten Nummern der Zeitung [„Spartacus"] (9 und 10) sowie die drei letzten [Spartakus-]Flugblätter mitzubringen. Seine Courage wird sicherlich ausreichen. Er ist mutig in solchen Dingen, und ich möchte sie gerne lesen. Außerdem: Wenn eine Kopie übrig ist (man muß darüber Erna [Ernst Meyer] fragen), *würde ich mich gerne mit dem Inhalt des kritischen Artikels über die Bolschewiki*

37 Französisch: schicke ich ihn weg.

38 Jogiches hatte den beiden Anwaltskanzleien Dr. Oskar Cohn / Dr. Gustav Goldschmidt und Theodor Liebknecht / Dr. James Friedlaender Strafprozeßvollmacht erteilt (BArch Berlin-Lf, R 30.03, C 83/18, Nr. 18, Bl. 40) und wollte mit dieser ausdrücklichen Eingrenzung auf „O." deutlich machen, daß er mit der Kritik an seiner Vertretung nicht alle von ihm bevollmächtigten Rechtsanwälte meinte, vor allem nicht Sonja Liebknechts Schwager Theodor Liebknecht.

39 Nach einem polnischen Parteipseudonym R. Luxemburgs: R. Kruszynska. Die sowjetische Regierung sollte Jogiches als russischen Staatsbürger reklamieren und seine Freilassung und Ausreise nach Rußland fordern. Siehe oben, S. 93 sowie Anm. 8 und 9. Vgl. auch a. a. O., S. 93 f. und Anm. 10.

40 Französisch: schließlich.

41 Französisch: freie Hand.

42 Französisch: auf dem laufenden; eingeweiht.

43 Im russischen Original: „a voz i nynie tam" = „und der Wagen steht weiter dort, wo er war", nach dem Schlußsatz eines bekannten Märchens von Ivan Krylov „Der Schwan, der Krebs und der Hecht".

44 Im russischen Original: „ja ždu jego nie niedieljami", was auch einen unvollendeten Satz (idiomatische Wendung) bedeuten könnte: „ja ždu jedo nie niedieljami a miesjacami" = „ich warte auf ihn nicht wochenlang, sondern monatelang".

bekanntmachen, der für die nächste Nummer vorgesehen ist[45] (nur à titre *d'information*[46]). Natürlich könnte ich das Manuskript nicht zurückgeben. Das alles kann mir *nur* O. bringen, andere Wege sind *in diesem Fall* nicht geeignet.

Aber jetzt sagen Sie bitte, wie es Ihnen geht, was gibt es Neues bei Ihnen zu Hause, wie verbringen Sie die Zeit usw. Wenn Sie Lust haben, schreiben Sie. (Aber aus Gründen der Vorsicht, *wenn es nicht über O. geht,* dann schreiben Sie auf Deutsch.) Alles Gute! Ich drücke kräftig Ihre Hand.

Ihr L.

Besitzen Sie zufällig „Un Mâle" von Camille Lemonnier?[47]

P. S. Ich habe Berta [Thalheimer] gesehen. Die Arme sieht *schrecklich* aus, ich war direkt überrascht und erschreckt. Sie ist unwahrscheinlich dünn geworden, sagt jedoch, daß sie gesund sei und sich gut fühle.

Heute (am Sonnabend) konnte ich den Brief nicht abschicken. O. hat versprochen, am Montag zu kommen.

O. ist heute (Mon.) nicht gekommen. Es bleibt nichts anderes als warten.

45 Spartakusbriefe, S. 453–460: „Die russische Tragödie" [von Rosa Luxemburg], Spartacus, Nr. 11 vom September 1918.

46 Französisch: zum Zwecke der Information.

47 Camille Lemonnier (1844–1913), belgischer Schriftsteller, Vertreter der naturalistischen Schule. Die erste Ausgabe seines Romans „Un Mâle" erschien 1881 in Brüssel.

Neuere Veröffentlichungen zum historischen Wahlverhalten in Deutschland*

Von Franz-Josef Hutter

Wahlen zu Gebietskörperschaften sind eine entscheidende Kontaktstelle zwischen dem politischen Wollen einer jeweiligen Gemeinschaft und seiner politischen Vertretung – im idealen Fall zwischen Volkswille und Regierungsbildung. Deshalb war die Frage, wer wen warum und mit welcher Wirkung wählte, schon früh Gegenstand politischer und historischer Forschung. Dabei gelangten rasch Zusammenhänge in den Blick, die näherer Untersuchung wert schienen. Das Wahlverhalten der deutschen Katholiken wurde bereits 1928 von Johannes Schauff mit dem Ergebnis analysiert, daß eine starke Kirchenbindung die Wahrscheinlichkeit einer Stimmabgabe für die Zentrumspartei deutlich erhöht. Arthur Dix untersuchte schon 1930 die Zusammenhänge von Sozialstruktur und Wahlverhalten in seiner Studie über Reichstagswahlen und Wandlungen in der Volksgliederung. Den Zusammenhang von Wahlverhalten und Region thematisierten die Versuche einer Wahlgeographie von André Siegfried nach dem Zweiten Weltkrieg, und in seiner bahnbrechenden Untersuchung über Landbevölkerung und Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein verknüpfte Rudolf Heberle 1963 sozialstrukturelle Erklärungsansätze mit der Untersuchung einer speziellen Region. Der Sozialstruktur und ihrer Verbindung mit der Entstehung von Parteiensystemen durch Koalitionen von Wählern mit parteipolitischen Eliten widmeten kurz darauf Seymour M. Lipset und Stein Rokkan

* Sammelrezension von:
JÄGER, Wolfgang: **Bergarbeitermilieus und Parteien im Ruhrgebiet. Zum Wahlverhalten des katholischen Bergarbeitermilieus bis 1933** (= Reihe Bergbau und Bergarbeit). – München: Verlag C. H. Beck 1996. 440 S.
LÄSSIG, Simone: **Wahlrechtskampf und Wahlreform in Sachsen (1895–1909)** (= Demokratische Bewegungen in Mitteldeutschland, Bd. 4). – Weimar, Köln und Wien: Böhlau Verlag 1996. 304 S.
MERGENTHAL, Frank: **„Ohne Knüffe und Püffe geht es da nicht ab." Die „Hottentottenwahlen" 1907 im Regierungsbezirk Düsseldorf** (= Ortstermine. Historische Funde und Befunde aus der deutschen Provinz, Bd. 6). – Siegburg: Rheinlandia Verlag 1995. 274 S.
Modernisierung und Region im wilhelminischen Deutschland. Wahlen, Wahlrecht und Politische Kultur. Hrsg. von Simone LÄSSIG, Karl Heinrich POHL und James RETALLACK. – Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 1995. 180 S.
SCHARTL, Matthias: **Sozialdemokratie und Sammlungspolitik im Raum Flensburg 1870–1914. Die Reichstagswahlen und die Politisierung der Region im nördlichen Schleswig-Holstein** (= Veröffentlichungen des Beirats für Geschichte der Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein, Bd. 17). – Kiel: Malik Regional Verlag 1996. 586 S.
SCHMÄDEKE, Jürgen: **Wählerbewegung im Wilhelminischen Deutschland.** Erster Band: **Die Reichstagswahlen von 1890 bis 1912: Eine historisch-statistische Untersuchung.** Zweiter Band: **Die Reichstagswahlen von 1890 bis 1912: Wahlergebnisse und Strukturen im Kartenbild.** – Berlin: Akademie Verlag 1995. XXXVI, 1000 S. und 20 S., 32 Karten.
Wahlen und Wahlkämpfe in Deutschland. Von den Anfängen im 19. Jahrhundert bis zur Bundesrepublik. Hrsg. von Gerhard A. RITTER (= Dokumente und Texte, Bd. 4). – Düsseldorf: Droste Verlag 1997. 343 S.
WINKLER, Jürgen R.: **Sozialstruktur, politische Traditionen und Liberalismus. Eine empirische Längsschnittstudie zur Wahlentwicklung in Deutschland 1871–1933** (= Schriften des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin, Bd. 75). – Opladen: Westdeutscher Verlag 1995. 478 S.

ihren groß angelegten theoretischen Entwurf „Cleavage Structures, Party Systems and Voter Alignments"; die Bedeutung der Region betonte M. Rainer Lepsius in seinem theoretischen Konzept der Herausbildung spezifischer sozialmoralischer Milieus, das sich explizit gegen einen zu kurz greifenden Klassenansatz richtete. Die in den siebziger und achtziger Jahren erschienenen Arbeiten zur historischen Wahlforschung wußten sich alle mehr oder weniger einem dieser Ansätze verpflichtet. Peter Steinbach vor allem betonte dabei stets die Bedeutung regionaler Untersuchungen von Sozialstruktur und Wählerverhalten und die Notwendigkeit einer Erweiterung um Aspekte der politischen Kultur, die sich insbesondere bei der Analyse von Wahlkämpfen herausarbeiten ließe. Anfang der neunziger Jahre unternahm dann Karl Rohe den Versuch einer Verknüpfung des sozialstrukturellen Modells mit dem Milieukonzept, ausgehend von der Erkenntnis, daß die Sozialstruktur einer politisch-kulturellen Überformung und Ausdeutung bedarf, um (wahl)politische Relevanz zu erlangen.[1]

Die hier umrissenen Ansätze historischer Wahlforschung sind allerdings nicht gleichwertig und -gewichtig untersucht. Es ist eine Zweiteilung der Forschung einerseits in die stärkere Betonung der Arbeit mit „harten" empirischen Daten der Sozialstruktur im weitesten Sinne, andererseits der stärkeren Berücksichtigung „weicher" Aspekte der politischen Kultur, Wahlkampf-, Wahltraditions- und Wahlkulturforschung zu beobachten. Untersuchungen der erstgenannten Richtung bilden bisher den Hauptanteil der Forschung, weshalb die anderen Aspekte vor allem die bestehenden Desiderata umreißen. Neben bisher fehlenden empirischen Gesamtdarstellungen über das Wählerverhalten im Kaiserreich liegen auch Einzeldarstellungen nur zeitlich und räumlich punktuell vor. Insbesondere an gründlichen Untersuchungen einzelner Milieus herrscht großer Mangel. Dieses Ungleichgewicht in der bisherigen Forschung liegt nicht zuletzt daran, daß insgesamt gesehen „rein sozialstrukturelle Ansätze den rein von Wählertraditionen oder anderen regionalen Merkmalen ausgehenden Modellen überlegen" sind (Jürgen R. Winkler, S. 437); ihnen kommt nicht zuletzt deshalb größere Erklärungskraft zu, da ihre Meßbarkeit unumstritten ist. Dennoch plädiert auch Winkler generell für die Berücksichtigung unterschiedlicher Faktorenbündel zur Erklärung von Wählerverhalten, weil ein sich auf

1 Johannes Schauff, Das Wahlverhalten der deutschen Katholiken im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Untersuchungen aus dem Jahre 1928. Hrsg. und eingel. von Rudolf Morsey, Mainz 1975; Arthur Dix, Die deutschen Reichstagswahlen 1871–1930 und die Wandlungen der Volksgliederung, Tübingen 1930; André Siegfried, Géographie électorale de l'Ardeche sous la III[e] République, Paris 1949; Rudolf Heberle, Landbevölkerung und Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung der politischen Willensbildung in Schleswig-Holstein 1918–1932, Stuttgart 1963; Seymour M. Lipset and Stein Rokkan, Cleavage Structures, Party Systems and Voter Alignments: An Introduction, in: Party Systems and Voter Alignments: Cross National Perspectives. Ed. by Seymour M. Lipset and Stein Rokkan, New York, N. Y. 1967, S. 1–64; M. Rainer Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur: Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte, Stuttgart 1966, S. 371–393; Peter Steinbach, Stand und Methode der historischen Wahlforschung. Bemerkungen zur interdisziplinären Kooperation von moderner Sozialgeschichte und den historisch-politischen Sozialwissenschaften am Beispiel der Reichstagswahlen im deutschen Kaiserreich, in: Probleme der Modernisierung in Deutschland; ders., Politisierung und Nationalisierung der Region im 19. Jahrhundert. Regionalspezifische Politikrezeption im Spiegel historischer Wahlforschung, in: Probleme politischer Partizipation im Modernisierungsprozeß. Hrsg. von Peter Steinbach, Stuttgart 1982, S. 321–349; Karl Rohe, Wahlen und Wählertraditionen in Deutschland. Kulturelle Grundlagen deutscher Parteien und Parteiensysteme im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1992.

einen einzigen Ansatz beziehendes Vorgehen nicht zur Interpretation jedes einzelnen Wahlergebnisses ausreiche.

Von den hier anzuzeigenden Arbeiten wissen sich jene von Jürgen R. Winkler, Jürgen Schmädeke und Matthias Schartl dem sozialstrukturellen Erklärungsansatz mehr verpflichtet. Die Untersuchung von Simone Lässig rückt, ebenso wie die Sammelbände von Gerhard A. Ritter und Lässig/Pohl/Retallack, stärker politisch-kulturelle Aspekte ins Zentrum der Betrachtung. Wolfgang Jäger weiß sich Rohes Ansatz der Verknüpfung von Milieu und Sozialstruktur verpflichtet und demonstriert die analytische Stärke des integrativen Forschungsansatzes.

Eine umfassende historisch-statistische Untersuchung der Wahlergebnisse des Wilhelminischen Deutschland, der Urnengänge zwischen 1890 und 1912, hat nun der Berliner Historiker *Jürgen Schmädeke* vorgelegt. Obwohl er Lepsius' Milieukonzept ablehnt, weil alle Versuche der Definition von Milieus „nur allgemeinste gemeinsame Nenner ergeben können" (S. 656), also zu abstrakt blieben, und obwohl er das „Cleavage"-Modell von Lipset/Rokkan nicht eigens thematisiert, argumentiert der Autor doch weitgehend sozialstrukturell. Zur Bestimmung der Wählerschaft aller großen Parteien des Kaiserreiches benutzt Schmädeke durchgehend die Variablen der ökonomischen und der konfessionellen Struktur der Wahlkreise.

Am geringsten ist die Aussagekraft dieser beiden Variablen noch bei der Eingrenzung der Wähler liberaler Parteien, die vom Autor in die beiden Gruppen Nationalliberale und Linksliberale geteilt werden. Für beide gilt, daß sie unter Protestanten eher auf Stimmen rechnen konnten als unter Katholiken. Doch selbst dies beschreibt nur eine Tendenz. So konstatiert Schmädeke für die Linksliberalen in Preußen einen weit stärkeren Zusammenhang mit dem Protestantenanteil der Wahlkreise, als dies außerhalb Preußens der Fall war.

Ganz ähnlich, wenn auch in den statistischen Berechnungen nicht so stark wie bei den Linksliberalen, fallen die konfessionellen Zusammenhänge für die Nationalliberalen aus. Diese scheinen „für ‚national' eingestellte katholische Wähler noch am ehesten eine Alternative für das Zentrum" gewesen zu sein (S. 647 f.). Noch geringer gestalten sich die positiven Zusammenhänge zwischen Wahlerfolg und ökonomischer Struktur eines Wahlkreises.

So läßt sich die Wählerschaft beider Parteien strukturell fast nur negativ eingrenzen: „Sie war überwiegend sicher weder besonders stark agrarisch noch industriell-städtisch und schon gar nicht katholisch bestimmt" (S. 650). Erschwerend kommt bei der Wählerstrukturanalyse noch hinzu, daß keineswegs jede Partei bei jeder Wahl in jedem Wahlkreis Kandidaten nominierte. So verlagerten die Nationalliberalen ihre politischen Aktivitäten zunehmend von den außerpreußischen Regionen nach Preußen, was in dort steigenden und außerhalb Preußens sinkenden Kandidatenzahlen zum Ausdruck kommt. Gleichzeitig verzichteten beide liberale Lager im Zeitverlauf zunehmend häufiger auf Konkurrenzkandidaturen. Darüber hinaus erweist sich die Wählerschaft beider Lager, besonders aber der Nationalliberalen, als ziemlich abhängig von politischen Mobilisierungserfolgen: die Wahlerfolge der Parteien standen in einem deutlichen Zusammenhang zu der Höhe der Wahlbeteiligung. Diese Befunde machen die Existenz eines genuin liberalen Milieus im Kaiserreich eher zweifelhaft.

Diesen Aspekt hat *Jürgen R. Winkler* intensiver analysiert. In seiner theoriegeleiteten empirischen Studie untersucht er die langfristige Entwicklung des deutschen Parteiensystems von 1871 bis 1933 unter Berücksichtigung aller relevanten sozialstatistisch faßbaren Einflußfaktoren. Den Mittelpunkt seiner Analyse bilden weitverbreitete Annahmen über wahlhistorische Zusammenhänge, die nachgerade den Charakter von Vorurteilen haben. Aus dem offenkundigen Niedergang der liberalen Parteien im Verlauf der Weimarer Republik wurde häufig der Schluß gezogen, daß dieser in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Aufstieg des Nationalsozialismus stehe, daß ehemals liberale Wähler der Mittelschichten für die NS-Ideologie besonders anfällig gewesen und in Scharen zu diesen übergelaufen seien. „Die weite Verbreitung dieser Thesen war nun nicht etwa dem Umstand geschuldet, daß die Aussagen besonders gut begründet waren" (S. 306). Winkler unterzieht diese behaupteten Zusammenhänge im folgenden einer gründlichen empirischen Überprüfung und kommt zu dem Schluß, daß Wählertraditionen allein sehr wenig Einfluß auf Wahlergebnisse genommen haben, daß sie aber neben sozialstrukturellen und regionalen Faktoren im Einzelfall durchaus nicht zu vernachlässigen seien. Insgesamt jedoch erweist sich in dieser fundierten Analyse der behauptete „Einfluß der liberalen Wählertradition auf die Entwicklung der Liberalen und der Nationalsozialisten in der Weimarer Republik als weniger stark [...], als man gewöhnlich vorauszusetzen scheint" (S. 438). Winkler gelangt zu dem Schluß, „daß eine Desintegration des politischen Liberalismus nicht stattfinden konnte, weil zuvor keine Integration erfolgt war" (S. 438). Die Nationalsozialisten konnten schon deshalb nicht der Erbe eines „liberalen Milieus" sein, weil sich ein solches liberales Milieu gar nicht in größerem Stile herausgebildet hatte.

Dies deutet darauf hin, daß sozialmoralische Milieus eher auf lokaler oder regionaler denn auf gesamtstaatlicher Ebene zu verorten sein dürften. So verweist auch Hans-Peter Becht in seinem Beitrag über Wahlen und Wahlkämpfe in Baden 1819–1871 (in *Ritter*) auf die starke Heterogenität des badischen Liberalismus (S. 53 ff.). Karl Heinrich Pohl gelangt in seinem Beitrag über Kommunen, kommunale Wahlen und kommunale Wahlrechtspolitik (in *Lässig/Pohl/Retallack*) gar zu dem Ergebnis, daß sich der politische Liberalismus auf kommunaler Ebene nicht nur unwillig erwies, „demokratisierende Tendenzen ernsthaft zu erörtern, sondern auch unfähig, diese zu unterstützen" (S. 93) – recht eigentlich also seinen Namen gar nicht verdiente. Das „liberale Milieu" kann vor Ort also oft eher ein konservatives gewesen sein.

Weitaus einfacher erscheint die strukturelle Bestimmung der Zentrumswählerschaft, denn daß es sich dabei praktisch nur um Katholiken handelte, ist geradezu zum Allgemeinplatz geworden. In der Tat kommt auch Schmädeke hier zu keinem anderen Ergebnis. Andererseits wählten beileibe nicht alle Katholiken das Zentrum, weshalb ein zweiter Blick auf die strukturelle Zusammensetzung der Wählerschaft lohnend ist. Dabei zeigt sich, daß sowohl in den preußischen Ostprovinzen als auch in Elsaß-Lothringen ein hoher Katholikenanteil keineswegs mit Zentrumserfolgen einherging. Der Grund dafür waren „nationale" Gegenkandidaturen. So nominierten und wählten die polnischen Katholiken der preußischen Ostprovinzen ebenso ihre eigenen Kandidaten wie die katholischen „Autonomisten" im annektierten Elsaß-Lothringen. Trotz dieser Besonderheiten sowie der immens wachsenden Zahl der Wahlberechtigten fällt die hohe Konstanz der

Stimmenanteile des Zentrums auf. Von Mobilisierungsschüben im Gefolge hochpolarisierter Wahlkämpfe 1893 und 1907 abgesehen, gelang es dem Zentrum, seine Anteile von 1890 über den ganzen Betrachtungszeitraum von Schmädekes Untersuchung hinweg weitgehend stabil zu halten.

Daraus und aus der konfessionellen Festlegung der Wählerschaft wurde oftmals in der Literatur der Schluß gezogen, daß die Zentrumswählerschaft ansonsten strukturell heterogen zusammengesetzt, das Zentrum sozusagen die erste moderne „Volkspartei" gewesen sei. Hier kommt Schmädeke zu dem Ergebnis, daß davon nur sehr eingeschränkt gesprochen werden kann, wenn darunter eine Entsprechung zwischen der strukturellen Zusammensetzung der Wählerschaft und der sozialstrukturellen Verteilung der katholischen Gesamtbevölkerung verstanden werden soll. So zeigt sich eine deutliche Überrepräsentation des Zentrums in den überwiegend agrarisch geprägten Regionen des Reiches, wo 1907 rund „die Hälfte der katholischen Wahlberechtigten, aber fast zwei Drittel der Zentrumswähler lebten" (S. 642). Gleichzeitig war das Zentrum im ökonomischen Mittelbereich schwach unterrepräsentiert, im großstädtisch-industriellen Bereich sogar stark unterrepräsentiert.

Dies hängt jedoch auch damit zusammen, daß in den außerpreußischen Regionen des Reiches, vor allem in Süddeutschland, ein sehr enger Zusammenhang zwischen dem Industrialisierungsgrad eines Wahlkreises und seinem Protestantenanteil bestand. Dort waren die stark katholischen Wahlkreise zumeist auch stark agrarisch geprägt, während der Protestantenanteil in den großstädtisch-industriellen Wahlkreisen zumeist weit über den jeweiligen regionalen Durchschnittswerten lag. Innerhalb Preußens verhielt sich dies teilweise umgekehrt. Die besonders stark industrialisierte Rhein-Ruhr-Region wies einen besonders hohen Katholikenanteil auf. Hier jedoch lassen sich durchweg sinkende Wahlerfolge der Zentrumspartei feststellen, die offenbar mit Wählerverlusten katholischer Industriearbeiter an die Sozialdemokratie im Zusammenhang stehen. Die insgesamt stabilen Stimmenanteile erklären sich folglich dadurch, „daß es dem Zentrum gelang, im Laufe der Zeit katholische Wähler der anderen nichtsozialistischen Parteien an sich zu ziehen" (S. 643). Während die vorwiegend agrarischen katholischen Gebiete Ostpreußens für das Zentrum wegen des Zusammenhanges von katholischer Konfession und polnischer Nationalität und dementsprechendem Wahlverhalten nicht zu gewinnen waren (die anderen agrarischen Wahlkreise waren protestantisch dominiert), erwies sich das außerpreußische Zentrum weitgehend als ausgesprochene Agrarpartei.

Dennoch stand es damit kaum in Konkurrenz zu den anderen Agrarparteien, weil diese sich – mit der Ausnahme von Teilen Bayerns – weitgehend auf die protestantische Wählerschaft konzentrierten. An erster Stelle ist hier die Deutschkonservative Partei zu nennen, die einzige Rechtspartei, für die sich eine historisch-statistische Analyse der Wählerschaft als sinnvoll erweist, da die anderen Parteien dieses Spektrums nur zeitlich und räumlich punktuell kandidierten. Diese Analyse kennzeichnet die Deutschkonservativen recht deutlich als „‚ostelbisch'-evangelisch-agrarisch[e]" Partei (S. 468), auch wenn sie fallweise außerhalb Preußens einige Erfolge verzeichnen konnte. Diese Tendenz wurde nach der Gründung des antisemitisch geprägten Bundes der Landwirte (BdL) im Jahre 1893 noch verstärkt, der – wie insbesondere seit den Pionierstudien von Hans-Jürgen

Puhle bekannt[2] – zunehmend Einfluß auf die Ideologie der Konservativen erlangte und mit ihnen fallweise, ebenso wie mit den eindeutig und extrem antisemitischen Parteien (z. B. Deutsche Reformpartei, Deutschsoziale Partei, Christlich-Soziale Partei), Wahlabsprachen traf.

Zeitlich und räumlich differenziert konstatiert Schmädeke einen deutlichen Zusammenhang „zwischen der Verringerung und ‚Agrarisierung' der deutschkonservativen Wählerschaft einerseits und dem Phänomen der zunehmenden Industrialisierung" andererseits (S. 655). Die Zahl der stark agrarisch geprägten Wahlkreise wurde im Gefolge des weiter fortschreitenden Industrialisierungsprozesses immer kleiner, und damit sanken nicht nur die Anteile, sondern auch die Stimmenzahlen der konservativen Parteien. Der ökonomische Wandel reduzierte damit praktisch den Deutschkonservativen langsam aber stetig die Wählerbasis. Dagegen konnte auch die Übernahme von Wahlkampfmethoden der verhaßten demokratischen Gegner, wie sie Günther Grünthal in seinem Beitrag über die Wahlkampfführung der Konservativen schon für die Zeit des preußischen Verfassungskonflikts nachzeichnet (in *Ritter*), diesem Trend kaum entgegenwirken.

Die Wahlgeschichte des Deutschen Kaiserreiches ist jedoch zuvörderst immer eine Erfolgsgeschichte der deutschen Sozialdemokratie, und dies gilt insbesondere für das Wilhelminische Deutschland. Nachdem 1890 das zumeist kurz „Sozialistengesetz" genannte „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie" vom Reichstag nicht mehr verlängert worden war, konnte die Arbeiterpartei in den Wahlkämpfen insgesamt betrachtet relativ ungehindert auftreten. Damit begann noch im selben Jahr eine Serie geradezu erdrutschartiger Wahlerfolge, in deren Folge die Sozialdemokratie 1912 nach Stimmenanteilen und auch nach Mandatszahlen zur stärksten politischen Kraft im Kaiserreich wurde.

Alle Korrelationsberechnungen verweisen auf den eindeutigen Zusammenhang zwischen dem Industriearbeiteranteil eines Wahlkreises und den Stimmenzahlen für die Sozialdemokratie. Dabei läßt sich feststellen, daß die SPD im Verlaufe der Industrialisierung immer mehr Wähler außerhalb der städtischen Zentren fand, „gleichsam der Industrie bei ihrer Ausbreitung über die Stadtränder gefolgt" ist (S. 634). Dennoch erweist sich auch die Variable „Konfession" als nicht ohne Bedeutung für die Arbeiterpartei, die offenbar in einem Wahlkreis mit höherem Protestantenanteil über bessere Wahlchancen verfügte. Dies zeigt sich besonders an der katholisch geprägten, hochindustrialisierten Rhein-Ruhr-Region, wo die SPD zwar durchweg Ergebnisse erzielte, die höher als der Protestantenanteil der dortigen Wahlkreise waren, und diese Ergebnisse auch stetig verbessern konnte, jedoch unter dem Industriearbeiteranteil der meisten Wahlkreise blieb. Dennoch ergibt die Analyse Schmädekes für ganz Deutschland einen eindeutigen Primat der Variablen Ökonomie vor der Variablen Konfession (S. 103 ff.).

Damit werden freilich auch die Mobilisierungsgrenzen der SPD deutlich. Trotz Versuchen der Gewinnung der Landarbeiterschaft waren diese für die Sozialdemokratie letztlich kaum zu mobilisieren; der Gegensatz zwischen den Interessen der vor allem

2 Vor allem Hans-Jürgen Puhle, Agrarische Interessenpolitik und preußischer Konservatismus im wilhelminischen Reich. Ein Beitrag zur Analyse des Nationalismus in Deutschland am Beispiel des Bundes der Landwirte und der Deutsch-Konservativen Partei, Hannover 1967.

städtischen Industriearbeiterschaft an niedrigen Brotpreisen und den Interessen der Landarbeiterschaft an höheren Löhnen, die zwangsläufig den Brotpreis erhöht hätten, erwies sich als unüberbrückbar. Auch die Bauern waren wegen der unterschiedlichen Interessen in der Frage der Getreidezölle nicht von der SPD zu begeistern. Ferner waren die zentrumstreuen katholischen Arbeiterwähler, die teilweise in katholischen Arbeitervereinen und Gewerkschaften organisiert waren, für die SPD nicht zu gewinnen. Darüber hinaus erwies sich der rasch wachsende Dienstleistungssektor ebenfalls als weitgehend resistent gegenüber der Sozialdemokratie. Die immer bedeutsamer werdende Angestelltenschicht war vor dem Ende des Kaiserreichs ebenfalls kaum von der SPD zu begeistern. Errechnet man demnach das Industriearbeiterpotential eines Wahlkreises und subtrahiert davon den Schätzwert der zentrumstreuen Katholiken, so ergeben sich „für größere Wahlkreisgruppen relativ genaue Annäherungswerte an das tatsächliche SPD-Resultat im Wahlkreisdurchschnitt von 1912" (S. 636). Gab es für das Zentrum einen „Turm" der Konfession, so gab es für die Sozialdemokratie offenbar einen „Turm" der sozialstrukturellen Bindung, der durch die Konfessionsvariable noch geschwächt werden konnte.

Eine in der Literatur über das Wahlverhalten im Kaiserreich weit verbreitete These lautet, daß die Stimmengewinne der Sozialdemokraten in einem Zusammenhang mit der im Zeitverlauf steigenden Wahlbeteiligung zu sehen seien. Der Sozialdemokratie sei es besser als den anderen Parteien gelungen, bisherige Nichtwähler für sich zu mobilisieren. Dem liegt die Beobachtung zugrunde, daß – insgesamt gesehen – die Wahlbeteiligung über die Dauer des Kaiserreiches hinweg deutlich anstieg; und tatsächlich wuchsen ja auch die Stimmenzahlen der Sozialdemokratie kräftig. Hier vermag sich Schmädeke nicht eindeutig zu entscheiden, konstatiert er doch auf derselben Buchseite (S. 87), daß die SPD „auch von der steigenden Wahlbeteiligung profitiert hat" und daß die SPD „gegenüber schwankender Wahlbeteiligung relativ unempfindlich war". Hier traut m. E. der Autor seinen eigenen Korrelationsberechnungen nicht, die recht eindeutig erweisen, daß im Zeitverlauf zwischen der Wahlbeteiligung und den SPD-Stimmen praktisch überhaupt kein statistischer Zusammenhang besteht.

Dafür aber existieren teilweise erstaunlich hohe Korrelationen zwischen der Erhöhung der Zahl der Wahlberechtigten eines Wahlkreises und den Stimmengewinnen für die Sozialdemokratie. Tatsächlich verhält es sich nun aber so, daß die Zahl der Wahlberechtigten gerade in den Wahlkreisen am stärksten wuchs, in denen die Industrialisierung besonders voranschritt. Mit zu diesem Wachstum trug vor allem die Binnenwanderung junger Männer bei, die von der aufstrebenden Industrie immer mehr als Arbeitskräfte nachgefragt wurden. Es ist nun kaum verwunderlich, daß diese jungen Industriearbeiter bei Erreichen des Wahlalters von 25 Jahren besonders häufig für die SPD stimmten. Winkler (bes. S. 216) zeigt nun in seiner Analyse, daß zwischen der Wahlbeteiligung und den Ergebnissen der Sozialdemokraten keine nennenswerten Zusammenhänge bestehen, hingegen auffällig hohe Korrelationen auftreten zwischen dem Wachstum der Zahl der Wahlberechtigten und Stimmengewinnen der SPD, insbesondere bei steigendem Industrialisierungsgrad eines Wahlkreises.

Die systematische Überprüfung verschiedener Hypothesen über Wahlverhalten in historisch-politischen Zusammenhängen sowie Aufstieg und Niedergang politischer Parteien

bringt Winkler zu dem Ergebnis, daß sozialstrukturelle Ansätze zu deren Erklärung noch immer am besten geeignet sind. „Regionale Unterschiede im Wahlverhalten und regional unterschiedliche Parteiensysteme konnten zu einem großen Teil auf die unterschiedliche Sozialstruktur in den territorialen Einheiten zurückgeführt werden" (S. 437). Freilich sind im Zeitverlauf erhebliche Instabilitäten im deutschen Parteiensystem zu konstatieren, die mit Strukturverlagerungen einhergingen. So waren auch zu Beginn des Kaiserreiches die Sozialprofile der Parteien noch wenig ausgeprägt, sondern bildeten sich erst langsam – mit teilweise erheblichen regionalen Unterschieden – heraus, ebenso wie ihre sozialen Verankerungen. Winklers Befund wird von Schmädeke weitgehend geteilt.

Mit seiner umfassenden historisch-statistischen Untersuchung und deren ausführlicher tabellarischer Dokumentation hat Jürgen Schmädeke ein Werk vorgelegt, das allein schon aufgrund seines Materialreichtums für lange Zeit das Standardwerk zu diesem Thema bleiben wird. Mit 32 farbigen sozialgeographischen und wahlgeographischen Karten im zweiten Band wird dessen Publikation zudem zu einer bibliophilen Kostbarkeit, deren Preis von 475,00 DM durchaus gerechtfertigt ist. Angesichts der bekannten Mittelknappheit wissenschaftlicher Bibliotheken ist jedoch die baldige Publikation einer preiswerten Studienausgabe nachdrücklich zu wünschen, damit dem Werk die verdiente Aufmerksamkeit widerfahren und es als Arbeitsmittel auch genutzt werden kann.

Diese genannten signifikanten Korrelationen lassen sich auch in kleinräumigen Studien herausarbeiten. Am Beispiel Flensburgs hat *Matthias Schartl* eine solche vorgelegt. Darin untersucht er die sozialdemokratische Milieubildung in der Industrialisierungsphase, die nicht nur durch eine strenge Handhabung des „Sozialistengesetzes" erschwert wurde. Im nördlichen Schleswig-Holstein gab es auch eine bürgerliche antisozialdemokratische Sammlungsbewegung, die hier sogar von den Linksliberalen bis zu den Antisemiten reichte, also ein breiteres Spektrum umfaßte, als dies sonst in antisozialdemokratischen Bündnissen im Kaiserreich üblich war.

Der Wahlkreis Flensburg-Apenrade war geprägt einerseits durch die sich relativ rasch und stark industrialisierende Stadt Flensburg, andererseits durch ein agrarisch dominiertes Umland. So ist es auch kaum verwunderlich, daß die Sozialdemokratie ihre Hochburg innerhalb des Wahlkreises in der Stadt Flensburg selbst hatte und dort wiederum „natürlich in den Arbeiterstadtteilen im Norden (Neustadt), in denen sie beständig Ergebnisse von weit über 50 Prozent erreichte" (S. 467). Im ländlichen Gebiet des Wahlkreises lagen die sozialdemokratischen Hochburgen erwartungsgemäß im direkten Umland Flensburgs sowie in der Stadt Apenrade, die sich ebenfalls stetig, jedoch auf niedrigerem Niveau als Flensburg, industrialisierte. Insgesamt also bestätigt Schartls Untersuchung für die Sozialdemokratie die bereits skizzierten reichsweiten Trends. Im Norden Schleswig-Holsteins führte dabei die bürgerliche Sammlungsbewegung zu einer weitgehenden Isolierung der SPD. „Das hatte zur Folge, daß sich die Sozialdemokraten in ihren Organisationen noch fester zusammenschlossen, um politische Gleichberechtigung und Mitwirkung einzufordern, ohne diese aber z. B. im kommunalen Wirkungsbereich jemals erreichen zu können" (S. 474 f.). Dies erschwerte der SPD aber den Zugang zu den dänischen Wählern, deren politische Vertretung zunehmend an Bedeutung verlor. Im dänischen Lager gelang zwar der SPD eine langsame Mobilisierung,

jedoch trat diese später ein, als es aus sozialstrukturellen Überlegungen zu erwarten gewesen wäre.

Neben der Isolierung der Sozialdemokratie erreichte die bürgerliche Sammlungsbewegung noch ein Zweites: Sie machte die Antisemiten salonfähig. Deren Stimmengewinne gingen nach Schartl vor allem zu Lasten der Nationalliberalen, die jedoch ebenso wie die Linksliberalen jederzeit zur Unterstützung eines antisemitischen Kandidaten – wozu Schartl auch den Bund der Landwirte zählt – in Stichwahlen gegen die Sozialdemokratie bereit waren. Zwar sind die Wahlergebnisse des antisozialdemokratischen Lagers großen Schwankungen unterworfen, die offenbar nicht nur in der wechselnd hohen Wahlbeteiligung, sondern auch in der unterschiedlichen Attraktivität der einzelnen Kandidaten bei den jeweiligen Wahlen ihre Ursachen hatten, doch sind innerhalb der Sammlungsbewegung die einzelnen Ergebnisse der Antisemiten bereits in ersten Wahlgängen teilweise beachtlich. Deshalb weist Schartl alle Thesen über feste liberale Traditionen in Schleswig-Holstein insbesondere im Hinblick auf die Zeit nach 1890 vehement zurück. „Schon in der Zeit des Kaiserreiches ist [...] eine antidemokratische Prädisposition der schleswig-holsteinischen Landbevölkerung auszumachen. Diese kennzeichnete auch das politische Verhalten in der Weimarer Republik bei zunehmender Verschärfung der sozialen und wirtschaftlichen Probleme. Auch die Landtagswahlen zeigen diese Tendenz deutlich" (S. 477 f.). Demnach hat sich nicht nur ein relativ homogenes sozialdemokratisches Milieu im Norden Schleswig-Holsteins in der Zeit des Kaiserreiches herausgebildet, sondern auch ein bürgerlich-konservatives, das zwar in sich widersprüchlich war und blieb, jedoch bereits zu Beginn dieses Jahrhunderts deutlich antidemokratische Züge trug.

Gerade der Zusammenhang von hohem Industrialisierungsgrad, starkem Bevölkerungswachstum und großen sozialdemokratischen Erfolgen in städtischen Wahlkreisen war jedoch die wesentliche Ursache dafür, daß die überfällige Neueinteilung der Wahlkreise nicht zustande kam, die der SPD noch weitaus mehr Mandate im Reichstag beschert hätte. Das verweist darauf, daß der bisher oft vernachlässigte Aspekt des Wahlrechts und der Wahlrechtsreform noch gründlicherer Untersuchung bedarf. Dies betonen auch Siegfried Weichlein, Karl Heinrich Pohl und Simone Lässig in ihren Beiträgen in Lässig/ Pohl/Retallack. Im Kern geht es den Autoren dieses Sammelbandes um eine Erweiterung des Forschungsgebietes Historische Wahlforschung durch eine stärkere Akzentuierung von Phänomenen, die sich generalisierend mit den Begriffen „politische Kultur", „Wahl- und Milieukultur" und „politische Mobilisierung" umreißen lassen, wobei speziell auch Wahlkämpfen und der Wahlrechtspolitik auf kommunaler und regionaler Ebene mehr Aufmerksamkeit als bisher gewidmet werden müsse. Insbesondere auf dem Gebiet der Regionalgeschichte werden erhebliche Defizite unter dem Blickwinkel moderner Sozialgeschichte konstatiert, hinter der die Historische Wahlforschung methodisch wie thematisch herhinke. Das generelle Plädoyer zielt darauf ab, daß sich Historische Wahlforschung als interdisziplinäre historische Sozialwissenschaft verstehen soll und kann. Damit soll freilich, dies betonen alle Autoren, keine Abkehr von quantitativen Methoden der Forschung verbunden sein, der Blick dürfe aber auch nicht verkürzt nur auf Sozialstatistik gerichtet werden.

In der Tat kommt dem „Faktor Region" eine Bedeutung zu, die leicht und oft unterschätzt wird. Trotz einer langsam stattfindenden „Nationalisierung von Regional-

kulturen" (Peter Steinbach) hatten diese regionalen politischen Kulturen über das Ende des Kaiserreiches hinweg Bestand. Schmädeke hat deshalb neben der fortlaufenden regionalen Differenzierung seiner Untersuchung in einem eigenen Kapitel das Thema „Reichstagswahlen und Regionen" behandelt. Auch Schartls Untersuchung hat ja eine konkrete Region zum Untersuchungsgegenstand.

Simone Lässig verknüpft mit ihrer Habilitationsschrift über Wahlrechtskampf und Wahlreform in Sachsen (1895–1909) Aspekte der Wähler- und Wahlrechtsforschung. Das hochindustrialisierte Königreich verfügte zu Beginn des Betrachtungszeitraums von Lässigs Untersuchung über ein – gemessen an Preußen – relativ progressives Wahlrecht, auch wenn es (wie in allen Einzelstaaten zu dieser Zeit) hinter dem allgemeinen, freien, gleichen und geheimen Reichstagswahlrecht herhinkte (vgl. S. 51 ff.). Obwohl in Sachsen das „Sozialistengesetz" besonders restriktiv gehandhabt wurde, konnten die Sozialdemokraten auch bei Landtagswahlen zunehmend Stimmen und Mandate gewinnen. Konservative und Nationalliberale, hier als „Ordnungsparteien" besonders stark verwoben (S. 41), griffen zur Bekämpfung der „roten Gefahr" zur Einführung des in Preußen von der Sozialdemokratie boykottierten Dreiklassenwahlrechts. Die Landtagsdebatte über die Wahlrechtsänderung vom 10. Dezember 1895 markiert den Beginn des sächsischen Wahlrechtskampfes (vgl. S. 68 ff.). Ab dem 28. März 1896 war das neue Dreiklassenwahlrecht in Kraft (S. 80). Die Vorgeschichte dazu hat Wolfgang Schröder in seinem Beitrag über Wahlrecht und Wahlen in Sachsen 1866–1896 (in *Ritter*) skizziert.

Diesen Kampf um ein anderes Wahlrecht, an dessen Ende die Einführung eines in Deutschland einmaligen Pluralwahlrechts im Jahre 1909 stand (S. 230), das zwar die Sozialdemokratie noch immer benachteiligte, im Vergleich zum Dreiklassenwahlrecht jedoch einen unzweifelhaften Fortschritt bedeutete, stellt Simone Lässig in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung. Sie will dabei den Verlauf und das Ergebnis der innenpolitischen Reform in Sachsen nicht zuerst aus einer rückwärtsgewandten normativen Perspektive gewertet sehen, wie dies bisher in der Literatur meist üblich war, sondern stärker den prozessualen Charakter betont und die Qualität der Reform am Status quo ante gemessen wissen. Dadurch geraten auch Phänomene der politischen Kultur, wie sich wandelnde Modalitäten des Konfliktaustrags beispielsweise in Form der hier erstmals stattfindenden Massendemonstrationen, stärker in den Blick. So erweist sich der Wahlrechtskampf in Sachsen als Teil eines Modernisierungs- und Demokratisierungsprozesses, auch wenn an dessen vorläufigem Ende weiter „wichtige Hemmnisse und Blockierungsmechanismen auf dem Weg zum Parlamentarismus" bestanden (S. 252). Immerhin aber war es in Sachsen, anders als im benachbarten Preußen, eben doch zu einer Abschaffung des besonders restriktiven Dreiklassenwahlrechts gekommen. Noch im Jahre 1909 erwies sich bei den Landtagswahlen, daß die Sozialdemokratie nun in der Tat besser abschnitt, als dies unter dem vorherigen Wahlrecht möglich gewesen wäre. Freilich: Unter dem Reichstagswahlrecht hätte sie auch bei Landtagswahlen viel besser abgeschnitten, so wie die ganze Zeit über bei den Reichstagswahlen, wo die sozialdemokratischen Wahlergebnisse dem Königreich seinen Ruf als „rotes Sachsen" bescherten.

Simone Lässig betont gleichermaßen die Unterschiede Sachsens gegenüber Preußen wie gegenüber den – demokratietheoretisch fortgeschritteneren – süddeutschen Staaten. Ohne das *Ziel* aus dem Blick zu verlieren, räumt sie doch dem *Weg* dahin einen

angemesseneren Platz ein, als dies bisher in der Literatur üblich war. Sie untermauert am Beispiel Sachsens, daß „politisch-kulturelle Transformationsprozesse [...] nur zu begreifen [sind] durch die Anerkennung und prozessuale Analyse des Wechselverhältnisses von Modernisierung und Beharrung, von Entwicklung und Stagnation" (S. 258). Ebenso wie James Retallack plädiert die Autorin am Beispiel Sachsens für eine stärkere Berücksichtigung der „weicheren" Aspekte in der historischen Wahlforschung.

Die Verbindung von „härteren" und „weicheren" Aspekten historischer Wahlforschung, ein integrativer Ansatz, kennzeichnet die Untersuchung von *Wolfgang Jäger* über das Wahlverhalten des katholischen Bergarbeitermilieus vor 1933. Eng angelehnt an das Milieukonzept von M. Rainer Lepsius und seine Erweiterungen bzw. Präzisierungen durch Karl Rohe, leistet Jäger einen wichtigen Beitrag zur Regionalgeschichte des Ruhrreviers. Er analysiert die Herausbildung unterschiedlicher Bergarbeitermilieus vor allem entlang der Konfessionen und der Nationalitäten von ihrer Konstituierungsphase ab den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts bis zum Ende der Parteien im Jahre 1933.

Das katholische Bergarbeitermilieu fand nicht nur, wie auch Schmädeke anhand der dortigen geringen Mobilisierungskraft der Sozialdemokratie feststellte, im Zentrum seine politische Vertretung, es gelang ihm auch, die Zentrumspartei maßgeblich zu beeinflussen. So trug das Zentrum im Ruhrrevier deutliche Züge einer Arbeiterpartei, hatte hier seinen stärksten „linken" Flügel. Die SPD, der Jäger hier Züge einer Sammlungsbewegung unterschiedlicher Protestpotentiale bescheinigt (S. 28), konnte nur langsam an den Rändern dieses Milieus vordringen. Damit bestätigt Jägers Analyse für das Kaiserreich weitgehend Schmädekes Ergebnisse, vertieft diese und faßt sie mit dem Milieukonzept in politisch-kulturelle, sozialgeschichtliche Bezüge.

Auf dieser Grundlage untersucht Jäger dann weiter das Wahlverhalten in der Weimarer Republik, das ihm durch eine „dramatische Erosion katholischer Bergarbeitermilieus" (S. 126) gekennzeichnet erscheint. Jürgen W. Falter hatte in seiner grundlegenden, für die Erforschung des Wahlverhaltens in der Weimarer Republik Maßstäbe setzenden Untersuchung über „Hitlers Wähler"[3] bereits nachdrücklich gegen einen idealisierten Arbeiterbegriff Stellung bezogen und darauf verwiesen, daß auch Arbeiter zu den Nazi-wählern gehörten. Jäger konstatiert am Beispiel der letzten Betriebsratswahlen 1933: „Fast ein Drittel der erwerbstätigen Bergarbeiter an der Ruhr hatten den Nazis ihre Stimmen gegeben" (S. 11), macht aber darauf aufmerksam, daß daran anknüpfende Fragen aus sehr unterschiedlichen Perspektiven gestellt werden können. Es kann einerseits die Frage gestellt werden: „Warum war diese Zahl so hoch, waren Bergarbeiter auf nationalsozialistische Versprechungen hereingefallen usw.?", wie andererseits die Frage gestellt werden kann: „Warum lagen diese Ergebnisse so klar unter den NSDAP-Anteilen der drei Wochen zuvor durchgeführten Reichstagswahl, erwiesen sich Bergarbeiter so resistent gegenüber dem Nationalsozialismus usw.?" (ebd.).

Die umfassende Detailanalyse bringt Jäger zu dem Ergebnis, daß nicht einfach von je einem katholischen, sozialdemokratischen, kommunistischen oder nationalen Bergarbeitermilieu gesprochen werden kann, sondern daß diese Milieus jeweils wieder in unterschiedliche regionale und lokale Teilkulturen von zu verschiedenen Zeitpunkten

3 Jürgen W. Falter, Hitlers Wähler, München 1991.

unterschiedlicher Stärke aufgespalten waren. Als übergreifendes Moment fällt dabei beispielsweise ins Auge, daß die Bergarbeiterfrauen „das festeste Fundament im katholischen Bergarbeitermilieu" bildeten (S. 316), die 1928 nahezu doppelt so häufig das Zentrum wählten wie ihre Männer. Im Ergebnis zeigt sich so, „daß die Milieus und Teilkulturen die größte Resistenz gegenüber dem Nationalsozialismus besaßen, die die längste politisch-kulturelle Überformung besaßen" (S. 324). Diese Beobachtung gilt unabhängig von den Traditionen, die ein Milieu begründeten, sie gilt übrigens – wie Jäger treffend anmerkt – auch unabhängig von der Zeit; denn auch heute führen Protestgründe „nur dann zur Rechtsorientierung, wenn schon rechtsextremistische Einstellungen vorhanden sind" (ebd.). Mit seiner Untersuchung setzt Jäger neue Maßstäbe für künftige Analysen regionaler politischer Kulturen.

Einer einzelnen Wahl ist die Untersuchung von *Frank Mergenthal* gewidmet; er untersucht die „Hottentottenwahlen" des Jahres 1907 im Regierungsbezirk Düsseldorf. Obwohl es sich dabei um eine hochindustrialisierte Region handelte – der Regierungsbezirk umfaßte das von Kleve, Moers, Duisburg, Oberhausen, Essen, Mönchengladbach, Solingen, Elberfeld und Barmen umgrenzte Gebiet –, verzichtet der Autor auf eine Analyse der Zusammenhänge von Sozialstruktur und Wahlverhalten. Statt dessen untersucht er die oft vernachlässigten Aspekte der Organisationen der Parteien vor Ort, der Formen und Methoden des Wahlkampfs sowie der Wahlkampfthemen und der Parteipositionen dazu.

Eine Reichstagsauflösung nach dem Scheitern eines Nachtragsetats hatte die Wahlen von 1907 erforderlich gemacht. Zur Bekämpfung einer Reihe von Aufständen in den deutschen Kolonien, insbesondere der Herero und der verächtlich als Hottentotten bezeichneten Nama in Südwestafrika, verlangte die Regierung mehr Geld für das Militär; als dieses nicht bewilligt wurde, kam es zur Auflösung des Reichstags und zu Neuwahlen. Da es um eine genehmere Zusammensetzung des Reichstags ging, mischte sich die Regierung kräftig in den Wahlkampf ein. Die Folge war eine hochgradige Politisierung und Polarisierung der Wählerschaft nach einem besonders harten und intensiven Wahlkampf.

Insofern stellen die Wahlen von 1907 die Ausnahme, nicht die Regel im Wilhelminischen Deutschland dar. Mergenthal konstatiert vor diesem Hintergrund zweifellos treffend, daß es den Parteien nun nicht mehr genügte, „den Wahlkreis zu gewinnen; es ging ihnen darum, *jeden* Wähler für sich zu mobilisieren, den sie erreichen konnten" (S. 219). Sein anschließendes Fazit allerdings – „Die Art und Weise, wie dieses Ziel im Wahlkampf angegangen wurde, war im Wilhelminischen Reich bereits beeindruckend gut durchorganisiert" (ebd.) – macht denn doch die Ausnahme zur Regel. Dieser Sachverhalt läßt sich anhand der besonderen Konstellation in diesem Wahlkampf beobachten, der mit besonderer Intensität gegen die „Reichsfeinde", vor allem gegen die Sozialdemokratie geführt wurde. Es müßte gezeigt werden, daß beispielsweise der „normalere" Wahlkampf von 1912 ähnlich gut durchorganisiert verlief.

Zu vermuten steht hier, daß es für die Organisation von Wahlkämpfen ähnliche Mobilisierungsschübe gab, wie sich dies an den Wahlbeteiligungsraten im ganzen Kaiserreich ablesen läßt. Dort bewirkten die hohen Mobilisierungen von Wählern nach stark polarisierenden Wahlkämpfen 1878 („Attentatswahlen") und 1887 („Septennatswahlen"), daß der danach zu beobachtende Rückgang der Wahlbeteiligung nicht so stark

ausfiel, daß das vorherige Beteiligungsniveau wieder erreicht worden wäre. Der Sockel der Wählerzahl wurde durch solche Mobilisierungsschübe also aufgestockt. Auch 1912 erreichte die Wahlbeteiligung nicht mehr den Stand von 1907, blieb jedoch über dem von 1903. Analog dazu deutet einiges darauf hin, daß der Organisierungsgrad der Wahlkämpfe, auch wenn er nach solchen Ausnahmewahlen wieder zurückging, höher als vor diesen Wahlen war und blieb. Doch handelt es sich bei der Erforschung der Wahlkampforganisation, wie Mergenthal zu Recht bemerkt, bisher um „ein Stiefkind der historischen Wahlforschung" (S. 220).

Der geheime Charakter von Wahlen einerseits, das Fehlen einer entwickelten Umfrageforschung vor dem Zweiten Weltkrieg andererseits bewirken, daß die Ergebnisse von Wahlen nur auf Gebietsebene vorliegen – also als aggregierte Daten – und daß es dazu keine entsprechenden Daten für einzelne Personen – also Individualdaten – gibt, sei es solche die soziale Zugehörigkeit im weitesten Sinne betreffend, sei es andere. Deshalb ist die Historische Wahlforschung vor eine Reihe von Schwierigkeiten gestellt und vor Fehlurteilen nicht gefeit. Mit Hilfe ausgefeilter statistischer Methoden lassen sich jedoch teilweise erstaunliche Zusammenhänge herausarbeiten, auch wenn dies für Anhänger einer rein quellenorientierten Geschichtswissenschaft leicht in den Ruch von Erbsenzählerei geraten mag. Zweifellos aber können theoriegeleitete Analysen, die sich dieser sozialwissenschaftlichen Methoden bedienen, am Ende doch weit mehr erbringen als nur einen Beitrag zur Beantwortung der Frage, wer wen warum gewählt hat. Vielmehr liefern gerade die langfristig wirksamen Momente der politisch-kulturellen Überformung sozialstruktureller Gebilde, der Milieubildung und Parteienbindung, selbst wiederum einen wichtigen Beitrag zur Sozialgeschichte. So erweist sich auch der Methodenstreit über die Bedeutung „härterer" und „weicherer" Aspekte des Wahlverhaltens letztlich als falsche Alternative. Beide Seiten der gleichen Medaille bedürfen der Berücksichtigung. So lassen sich einzelne Milieus nur durch die Kenntnis der Sozialstruktur herausarbeiten. Erst vor dem Hintergrund des jeweiligen Wahlrechts werden aber konkrete Wahlkämpfe verständlich, deren Bedeutung für das Wählerverhalten ebenfalls nicht unterschätzt werden sollte. Das Resümee, daß dabei noch viel Detailarbeit zu leisten bleibt, ist – explizit oder implizit – allen vorgestellten Studien gemeinsam.

„Die Macht der Geschichte – Ungarn 1848/1956 und 1989 – Geschichte als Politikum in Diktatur und Systemwechsel"

Eine Tagung des Instituts für Grundlagen der Politik am Fachbereich Politische Wissenschaft der FU Berlin im Haus Ungarn, Berlin

Von Petra Bock

„Geschichtspolitik" ist ein neues Forschungsfeld, das am Institut für Grundlagen der Politik an der Freien Universität Berlin im wissenschaftlichen Umfeld von Peter STEINBACH neu eingeführt werden soll. Nach der Konstitutierung einer Ad-hoc-Gruppe „Geschichte und Politik" in der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft im Februar dieses Jahres setzte die Freie Universität mit einer von der Volkswagenstiftung finanziell unterstützten und in Zusammenarbeit mit dem Haus Ungarn Berlin ausgerichteten Fachtagung „Die Macht der Geschichte – Ungarn 1848/1956 und 1989 – Geschichte als Politikum in Diktatur und Systemwechsel" vom 10. bis 12. April 1997 nach. In vergleichender Perspektive wurde die Relevanz der Wahrnehmung und Deutung von Geschichte in politischen Prozessen sowohl in Ungarn als auch in Deutschland beleuchtet. Im Mittelpunkt standen dabei die ungarische Revolution von 1956, ihre historischen Vorbilder und ihre Wirkung als historisches Vorbild für den Umbruch von 1988/89.

Referenten und Gäste, ungarische, deutsche und österreichische Politologen bzw. Historiker, die zum Teil Zeitzeugen der 56er Ereignisse waren, garantierten lebhafte Diskussionen, die manchmal selbst Lehrstücke geschichtspolitischer Debatten wurden. Doch dieses Problem stellt sich für beinahe alle Tagungen, die die jüngste Geschichte sozialistischer Staaten und postsozialistische Politik zum Thema haben. Geschichtspolitik macht natürlich nicht halt vor den „heiligen Hallen der Wissenschaft", und deshalb scheint es um so dringlicher, dem Phänomen konzeptionell-analytisch zu begegnen.

In seinem Einführungsvortrag zum Thema „Geschichtspolitik als wissenschaftliches Problem" konstatierte Steinbach, daß Erinnerung einer Gesellschaft nicht automatisch zuwachse, sondern eine aktuelle Form der Auseinandersetzung sei, die von gegenwärtigen Interessen bestimmt werde. Die Politik suche Anlässe, um Erinnerung zu inszenieren und Vergangenheit als gedeutetes Ereignis einzusetzen. Politik mit Geschichte ginge, so zeigten es die Erfahrungen nach der Überwindung der deutschen Diktaturen, über Legitimations- und Deutungszusammenhänge hinaus, mit der Notwendigkeit der Politikfolgenbewältigung einher. Beide Prozesse hingen eng mit den für Politologen entscheidenden Kategorien von Macht und Gruppeninteressen zusammen, die es wissenschaftlich zu analysieren gelte.

Die Referate zu Geschichte und Politik in Ungarn zeigten die Bandbreite der historischen Bezugspunkte in der neueren ungarischen Geschichte und wurden ergänzt durch drei Vorträge, die Zusammenhänge und Vergleichsperspektiven in bezug auf Deutschland herstellten. János BAK von der Central European University Budapest konzentrierte sich in seinem Vortrag zur „Historisierung von Politik und Politisierung von Geschichte"

auf die Mediävisierung der Gegenwart im Ungarn des späten 19. Jahrhunderts und nach 1989. In den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte man aus nationalistisch-legitimatorischen Gründen recht willkürlich das Datum der ungarischen Landnahme auf das Jahr 895 festgelegt. Als die mit großem Pomp geplanten Milleniumsfeiern mit der Weltausstellung in Antwerpen zu kollidieren drohten, verschob man das nationale Ursprungsdatum kurzerhand auf das Jahr 896 und konnte somit bequem die Besucherströme und die internationale Aufmerksamkeit für das Jahr 1896 auf sich ziehen. Doch nicht nur tagespolitische Opportunitätsgründe, sondern handfeste Legitimations- und Abgrenzungsbilder entdeckte Bak in der ungarischen Historienmalerei, die stark auf eine Abgrenzung eines Ungarntums von einem als niedrigstehender interpretierten Slaventum abzielte. Mit historisch genau rekonstruierten Details in der Darstellung von Rüstungen und Waffen versuchte man, so Bak, von eher phantasievollen historischen Deutungen der tatsächlichen Ereignisse abzulenken. Doch auch nach dem Ende des Kommunismus in Ungarn hat die Faszination des Mittelalters auf die ungarische Politik nicht nachgelassen. Der auch von den Kommunisten begangene – freilich umgewidmete – Nationalfeiertag zur Erinnerung an Stephan den Heiligen am 20. August wurde von der konservativen Regierung Antall wieder in seiner ursprünglichen Bedeutung als höchster Nationalfeiertag eingeführt und erfreut sich allgemeiner Beliebtheit. Das ungarische Nationalsymbol wurde auf Kosten der Erinnerung an 1848 nicht das Kossuth-Wappen, sondern die Stephanskrone. Aber nicht nur die Politik, sondern auch der Unterhaltungssektor setzt die mittelalterliche Geschichte in aktueller Deutung für eigene Zwecke ein: die Rockoper „Stephan der Heilige" mit ihren eigenwilligen, konsumgerechten historischen Parabeln wurde, ganz gegen die Vorbehalte der Historiker, zu einem Kassenschlager.

Über die Bedeutung der Revolution von 1848 für die Revolution von 1956 sprach der ehemalige ungarische Botschafter in Deutschland, Gábor Erdödy, der als Mitarbeiter des Kulturministeriums wohl auch an der Vorbereitung des nächsten großen geschichtspolitischen Ereignisses, der Feierlichkeiten zum 150jährigen Jubiläum der 1848er Revolution in Ungarn, beteiligt sein dürfte. Erdödy verwies auf die Bedeutung von 1848 in den ungarischen Bemühungen um Freiheit, Demokratie und nationale Unabhängigkeit, die sich auch 1956 als zentrale Probleme stellten. Der Unterschied lag lediglich in den Akteuren und Gegnern. Die Rolle der Habsburger im 19. Jahrhundert übernahmen die Sowjets im 20. Jahrhundert. In der Tat läßt sich die symbolische und intellektuelle Erinnerung an 1848 in den Ereignissen von 1956 als geschichtspolitisches Movens nachweisen. Helden des vergangenen Jahrhunderts liehen Oppositionszentren wie dem Petöfi- und dem Kossuth-Klub ihre Namen, ihre Denkmäler in der Hauptstadt wurden zu Treffpunkten für Demonstrationen und Debattierzirkel. Eine der ersten Amtshandlungen der revolutionären Nagy-Regierung war die Wiedereinführung des Kossuth-Wappens und des 15. März als Nationalfeiertag zum Gedenken an die 1848er Revolution. Die Bezugnahme auf und die Deutung von Geschichte war während der Wochen der 56er Revolution so zu einem politischen Code geworden, der die revolutionären Kräfte unterschiedlichster politischer Couleur verband und als gemeinsamer symbolischer Leitstern für politisches Handeln fungierte.

Edgar Wolfrum (FU Berlin) lenkte mit seiner fundierten Analyse über die „‚Lehren' von 1848 als politisches Leitbild im kalten Krieg der 1950er Jahre" den Blick auf

Deutschland, Frankreich und Österreich. Jedes dieser Länder habe der 1848er Revolution eine eigene Funktion im politischen Kontext der Nachkriegszeit gegeben. In den westlichen Besatzungszonen wie in der sowjetisch besetzten Zone hatten die Feierlichkeiten zum Jahrhundertjubiläum, so Wolfrum, eine Binnen- und eine Außenfunktion. Nach innen sollten die normativen Grundlagen des eigenen Systems legitimiert und nach außen von den ideologischen Gegnern abgegrenzt werden. In den Jahren nach der getrennten Staatenbildung wurde in Westdeutschland eine direkte Linie zwischen der Paulskirche und dem Bonner Parlamentarismus gezogen, während sich Ostberlin in die Tradition der 48er Barrikadenkämpfe und der Veröffentlichung des Kommunistischen Manifests stellte. In Frankreich diente die Revolution als einheitsstiftende innenpolitische Integrationsklammer, um die „Kluft der erst vor kurzem überwundenen *guerre franco-française*" zu überbrücken. Österreich dagegen nutzte die Feierlichkeiten und wissenschaftlich-politischen Kolloquien des Jubiläums zur „Ex-post-Affirmation der kleindeutschen Lösung nach der Erfahrung des ‚großdeutschen Reiches'".

András B. Hegedüs, Geschäftsführer des Budapester Instituts für die Geschichte der Revolution von 1956, beantwortete die kontroversen Fragen um die Ereignisse im Herbst 1956 aus der Sicht neuester Forschungserkenntnisse. Die Erinnerungen und Deutungen der überlebenden Revolutionäre und der westlichen Forschung sieht er durch aktuelle Aktenstudien voll bestätigt. 1956 fand in Ungarn eine spontane Volkserhebung statt; die Hinrichtungslisten aus den Folgejahren der Revolution zeigen, daß die Opfer der Kommunisten aus allen Gesellschaftsschichten stammten und die Ereignisse damit rechtens über einen Arbeiteraufstand hinaus als Revolution auf gesellschaftlich breitester Basis bezeichnet werden können. Die Ereignisse wurden – entgegen der Behauptungen der ehemaligen kommunistischen Machthaber – *nicht* von außen gesteuert. Der Westen, so Hegedüs, war ebenfalls unvorbereitet, auch wenn Radio Free Europe bei den Aufständischen Hoffnungen nach einer Intervention zu ihren Gunsten verbreitete und die politische Einflußnahme zugunsten des rechten Lagers um Kardinal Mindzenty verstärkte. Neue sowjetische Akten, die im Vorfeld des 40. Jahrestages der Revolution auftauchten, geben Einblicke in die durchaus kontroverse Diskussion innerhalb der sowjetischen Führung über eine Intervention in Ungarn. Schließlich setzten sich aber um den 4. November angesichts der Suezkrise und einer promilitärischen Stellungnahme Pekings die Falken um Molotow und Woroschilow im Kreml durch. Neue Erkenntnisse gibt es auch über die Bildung der Regierung Kádár in Moskau. Der von den Sowjets gekürte Regierungschef scheint danach in einer Nacht in Moskau „umkrempelt" worden zu sein. Zu Beginn habe er die prophetischen Worte gesprochen, die Position der Kommunisten im Fall einer Invasion werde „gleich null" sein. Tags darauf habe er bereits im wesentlichen die sowjetischen Positionen übernommen. Die Hinrichtungen nach der gewaltsamen Niederschlagung der Revolution wurden z. T. ausdrücklich durch die Sowjets beeinflußt, einigen Forderungen kam die ungarische Seite nicht nach. Im Fall des Prozesses gegen Imre Nagy ist aber nachgewiesen, daß die Anklageschrift auf höchster Ebene mit der sowjetischen Führung abgesprochen wurde.

Gyula Borbándi, Journalist und emigrierter Ungar in München, referierte über die Erinnerung an 1956 im Exil, beschränkte sich aber auf eine Darstellung der verschiedenen ungarischen politisch motivierten Emigrationsgruppen und des allmählichen und

generationell bedingten Bedeutungsanstiegs der 56er Emigranten. – Stephan WOLLE vom Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung in Dresden beleuchtete in seinem Vortrag zu „Mutmaßungen über das Jahr 1956. Wahrnehmungen des ungarischen Volksaufstandes in der DDR" die literarische Rezeption der Ereignisse durch Uwe Johnson und Christa Wolf in der DDR und stellte seinen Analysen der Romane „Mutmaßungen über Jakob" und „Nachdenken über Christa T." Stimmungsberichte über die Bevölkerung aus Akten der SED und des MfS gegenüber. Wolle interessierten die Mutmaßungen innerhalb der DDR über ein Ereignis, das sich außerhalb ihrer Grenzen abspielte und ihren Bewohnern gleichsam eine „Perspektive aus dem ‚Auge des Orkans'" gab. Beinahe unbemerkt ziehe sich der Handlungsstrang in Johnsons Roman „analog zur politischen Fieberkurve der politischen Ereignisse" des Oktober/November 1956. Christa Wolf habe in ihrem eher unpolitisch wirkenden Buch über „Christa T." die Ereignisse in Ungarn als Generationserlebnis an zentraler Stelle verarbeitet. Neben den relativ gut erforschten und ebenfalls breit literarisch rezipierten Vorgängen um die sog. Harich-Gruppe und die Unruhe an den Universitäten der DDR durch Schriftsteller und Publizisten wie Gerhard Zwerenz, Stephan Heym oder Erich Loest wies Wolle nach, daß die Revolution in Ungarn auch die Basis in Partei und Betrieben unruhig werden ließ. Die SED-Führung versuchte, mit sozialpolitischen Maßnahmen Konsequenzen aus ihren noch frischen Erfahrungen mit dem 17. Juni 1953 zu ziehen.

Einen äußerst differenzierten Beitrag brachte der ehemalige Systemkritiker und heutige liberale Parlamentsabgeordnete Ferenc KÖSZEG unter dem Titel: „1956 – eine Revolution, geprägt nach unserem eigenen Bild". Köszeg zeichnete den Weg der Interpretation der 56er Ereignisse in der oppositionellen Bewegung der jüngeren Generation nach. Ursprünglich auf die Niederschlagung des Prager Frühlings als zentrales historisches Ereignis fixiert, habe sich bis Anfang der 80er Jahre nach und nach eine eigene, positive Rezeption von 1956 entwickelt, die freilich innerhalb der sich als links verstehenden Gruppierungen in und außerhalb Ungarns stark voneinander abwich. Im Zuge der Wiederentdeckung der Revolution Mitte der 70er Jahre strich Köszeg drei wesentliche Deutungen heraus: Der Franzose Claude Lefort sah in der ungarischen Revolution einen kapitalismus- und bürokratiefeindlichen, auf Gemeineigentum orientierten Vorläufer eines Eurokommunismus, während Ferenc Fehér und Agnes Heller in ihr eine Kombination von direkter und repräsentativer Demokratie und damit eine Alternative zur westeuropäischen parlamentarischen Demokratie erblickten. Aus marxistischer Sicht interpretierte Ferenc Donath 1956 als Versuch, die Besitzverhältnisse nach der Marxschen Revolutionsdefinition von Staatseigentum in Gemeineigentum umzuwandeln. Bill Lomax vermochte es, mit seinen „extrem linken Positionen" in seinem Buch „Ungarn 1956" u. a. durch gute Kontakte in der ungarischen Opposition Gehör zu finden. Seine Betonung der revolutionären Rolle der Arbeiterräte lieferte gegen das kádáristische Argument, der Aufstand sei eine Konterrevolution von vom Westen geführten Faschisten gewesen, wichtige Schützenhilfe. Im ganzen, so Köszeg, habe sich die Opposition in Ungarn Ende der 70er Jahre jedoch weitgehend von reformsozialistischen Positionen entfernt und ihr Hauptaugenmerk auf eine „totale Systemwende" in Richtung parlamentarischer Demokratie und Marktwirtschaft gelegt. Die 56er Revolution wurde in diesem Zusammenhang vor allem im Kreis um die Samisdatzeitschrift „Beszélö" neu gewichtet. Den

entscheidenden, bis in die Gegenwart fortwirkenden Bruch sah man in dem von Kádár gewaltsam ausgeschlagenen Kompromiß, die Arbeiterräte und die Gewerkschaftsfreiheit anzuerkennen und dafür die Herrschaft zu behalten. Diese Ablehnung habe, so János Kis im Jahre 1986, den „politischen Stil der Machthaber" bis auf den heutigen Tag geprägt. Die gegenwärtige Krise sei nicht lediglich eine des Systems, sondern eine der um die Krise zwischen 1956 und 1957 festgeschriebenen und praktizierten Machtprinzipien. Eine Interpretation von 1956, die sich mit der Kontinuität der Macht noch vereinbaren lasse und den Dialog dennoch nicht ausschließe, wurde zur Forderung an die Parteireformer. Tatsächlich erfolgte die entscheidende Systemwende in Ungarn durch die Neubewertung von 1956 innerhalb der kommunistischen Partei. Die ungeahnte Lautstärke rechtsradikaler und rechtskonservativer Vereinnahmungsversuche der Ereignisse von 1956 habe nach 1989, so kritisiert Köszeg, die demokratische Oppositionsbewegung an die Seite ihrer ehemaligen Gegner zurückweichen lassen. Anstatt die vormals vertretene Rechenschaft von den alten Machthabern zu fordern, habe sie sich gegen einen umfassenden Elitenwechsel und eine juristische Aufarbeitung der kommunistischen Vergangenheit gestellt. Man habe vorschnell der Rechten die Deutung und politische Besetzung der Revolution überlassen. Heute – so Köszeg am Ende eher resignierend – habe der 23. Oktober als Tag der Revolution fast keine Bedeutung mehr.

Csilla Machos (Humboldt-Universität zu Berlin) dagegen zeigte in ihrem Vortrag „Wem gehört 1956? Die Auseinandersetzungen in den Parteien um Erbe und Erben der Ereignisse im postsozialistischen Ungarn", daß alle Parteien, gleich welcher politischen Färbung, die Revolution von 1956 als historisches Erbe reklamieren. Der erste Beschluß des ersten freien Parlaments im Jahre 1990 galt – so kurios das für deutsche Ohren klingen mag – der gesetzlichen Verankerung der Bedeutung der Revolution von 1956. Die Thesen Machos' legen den Schluß nahe, die Revolution habe sich seitdem im nachhinein zu Tode gesiegt. Während sie sogar als Tabu in der Kádár-Ära ein spannungsreiches Dasein in der kommunistischen Öffentlichkeit und der oppositionellen Gegenöffentlichkeit geführt hat, scheint sie seit ihrer Vereinnahmung durch alle politischen Kräfte kaum mehr eine Rolle zu spielen. Jede Partei hat sich ein eigenes Revolutionsbild zurechtgemacht, ohne daß ein öffentlicher Konsens über die Plausibilität oder Legitimität des einen oder anderen Bildes entsteht. Es bleibt abzuwarten, ob die historische Forschung, die zumindest recht einhellige Urteile fällt, Gehör findet oder Geschichtspolitik in Ungarn gänzlich tagespolitischen und eigenlegitimatorischen Gesetzen gehorcht.

Petra Bock (Humboldt-Universität zu Berlin) richtete in ihrem Vortrag „‚Aufarbeitung' der DDR-Diktatur als Politikum im Umbruch von 1989 und im Prozeß der deutschen Einigung" den Blick auf die politischen Auseinandersetzungen um die materiellen Folgen der Vergangenheitsaufarbeitung im letzten Jahr der DDR. Sie plädierte dafür, den weithin ungeliebten Begriff der „Vergangenheitsbewältigung" in der Forschung in die beiden gut operationalisierbaren Komplexe „Geschichtspolitik" und „Vergangenheitspolitik" zu trennen, wobei sie letztere in Anlehnung an die Arbeiten Claus Offes und Norbert Freis als den „Umgang mit dem institutionellen und personellen Erbe eines überwundenen Systems im politischen Prozeß mit direkten materiellen Folgen für bestimmte Gruppen der Bevölkerung" definierte.

Selbstverständlich wird in vergangenheitspolitischen Auseinandersetzungen häufig auf geschichtspolitische Argumentationsmuster zurückgegriffen, die als „öffentliche Konstruktion und Inszenierung von Geschichtsbildern der Legitimation, Mobilisierung, Integration und Abgrenzung dienen". Anhand der Vergangenheitspolitik der Regierungen Modrow und de Maizière wurde nachgezeichnet, wie eine staatlich zurückhaltende Politik, die auf Schonung der alten Eliten und Vernichtung bzw. Verschluß der Stasiakten setzte, sich angesichts der bevorstehenden Wiedervereinigung auf Druck eines Teils der Bürgerbewegung und neuer, antikommunistisch orientierter Parteien wie der DSU radikalisierte. Die Vergangenheitspolitik der friedlichen Revolution wurde zu einer Gratwanderung zwischen der notwendigen Herstellung moralischer Gerechtigkeit, Legitimationsinteressen und Verteilungskämpfen, die sich aus Angst vor dem Hinüberretten alter kommunistischer Eliten unter dem Schutz der Bundesrepublik in die blühenden Landschaften der sozialen Marktwirtschaft regelrecht in eine „vergangenheitspolitische Vereinigungspanik" steigerte. In den letzten Wochen ihres Bestehens erfaßte die Volkskammer ein gesetzgeberisches „Aufarbeitungsfieber", um die vereinigte Bundesrepublik zu einem umfassenden und tiefgreifenden Elitenwechsel, zu Aktenöffnungen und großzügigen Rehabilitierungsregelungen zu zwingen. Der Westen und die eigene DDR-Regierung waren also aus der Sicht des damaligen Parlaments Hindernisse, keinesfalls aber Initiatoren einer radikalen Säuberungs- und Aufarbeitungspolitik. Angesichts heute kursierender Legenden von einem angeblichen Kolonisationswillen seitens westdeutscher Politiker gegenüber dem Osten zeigt sich, daß selbst über kürzeste Zeiträume vergangenheitspolitische Fakten zu aktuell motivierten Interpretationen einer Vergangenheit und damit zu Geschichtspolitik werden.

Zum Abschluß der Tagung zeigte der österreichische Historiker Gerhard Baumgartner einen Dokumentarfilm mit teilweise unveröffentlichtem Material zur österreichisch-ungarischen Grenze während des Volksaufstandes von 1956. Anschließend diskutierte ein mit Christina Mänicke-Gyöngyösi (FU Berlin), György Litván (Institut für Geschichte der Ungarischen Revolution, Budapest), István Eörsi (Schriftsteller) und Anselm Bárány (FIDEZ – Bund junger Demokraten) gut besetztes Podium unter der Leitung von György Dalos (Haus Ungarn) über „Revolution – Konterrevolution – Nationale Befreiung: Geschichte und politische Identität". Hier wurde sichtbar, daß die Bedeutung von 1956 in Ungarn stark von generationellen Erfahrungen abhängt. Anselm Bárány, jüngster Teilnehmern des Podiums, verwies darauf, daß die für die 1989er Wende wichtige Generation der zwischen 30- und 40jährigen im Kampf der polnischen Solidarność Anfang der 80er Jahre ihr prägendes historisches Ereignis sehe. Wichtig für die heutige Rezeption von 1956 sei der Streit, welche die wichtigste Botschaft der Revolution für die Gegenwart gewesen sei. Im Gegensatz zu dem ambivalenten Verhältnis zur Nationalgeschichte in Deutschland, so war man sich auf dem Podium einig, komme der gesamten Geschichte seit dem Mittelalter in Ungarn hohe identitätsbildende Kraft zu. Dem ist wohl zuzustimmen. Oder könnte man sich auch in Deutschland eine erfolgreiche Rockoper etwa mit dem Titel „Karl der Große" vorstellen?

„Anarchisten, Anarchosyndikalisten, Rätekommunisten, Trotzkisten in Widerstand und Exil. Tendenzen, Organisationen, Personen"

Ein Tagungsbericht

Von Thomas Franz

Am 23. und 24. Mai 1997 veranstaltete die Forschungsstelle Widerstandsgeschichte der Freien Universität und der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin einen Workshop zur Geschichte der anarchistischen Opposition gegen die verschiedenen Ausformungen des europäischen Faschismus, dem etwa dreißig Teilnehmer beiwohnten. Peter STEINBACH (Berlin) bekräftigte in seinen einleitenden Bemerkungen die Notwendigkeit, den Widerstand in seiner ganzen Breite zu dokumentieren.

Während in der Bundesrepublik „jene Assoziation von ‚anarchistisch' mit terroristisch, Dolch, Bombe und Lunte, Mord und Verbrechen"[1] für lange Zeit dazu führte, daß nur wenige Vertreter der akademischen Forschung sich dem Gegenstand zuwandten, waren Anarchisten, Rätekommunisten und Trotzkisten in der DDR ohnehin als Renegaten und „Abweichler" gebrandmarkt. Die Erschließung von Quellenmaterial, das zuvor in den „Giftschränken" der Archive lagerte, war auch für einige Beiträge zu dieser Tagung von Relevanz.

Zu Beginn zeichnete Hartmut RÜBNER (Bremen) die Analyse des Nationalsozialismus durch die Freie Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD) nach. Innerhalb der FAUD, die 1932 infolge der Weltwirtschaftskrise nur noch ca. 4300 Mitglieder (1919: 111 000) hatte, von denen 60 bis 80 Prozent arbeitslos waren, dominierten die Deutungen einiger Intellektueller, die sich teilweise mit den Beobachtungen sozialdemokratischer und kommunistischer Observanten überschnitten, aber in zentralen Bereichen auch davon abwichen und eigenständige Erklärungselemente entwickelten. Rudolf Rocker bestätigte zwar den Konnex zwischen der kapitalistischen Produktionsweise und der Genese des Faschismus, betonte aber zugleich das Gewicht des Nationalsozialismus als eigenständiger politischer Faktor in der Weimarer Republik. Schon das Programm der NSDAP von 1920 verdeutlichte die Ambivalenz der prokapitalistischen Einstellung des deutschen Faschismus. Ständestaatliche Elemente, der Ruf nach der „Brechung der Zinsknechtschaft" und nach der Schließung der Warenhäuser dienten aber letztendlich nur als Camouflage, und die nationalsozialistische Propaganda verstand es, sich gerade auch dem Mittelstand und dem Bürgertum mit spezifischen Versprechungen anzudienen. Fritz Oerter leitete in seiner Analyse die Spezifika des Nationalsozialismus gegenüber dem italienischen Faschismus aus der Kontinuität antiemanzipatorischer Konzepte in Deutschland her und prognostizierte, ähnlich wie Otto Kirchheimer, die Gefahr einer Neutralisierung der Arbeiterbewegung. Gerhard Wartenberg warnte vor einer passiven Haltung der gespaltenen Arbeiterbewegung und geißelte den „Führerkult" innerhalb der KPD, während er

1 Peter Lösche, Anarchismus (= Erträge der Forschung, Bd. 66), 2. Aufl., Darmstadt 1987, S. 1.

die SPD als potentiellen Bündnispartner der FAUD im Kampf gegen die Nationalsozialisten sah. Bereits 1930 bemerkte Augustin Souchy mit resignativem Tenor, daß der Faschismus in Deutschland Fuß gefaßt habe, und für eine mögliche Machtübernahme Hitlers machte er sich auf eine „Zeit des Köpferollens" gefaßt. Insgesamt gesehen gelangten einige Anarchisten zu ähnlich weitsichtigen Prognosen wie etwa Hermann Heller, Carlo Mierendorff oder Rudolf Heberle, aber die konstatierte mangelnde Aktionsbereitschaft der Arbeiterbewegung hatte durchaus auch in anarchistischen Kreisen ihre Entsprechung.

Andreas Graf (Berlin), der wesentlich zur Organisation des Workshops beigetragen hatte, referierte zum Thema „Selbstbehauptung und Widerstand deutscher Anarchisten und Anarchosyndikalisten". Ausgangspunkt seiner Überlegungen war die Auflistung von Forschungsdesideraten zum Anarchismus in der Republik von Weimar. Denn obwohl einige organisationsgeschichtliche Arbeiten vorliegen, mangelt es insbesondere für die Jahre 1919 bis 1923, als die FAUD beinahe 150000 Mitglieder zählte, an sozialgeschichtlichen Studien. Die breite Basis des Anarchismus und des Syndikalismus innerhalb der großbetrieblichen Arbeiterschaft und die Funktion als Kulturbewegung und Sozialisationsagentur bilden auch für die Zeit nach 1933 Bezugspunkte. Die deutschen Anarchisten begannen schon im Frühjahr 1932 mit den Vorbereitungen auf die Illegalität, aber die tatsächliche Dynamik der Ereignisse des Jahres 1933 und die Brutalität der Verfolgung überraschten auch diese Gruppierungen. Graf wies darauf hin, daß eine „quantifizierende Analyse der ersten Welle des Terrors" weiterhin ausstehe und zitierte einen Bericht vom Januar 1934, wonach von den 4300 FAUD-Mitgliedern ca. 600 im Widerstand aktiv gewesen waren. Bei aller quellenkritischen Vorsicht und unter Berücksichtigung der Tatsache, daß die Verfolgungsmaschinerie gegen die Anarchisten erst infolge des Spanischen Bürgerkriegs und von Denunziationen ab 1937 mit aller Kraft in Gang gesetzt wurde, mutet diese Zahl dennoch erstaunlich an. Denn weder für die Sozialdemokraten noch für die Kommunisten kann davon ausgegangen werden, daß etwa jedes siebte Mitglied im Widerstand aktiv war. Die „lokalen Milieukerne", die bis Ende 1936 etwa in Berlin, im Rheinland, im Ruhrgebiet und in Mitteldeutschland als Basis der konspirativen Arbeit dienten, konnten nach der Prozeßwelle des Jahres 1937 nur noch rudimentär zusammengehalten werden, wobei dennoch ein Blick über das Jahr 1945 hinaus geboten erscheint.

Zum Abschluß des ersten Referateblocks lenkte Dave Berry (Leicestershire) den Blick nach Frankreich. Seine Untersuchungen des anarchistischen Widerstands zur Zeit der deutschen Besatzung und des Regimes von Vichy leitete auch er mit einem Blick auf die „weißen Flecken" in der Historiographie ein, wobei im Vergleich die Forschungslage in Frankreich noch dürftiger zu sein scheint. „Attentisme" und „collaboration" sind Schlagworte, die in der neueren Forschung hierbei eine zentralere Rolle einnehmen als der Widerstand des Maquis, wobei die Verdrängungsmechanismen lange Zeit überdauern konnten und die restriktive Handhabung der Freigabe von Quellen nach wie vor ein Problem darstellt.[2] Die Zwiespältigkeit der Einschätzung von Kollaboration und Widerstand betrifft auch die französischen Anarchisten. Die Aktivisten der 1930er Jahre „had

2 Vgl. Henry Rousso, Le syndrome de Vichy de 1944 à nos jours, 2. Aufl., Paris 1990.

developed a coherent class analysis [...] which provided them with a clear picture of the situation", aber nur wenige Anarchisten finden sich – in bemerkenswertem Gegensatz zu Deutschland – in den Reihen des Widerstands, während andere gar zu treuen Gefolgsleuten der Machthaber wurden.

Der Diskussionsleiter Dirk H. MÜLLER (Berlin) eröffnete die *Debatte* der ersten drei Referate mit dem Hinweis auf offensichtliche Unterschiede bezüglich der bündnispolitischen Vorstellungen und Möglichkeiten in Deutschland und Frankreich, wo das Experiment einer „Volksfront" gewagt werden konnte, und wies darauf hin, daß der intellektuelle Transfer von Frankreich nach Deutschland, der insbesondere für das Kaiserreich festzustellen ist, in der Weimarer Republik erheblich an Bedeutung verloren hatte. Dieter NELLES (Wuppertal) thematisierte die allgemeine Tabuisierung von Kollaboration in Deutschland und Frankreich, während Andreas Graf die Forderung nach einer stärkeren Beachtung von länderübergreifenden Faktoren unterstrich. Dave Berry sah unter den Anarchisten in Frankreich eine relativ große Offenheit gegenüber Zweckbündnissen: "French anarchists were quite happy to cooperate with anyone, except Stalinists." Rainer TOSSTORFF (Mainz) hob die Zäsur des Spanischen Bürgerkriegs hervor, die deutsche und französische Anarchisten in ganz unterschiedlichen politischen Situationen betraf.

Der Spanische Bürgerkrieg bildete auch die Klammer, die die drei Vorträge des Nachmittags zusammenhielt. Gerd-Rainer HORN (Monmouth, Oregon) beschrieb den „Alltag in der ‚Etappe'. Lebens- und Arbeitsbedingungen der ausländischen Kombattanten in Barcelona 1936/37". Seine Quellengrundlage bildeten vor allem die Briefe, die das Ehepaar Lois und Charles Orr in die Heimat geschickt hatte. Hierbei entwarfen der 29 Jahre alte Ökonom und seine etwas jüngere Frau ein Bild des Alltags in der katalanischen Metropole, das anfangs von einer allgemeinen revolutionären Euphorie geprägt ist. Die privilegierten amerikanischen Mitarbeiter der Übersetzungsabteilung im Propagandaapparat der Partido Obrero de la Unificación Marxista (POUM) vermerkten Sprachprobleme, den Tagesablauf und die Qualität der Verpflegung ebenso wie Konflikte unter den verschiedenen nationalen Gruppen im „revolutionären Mekka" Barcelona. Allgemein konstatierte Horn eine relativ geringe Bereitschaft der Ausländer zur Beschäftigung mit der katalanischen Kultur, während er aber zugleich betonte, daß auch seine Akteure nicht lediglich als „Revolutionstouristen" betrachtet werden sollten. Sicher ist es legitim, auch die Verhältnisse jenseits der politischen Grabenkämpfe und des Blutvergießens in Blick zu nehmen, und nicht wenige der Versammelten blickten etwas sehnsuchtsvoll auf das Barcelona des Jahres 1936, aber insgesamt gesehen schilderten auch George Orwell oder Simone Weil die Besonderheiten der Situation mit Einfühlungsvermögen. 1937 aber wich der kurze Sommer der Anarchie einem langen, von Entzweiungen, gegenseitigen Schuldzuweisungen und, mit dem Vorrücken Francos zunehmend, auch von Terror und Unmenschlichkeit bestimmten Winter.[3]

Dieter Nelles referierte zum Thema: „Vom Verschwinden des revolutionären Antifaschismus. Die Internationale Transportarbeiter-Föderation (ITF) und der Spanische Bürgerkrieg". Edo Fimmen, der Generalsekretär der ITF, versuchte während der zweiten

3 Vgl. Pierre Vilar, Kurze Geschichte zweier Spanien. Der Bürgerkrieg 1936–1939, Berlin 1987; Walther L. Bernecker, Krieg in Spanien 1936–1939, Darmstadt 1991.

Hälfte der 1930er Jahre jenseits von dogmatischen Parolen den Widerstand gegen die Diktaturen in Europa auf eine breitere Grundlage innerhalb der Arbeiterbewegung zu stellen und korrespondierte mit politisch so unterschiedlich motivierten Linken wie Helmut Rüdiger, Willi Eichler und Willi Münzenberg. Die in der ITF organisierten Seeleute, Eisenbahner und Transportarbeiter bezeichnete Nelles als Mitglieder einer „integralen europäischen antifaschistischen Bewegung", und er exemplifizierte diese Hypothese anhand der verschiedenen Aktionen, die die ITF während des Spanischen Bürgerkriegs koordinierte. Sabotageakte und das Ausspionieren von Waffenlieferungen an die Gegner der Republik zeitigten nachweisbare Erfolge, und die syndikalistische Tradition unter den Matrosen könnte als Anhaltspunkt dafür dienen, daß der geforderte Rückgriff auf die Sozialgeschichte Fortschritte für die Widerstandshistoriographie erbringen kann. Abschließend hob Nelles hervor, daß „die ITF einer der wenigen konsequenten Gegner des europäischen Faschismus mit internationaler Perspektive und revolutionärer Zielrichtung" gewesen sei.

Die Rolle spanischer Anarchisten innerhalb der französischen Résistance untersuchte Rainer Tosstorff, wobei er sinnvollerweise zudem auch den Kampf gegen das Spanien Francos bis zum Beginn der 1950er Jahre berücksichtigte. Die anarchosyndikalistische Confederación Nacional del Trabajo (C.N.T.), die schon 1919 über 300 000 Mitglieder gezählt hatte, konnte zu Beginn des Krieges ihre Basis nochmals auf etwa 500 000 Mitglieder ausweiten. Der „Bürgerkrieg im Bürgerkrieg" zwischen Anarchisten und stalintreuen Kommunisten und das Vorrücken der Armeen Francos führten im Frühjahr 1939 dazu, daß etwa eine halbe Million spanische Republikanhänger nach Frankreich flüchteten. Von diesen befanden sich Ende 1939 noch ca. 150 000 in Frankreich, wobei unter ihnen mindestens 30 000 Anarchisten zu vermuten sind. Kontakte zum Widerstand in Frankreich ergaben sich insbesondere in der Gegend um Marseille und im Zentralmassiv, wobei konspirative Verbindungen nach Spanien nicht abrissen. Die Verfolgung innerhalb Spaniens erfuhr mit dem Sieg der Alliierten in Europa eine graduelle Abschwächung, aber ab 1947, mit dem Beginn des Kalten Krieges und ersten Signalen hinsichtlich der Aufrechterhaltung des Status quo in Spanien an Franco, verschärfte sich die Situation wieder. Die Führung der exilierten politischen Bewegungen wandelte sich in Frankreich, aber durch das „Überwintern" und die Tätigkeit im spanischen Untergrund ergaben sich Anknüpfungspunkte für anarchistische Traditionen in Spanien.

In der *Diskussion* unterstrich Dirk Müller die Massenbasis des Anarchismus in Spanien, und wenngleich der gemeinsame Nenner der verschiedenen progressiven Strömungen in erster Linie im Antifrancismus zu sehen war, so dürfe doch der Laborcharakter bezüglich der Umsetzungschance anarchistischer Utopien nicht außer acht gelassen werden. Dieter Nelles gab zu bedenken, daß der Anarchismus in Spanien eine wahrhaftige Volksbewegung gewesen sei, während in Deutschland die Anarchisten in erster Linie Advokaten einer Doktrin blieben. Günther WERNICKE (Berlin) unterstützte Nelles' Argument mit dem Hinweis darauf, daß die pragmatische Haltung der C.N.T. in Fragen von Regierungsbeteiligung und Bündnissicherung kaum auf Deutschland anzuwenden wären, wobei Andreas Graf die Ansicht äußerte, daß die C.N.T. erst „pragmatisch wurde, wenn ihr die Felle davonschwammen oder davonzuschwimmen drohten".

Am Abend des ersten Konferenztages begrüßte Johannes TUCHEL (Berlin) die Teilnehmer und die interessierte Öffentlichkeit zu einer Lesung von Andreas Graf und Dieter Nelles, die den Bericht eines schwedischen Anarchisten über seine Widerstandstätigkeit neu ediert hatten. Rudolf Berners Buch „Die unsichtbare Front" war 1940 in Schweden erschienen, und die beiden Herausgeber führten in den Lebensweg des Autors ein. Hinsichtlich des Buches ist – neben der mustergültigen Editionsarbeit – hervorzuheben, daß die deutsche Neuausgabe um eine sechzigseitige Studie von Graf und Nelles ergänzt wird, die in hervorragender Weise Forschungsstand, Quellenlage und offene Forschungsfelder dokumentiert. Eine zwanzigseitige Bibliographie und ein aufwendiger Bildteil runden das Werk ab.[4]

Am zweiten Konferenztag widmete sich zunächst Günther Wernicke einem in der DDR propagierten Feindbild: „Operativer Vorgang ‚Abschaum'. Das Ministerium für Staatssicherheit und die deutschen Trotzkisten in den 1950er Jahren" war sein Beitrag betitelt, und die Spitzel der Staatssicherheit scheinen ähnlich fanatisch zu Werke gegangen zu sein wie spanische Inquisitoren. „Kleinbürgerliche Abweichungen" jeglicher Art wurden gerne mit dem Rubrum „Trotzkismus" versehen. Generell scheint die Schattenarmee der trotzkistischen Verschwörer dabei in erster Linie in den Köpfen der Beobachter existiert zu haben, und man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß Renegaten lediglich gesucht wurden, um die Geschlossenheit der eigenen Reihen in Staat und Partei sicherzustellen.

Hubert VAN DEN BERG (Amsterdam) beschrieb den Lebensweg des deutschen Rätekommunisten Jan Appel, der 1926 Zuflucht in den Niederlanden gesucht hatte und auch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in seinem Gastland blieb. Der Weggefährte Franz Jungs, der 1919 an der legendären Entführung eines Schiffes nach Leningrad beteiligt gewesen war, flüchtete schon zu Zeiten der Weimarer Republik nach Holland, und während der deutschen Okkupation dürfte es sich bei ihm um einen der wenigen deutschen Illegalen gehandelt haben, die es fertigbrachten, Staatsangehörige seines Exillandes zu verstecken. Nach seiner „Enttarnung" im Jahre 1948 durch niederländische Behörden verwendeten sich über zwanzig Holländer für ihn und ermöglichten somit seinen Verbleib.

Tânia ÜNLÜDAG (Bochum) umriß den Werdegang der anarchistischen Familie Benner aus Wuppertal und wählte drei verschiedene Zugänge der Annäherung an das Thema: einen ereignis- und organisationsgeschichtlichen, einen geistes- und ideologiegeschichtlichen sowie einen mentalitätsgeschichtlichen. Die Brüder Fritz, Willi und August Benner, geboren in den Jahren zwischen 1906 und 1912, gehörten zum Ende der Weimarer Republik allesamt der FAUD an und organisierten sich auch in der „Kampfgemeinschaft gegen Faschismus und Reaktion". Schon 1933 wurden die drei in Konzentrationslager verschleppt, wobei Fritz Brenner 1934 auch Zeuge der Ermordung von Erich Mühsam wurde. Er ging 1937 nach Spanien und emigrierte später nach Schweden, während seine Brüder weiterhin in Deutschland im Widerstand aktiv waren. In den Jahren 1945 bis 1947

4 Rudolf Berner, Die unsichtbare Front. Bericht über die illegale Arbeit in Deutschland (1937). Hrsg., annotiert und ergänzt durch eine Studie zu Widerstand und Exil deutscher Anarchisten und Anarchosyndikalisten von Andreas G. Graf und Dieter Nelles, Berlin und Köln 1997.

gingen die Brüder in Deutschland unterschiedliche Wege bezüglich ihrer politischen Orientierung, wobei mit der Gründung der Bundesrepublik das Engagement in allen drei Fällen erlahmte. Die Referentin charakterisierte die Anarchisten als „Verlierer im Wirtschaftswunderland", aber für die Zeit von 1945 bis 1949 gleichzeitig als „Ferment der Demokratie". Im Hinblick auf die Prägung des politischen Horizontes läßt sich ein erstaunlich umfangreicher Bildungskanon nachweisen, da die beiden Maler und der Riemendreher schon im Elternhaus über die gesamte Bibliothek der Sozialistischen Arbeiter-Jugend Deutschlands verfügen konnten. Auf der mentalitätsgeschichtlichen Ebene kennzeichnete die Brüder schon in Jugendjahren ein „permanenter Aktionismus", und milieubedingte Voraussetzungen für den Widerstand gingen einher mit der bewußten Berufung auf Michael Kohlhaas, so daß die radikale Gesinnungsmotivation im Sinne Max Webers zur Ausformung exemplarischer „Rebellen" führte.

Das Abschlußreferat trug Knut BERGBAUER (Köln) vor, der sich mit dem „mitteldeutschen Bandenführer" Karl Plättner auseinandersetzte. Plättner, Jahrgang 1893, schloß sich vor dem Ersten Weltkrieg der Sozialdemokratie an, erfuhr aber während des Krieges und in der Revolution 1918/19 eine politische Radikalisierung. Während des mitteldeutschen Aufstandes von 1920 war er – ähnlich Max Hoelz – Anführer einer Gruppe von „Aufständischen" die dem „Anarchismus der Tat" insofern Reverenz erwies, als sie innerhalb eines dreiviertel Jahres immerhin siebzehn Banken ausraubte. Da anarchistische Bankiers aber wohl ausschließlich in der portugiesischen Literatur eine Heimat fanden, folgten ein Prozeß und die Amnestie im Jahre 1928. Mit den Büchern „Der mitteldeutsche Bandenführer" und „Eros in Ketten" über den sexuellen Notstand von Zuchthausinsassen erregte Plättner publizistisches Aufsehen und war bis 1937 wahrscheinlich im Widerstand gegen den Nationalsozialismus aktiv. Der Verhaftung im März 1937 folgte ein Martyrium, das über Buchenwald, Majdanek, Auschwitz und Melk bis ins KZ Ebensee im Salzkammergut führte. Plättner überlebte die Befreiung nur um einige Monate und verstarb im Juni 1946 in Freilassing.

In der letzten *Diskussionsrunde* wurde deutlich, daß es Probleme bereitet, den Bogen vom Individuum zur Weltrevolution zu schlagen. Sinnvoll erschien aber Dirk Müllers Hinweis auf die Notwendigkeit, Gruppen verstärkt ins Bild zu rücken, die sowohl während des Nationalsozialismus als auch in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR verfolgt wurden. Hubert van den Berg stellte die beliebte Frage nach einer spezifischen politischen Kultur in Deutschland, wohingegen Tânia Ünlüdag für eine milieugestützte, „prosopographische" Methode plädierte. Dieter Nelles wiederum regte vergleichende organisationsgeschichtliche Arbeiten, etwa mit Bezug auf Deutschland und Italien, an. Andreas Graf bündelte in seinem Schlußwort die Diskussionsstränge und votierte für die Verschränkung von Zugriffen.

Während der Tagung, die in erster Linie als Bestandsaufnahme zum Bereich „Widerstand und Anarchismus" diente, fiel in erster Linie die entspannte Diskussionsatmosphäre auf, die man sich häufiger bei wissenschaftlichen Veranstaltungen wünscht. Es bleibt zu hoffen, daß es den Veranstaltern gelingen wird, die Beiträge und Diskussionen in einem Tagungsband zu dokumentieren.

Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (109)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik „Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern die Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter und Bearbeiterinnen einschlägiger Projekte – die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert – um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter – unter Angabe von deren Anschrift – ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur mit schriftlichem Einverständnis der Bearbeiter(innen) erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationalen und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter oder der Bearbeiterin zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jährlich vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der „Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften" weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns von den jeweiligen Bearbeiter(inne)n übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Informationen, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

0 **Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)**
1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
2 Bearbeiter(in), Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel. *(Leiter[in] kursiv)*
3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers bzw. der Betreuerin
4 Stand der Forschungsarbeit
5 Laufzeit des Projekts
6 Art der Arbeit
7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
8 Kostenträger
9 **(Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)**
10 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
11 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
12 Inhaltliche Ziele der Arbeit
13 **(Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung**
14 **Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.**

15 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
17 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leserinnen und Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem „Projektfriedhof" ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes, und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 25. 8. 1997

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. Geschichtswissenschaft, Hilfsmittel

—

B. Quellenveröffentlichungen, Neudrucke, Übersetzungen

0 **97-001**
1 Hamburger Institut für Sozialforschung, Mittelweg 36, D-20148 Hamburg; Tel. 040/4140979
2 ROKITKANSKIJ, Jakow; MÜLLER, Reinhard, Tarpenbekstr. 72, D-20251 Hamburg, Tel. 040/479362 und /4807605
4 Laufend
6 Übersetzung
9 **Roter Dissident. Akademiemitglied Rjasanow. Lenins Opponent – Stalins Opfer. Biographische Skizze und Dokumente**
12 Deutsche Übersetzung der russischen Ausgabe mit Ergänzungen durch weitere Dokumente, die vor allem Rjasanows Beziehungen zu Deutschland betreffen
13 **Rokitkanskij, Jakow, und Reinhard Müller: Roter Dissident. Akademiemitglied Rjasanow. Lenins Opponent – Stalins Opfer. Biographische Skizze und Dokumente.** Russische Ausgabe. Moskau: Verlag „Academia" 1996. 464 S. [S. a. Proj.-Nr. 93-001 (1/97)]
14 Mss.

C. Sozialistische Theoretiker, Beiträge zur Ideengeschichte

0 **97-002**
2 RATZ, Ursula, Dr.; Waldstr. 16, D-63571 Gelnhausen-Meerholz
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/97, Abschluß: 7/97
6 Eigenprojekt der Bearb.; Aufsatzsammlung
8 Bearb.
9 **Arbeiteremanzipation zwischen Karl Marx und Lujo Brentano. Studien zur Geschichte der Arbeiterbewegung und der bürgerlichen Sozialreform in Deutschland**
10 1848–1933
11 Deutschland, Europa
12 Erschließung des Zusammenhangs von sozialer Bewegung und ideengeschichtlicher Entwicklung
16 Archivalien; Zeitungen; Sekundärliteratur

0 **97-003**
1 Univ. Münster, Institut für Soziologie, Scharnhorststr. 121, D-48151 Münster
2 SCHMIDT-SOLTAU, Kai, M. A., Dr.; P.O.B. 60, Buea/Cameroon; Tel. 00871/761293662
3 Prof. Dr. Hanns Wienold
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/95, Abschluß: 10/96
6 Diss.
8 Bearb.
9 **Zur Kritik der dialektischen Konstruktion der Praxis im „Marxismus" und im „westlichen Marxismus"**
10 1900–1990
11 Europa
12 Bilanzierung des westlichen wie auch des östlichen Marxismus nach dessen realpolitischem Ende in bezug auf die Verbindung von Geschichte und theoretischer Widerspiegelung derselben
13 **Schmidt-Soltau, Kai: Der Marxismus des 20. Jahrhunderts – Bilanz und Perspektive. Prole-**

gomenon einer politischen Philosophie. Münster: Lit Verlag 1997
14 Diss., Univ. Münster 1996

0 **97-004**
1 Freie Univ. Berlin, FB Geschichtswissenschaften, Habelschwerdter Allee 45, D-14195 Berlin; Tel. 030/838-3328
2 VOGT, Stefan, M. A.; Harzer Str. 88, D-12059 Berlin; Tel. 030/6885739
3 Prof. Dr. Wolfgang Wippermann
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 8/96, Abschluß: 1/97
6 M. A.
8 Bearb.
9 **Die sozialdemokratische „Junge Rechte" in der Weimarer Republik. Ideologische Wurzeln und politische Wirkungen der Debatten in den „Neuen Blättern für den Sozialismus"**
10 1918–1933
11 Deutschland
12 Untersuchung der Diskurse der „Jungen Rechten" im Verhältnis zur gesellschaftlichen und politischen Krisensituation der Jahre 1930 bis 1933, zur innersozialdemokratischen Debatte und zu den Ideologen der „Konservativen Revolution"
14 M. A., Freie Univ. Berlin 1997
15 Ideologiegeschichtliche Untersuchung; ideologiekritische Analyse politischer und theoretischer Diskurse
16 Sozialdemokratische Zeitschriften; politisch-theoretische Literatur der Sozialdemokratie und der „Konservativen Revolution"

0 **97-005**
2 VOGT, Stefan, M. A.; Harzer Str. 88, D-12059 Berlin; Tel. 030/6885739
4 Laufend
5 Beginn: 5/97, Abschluß: 8/97
6 Aufsatz
8 Bearb.
9 **Mit nationalem Sozialismus gegen den Nationalsozialismus? Faschismusanalysen und antifaschistische Strategien im Kreis der „Neuen Blätter für den Sozialismus"**
10 1930–1933
11 Deutschland
12 Untersuchung des Antifaschismus im Kreis der „Neuen Blätter für den Sozialismus" vor dem Hintergrund der gesellschaftstheoretischen Positionen des Kreises und im Vergleich mit der antifaschistischen Theorie und Praxis der Parteiführung der SPD
14 **Vogt, Stefan: Die sozialdemokratische „Junge Rechte" in der Weimarer Republik. Ideologische Wurzeln und politische Wirkungen der Debatten in den „Neuen Blättern für den Sozialismus".** M. A., Freie Univ. Berlin 1997
15 Ideologiekritische Analyse
16 Sozialdemokratische Zeitschriften und politisch-theoretische Literatur

D. Biographische Beiträge

—

E. Darstellungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

I. Allgemeine Darstellungen Darstellungen über größere Zeiträume

—

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

—

b) 1890–1914

—

c) Weltkrieg und Revolution

—

d) Weimarer Republik

0 **97-006**
1 Univ. Köln, Historisches Seminar, Albertus-Magnus-Platz, D-50931 Köln; Tel. 0221/470-2206
2 EUMANN, Ulrich, M. A.; Lüttringhauser Str. 62, D-51103 Köln; Tel. 0221/8590419
3 Prof. Dr. Wolfgang Schieder
4 Laufend
5 Beginn: 4/96, Abschluß: 99
6 Diss.
8 Bearb.
9 **„Strengste Disziplin" oder Verweigerung. Zur Sozialgeschichte des Kommunismus in der Weimarer Republik**
10 1919–1933
11 Berlin, Brandenburg, Mecklenburg, Oberschlesien, Ruhrgebiet, Sachsen
12 Untersuchung und Erklärung des Mitgliederverhaltens in der KPD
14 **Eumann, Ulrich: „Strengste Disziplin" oder Resistenz. Das Verhältnis von Parteibasis und politischer Führung in der KPD [im Ruhrgebiet 1925 bis 1933].** M. A., Univ. Köln [1995]. [S. a. Proj.-Nr. 94-078 (1/97)]

15 Theoriegeleitete historische Untersuchung; Ausgangspunkt ist die Organisationslehre von M. Crozier / E. Friedberg
16 „Historisches Archiv der KPD" im BA, Abt. SAPMO, v. a. Akten der KPD-Bezirksorganisationen

e) 1933–1945

0 97-007
2 SCHWARZE, Gisela, Dr.; Engelstr. 35, D-48143 Münster/Westf.; Tel. 02 51 / 56 0 33
4 Abgeschlossen
6 Publikation
8 Bearb.
9 Ostarbeiterinnen und ihre Kinder am Beispiel Westfalen
10 1939–1945
11 Deutschland, Westfalen
13 Schwarze, Gisela: Kinder, die nicht zählten. Ostarbeiterinnen und ihre Kinder im Zweiten Weltkrieg. Essen: Klartext-Verlag 1997

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

—

g) Westzonen/BRD

0 97-008
1 Freie Univ. Berlin, Arbeitsstelle für Vergleichende Gesellschaftsgeschichte, Rothenburgstr. 33, D-12165 Berlin
2 OERTZEN, Christine von; Lützowstr. 50a, D-10785 Berlin; Tel. 030 / 2 61 61 10
3 Prof. Dr. Jürgen Kocka
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 9/93, Abschluß: 9/97
6 Diss.
8 DFG
9 Die Geschichte der Teilzeitarbeit im Spannungsfeld von Arbeitsplatz, Arbeits- und Sozialrecht und Familie in Westdeutschland von 1945 bis 1970
10 1945–1970
11 Westdeutschland/BRD
12 Die Arbeit ist Teil eines deutsch-deutschen Vergleichs; Bearbeiterin für Ostdeutschland: Almut Rietzschel [s. Proj.-Nr. 97-009]
13 Oertzen, Christine von, und Almut Rietzschel: Das Kuckucksei Teilzeitarbeit. Die Politik der Gewerkschaften im deutsch-deutschen Vergleich, in: Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbsarbeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945. Hrsg. von Gunilla-Friederike Budde. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1997, S. 212–250.
14 Ms.
15 Sozialgeschichte; Geschlechtergeschichte
16 Archivalien der Arbeitsverwaltung, der Bundesministerien für Arbeit und Finanzen, des DGB und der Parteien

h) SBZ/DDR

0 97-009
1 Zentrum für Zeithistorische Forschung, Am Kanal 4/4a, D-14467 Potsdam
2 RIETZSCHEL, Almut; Witzlebenstr. 40, D-14057 Berlin; Tel. 030 / 3 21 47 31
3 Prof. Dr. Jürgen Kocka
4 Abgeschlossen
6 Diss.
8 DFG
9 Die Geschichte der Teilzeitarbeit im Spannungsfeld von Arbeitsplatz, Arbeits- und Sozialrecht und Familie in Ostdeutschland von 1945 bis 1970
10 1945–1970
11 Ostdeutschland/DDR
12 Die Arbeit ist Teil eines deutsch-deutschen Vergleichs; Bearbeiterin für Westdeutschland: Christine von Oertzen [s. Proj.-Nr. 97-008]
13 Oertzen, Christine von, und Almut Rietzschel: Das Kuckucksei Teilzeitarbeit. Die Politik der Gewerkschaften im deutsch-deutschen Vergleich, in: Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbsarbeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945. Hrsg. von Gunilla-Friederike Budde. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1997, S. 212–250
14 Ms.
15 Sozialgeschichte; Geschlechtergeschichte
16 Archivalien der Arbeitsverwaltung Frauen und des BA (SAPMO, SED-Bestand, Abt. Frauen, und FDGB-Bestand, Abt. Frauen)

III. Regionale und lokale Darstellungen

a) Regional

0 97-010
1 Univ. Bonn, Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, Am Hofgarten, D-53113 Bonn
2 GERMES-DOHMEN, Ina; Ulmenweg 1, D-47906 Kempen; Tel. 0 21 52 / 51 96 13
3 Prof. Dr. Wilhelm Janssen
4 Laufend
5 Beginn: 10/95, Abschluß: 10/97
6 Diss.
8 Bearb.
9 Die Dachziegelindustrie im Raum Kaldenkirchen-Brüggen zwischen 1885 und 1933
10 1885–1935
11 Raum Brüggen-Kaldenkirchen (Grenzgebiet des mittleren Niederrheins)
12 Spätindustrialisierung im agrarischen Raum; Bedeutung der Tonwarenindustrie für die (Land-) Gemeinden; Situation der Arbeiter (Löhne, Arbeitszeit, Organisation); Stellung der Tonwarenindustrie innerhalb der deutschen Wirtschaft
13 Germes-Dohmen, Ina: Die Dachziegelindustrie am mittleren Niederrhein in der Zeit von 1885 bis 1935. Eine wirtschafts- und sozialgeschichtliche

Studie zur Regionalgeschichte. Veröffentlichung geplant für 1998 in: Schriftenreihe des Kreises Viersen

14 **Germes-Dohmen, Ina: Die Tonindustrie im Raum Kaldenkirchen zwischen 1885 und 1939.** Staatsarbeit, [o. O.] 1986

15 Datenerhebung bislang nicht untersuchter Quellen; Darstellung der Entwicklung der Tonwarenindustrie mit den Abweichungen und Parallelen zur allgemeinen Wirtschaftsgeschichte; Erschließung von Einzeldaten (Löhne etc.) für einen wissenschaftlichen Vergleich

16 Akten der Kommunal-Ae Kaldenkirchen, Brüggen, Bracht, Elmpt, Niederkrüchten; KreisA Viersen; HStA Düsseldorf; lokale Zeitungen

0 **97-011**

2 GERSTENBERG, Günther, M. A.; Gundermannstr. 34, D-80935 Berlin; Tel. 089/3139394

4 Abgeschlossen

5 Abschluß: 12/96

6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie

8 Bearb.

9 **Freiheit! – Sozialdemokratischer Selbstschutz in München in den zwanziger und dreißiger Jahren**

10 1919–1933

11 München, Oberbayern

12 Versuch, die Geschichte einer Organisation zusammenhängend zu beschreiben; Untersuchung der Ideologie der Protagonisten

15 Quellenstudium und Zeitzeugeninterviews

16 A der KZ-Gedenkstätte Dachau; A des bayerischen Landtags; A der Münchner Arbeiterbewegung; Bayerisches HStA; BA Berlin-Zehlendorf (ehem. Berlin Document Center); Institut für Zeitgeschichte, Monacensia; StadtA München; StA München; Stadtmuseum München; Arbeitermusik-A Klaus-Jürgen Hohn, Nürnberg

0 **97-012**

2 HÜLS, Ernst; Am Karrenberg 38, D-42553 Velbert; Tel. 02053/801 05

4 Laufend

5 Beginn: 8/95

6 Eigenprojekt des Bearb.

8 Bearb.

9 **Verkehrsgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts im Raum Niederberg**

10 18. und 19. Jahrhundert

11 Raum Niederberg (Düsseldorf–Wuppertal–Essen–Duisburg)

12 Ermittlung der Verkehrswege im niederbergischen Raum im 18. und 19. Jahrhundert

13 Veröffentlichung geplant

15 Auswertung von Archivunterlagen

16 Archivalien

0 **97-013**

1 Univ. Hannover, Fak. für Geistes- und Sozialwissenschaften, Welfengarten 1, D-30167 Hannover

2 MECHLER, Wolf-Dieter, Dr.; Asternstr. 37, D-30167 Hannover; Tel. 0511/702396 (p), 0511/16865 56 (d)

3 Prof. Dr. Jürgen Seifert (Betreuer); Prof. Dr. Claus Füllberg-Stolberg (Zweitgutachter)

4 Abgeschlossen

5 Beginn: 4/86, Abschluß: 11/95

6 Eigenprojekt des Bearb.; Diss.

8 Bearb.

9 **Kriegsalltag an der „Heimatfront". Das Sondergericht Hannover im Einsatz gegen „Rundfunkverbrecher", „Schwarzschlachter", „Volksschädlinge" und andere „Straftäter" 1939 bis 1945**

10 (1933–)1939–1945

11 Niedersachsen

12 Ansatz: Sondergerichte als unverbrüchlicher Bestandteil des Maßnahmenstaates bei Aufrechterhaltung der legalistischen Form; u. a. Untersuchung des Ermessensspielraums der Richter

13 **Mechler, Wolf-Dieter: Kriegsalltag an der „Heimatfront". Das Sondergericht Hannover im Einsatz gegen „Rundfunkverbrecher", „Schwarzschlachter", „Volksschädlinge" und andere „Straftäter" 1939 bis 1945** (= Hannoversche Studien, Schriftenreihe des Stadtarchivs Hannover, Bd. 4). Hannover: Hahnsche Buchhandlung 1997. 296 S.

14 Diss., Univ. Hannover 1996

15 Empirische Auswertung von 1565 Sondergerichts-Prozeßakten; Interviews mit Zeitzeugen (mündlich und schriftlich)

16 Niedersächsisches HStA Hannover; StAe Wolfenbüttel, Bückeburg, Oldenburg und Osnabrück; BA Koblenz, Potsdam und Berlin-Zehlendorf (ehem. Berlin Document Center); NTZ (NSDAP-Tageszeitung Hannover)

b) Lokal

0 **97-014**

1 Univ. Osnabrück, Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS), Neuer Graben 19/21, D-49069 Osnabrück; Tel. 0541/969-4815, Fax: 0541/969-4380

2 OBERPENNING, Hannelore, Dr.; c/o Univ. Osnabrück

3 Prof. Dr. Klaus J. Bade

4 Laufend

5 Beginn: 96, Abschluß: 99

6 Habil.

8 NRW-Stiftung u. a.

9 **Espelkamp – Geschichte eines Integrationsmodells. Zuwanderung und Eingliederung von Flüchtlingen, Vertriebenen und Aussiedlern im kommunalen Raum 1945 bis 1995**

10 1945–1995

11 Stadt Espelkanp, Kreis Minden-Lübbecke, NRW

12 Regionale Fallstudie mit Längsschnittcharakter zum Verlauf des Integrationsprozesses von Flüchtlingen, Vertriebenen und Aussiedlern in der Stadt Espelkamp in Nordrhein-Westfalen; Flüchtlingssiedlungen in der BRD im Vergleich

15 Methoden der qualitativen und quantitativen Sozialforschung; historisch-hermeneutisch; sekundärstatistische Analysen; Interviews

16 StAe NRW; Ae des Diakonischen Werkes; KommunalAe Espelkamp und Minden; UnternehmensAe; KirchenAe der Evangelischen Kirche; Regionalzeitungen

0 **97-015**
1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, D-44780 Bochum
2 HEISTERMANN, Marion; Augenerstr. 66, D-45276 Essen; Tel. 0201/501667
3 Prof. Dr. Klaus Tenfelde
4 Laufend
5 Beginn: 10/96, Abschluß: 12/98
6 Diss.
8 Bearb.
9 **Die Essener Industrieförderungsgesellschaft 1949 bis 1960**
10 1949–1960
11 Essen, Ruhrgebiet
12 Erarbeitung des Zusammenhangs von Demontage und Remontage auf dem Gelände der Kruppschen Gußstahlfabrik; Möglichkeiten und Grenzen des lokalen indusriellen Strukturwandels nach 1945
16 StadtA Essen; HStA Düsseldorf; Krupp-A, Essen

0 **97-016**
2 MEYER-ROGMANN, Vera, Dipl.-Archivarin; Kreisarchiv Viersen, Thomasstr. 20, D-47906 Kempen
4 Laufend
6 Aufsatz
9 **Geschichte der Firma Reiner Waters GmbH, Waldniel**
10 19. und 20. Jahrhundert
11 Schwalmtal-Waldniel, Kreis Viersen
16 KreisA Viersen; HStA Düsseldorf; private Unterlagen

F. Darstellungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung anderer Gebiete

—

G. Darstellungen zur Geschichte der Internationalen und zur Geschichte der Arbeiterbewegung mehrerer Länder

—

II. NACHTRÄGE

0 **2792**
1 Univ. Münster, FB 9: Erziehungswissenschaft, Soziologie, Publizistik, Institut für Publizistik, Bispinghof 9–14, D-48143 Münster
2 GREISER, Gerd, Dr.
3 Prof. Dr. Winfried L. Berg †
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 75, Abschluß: 92
6 Eigenprojekt des Bearb.; Diss.
8 Bearb.
9 **Die sozialdemokratische Exilpresse 1933–1945**
10 1933–1945
11 Deutschland
13 **Greiser, Gerd: Wahrheit als Waffe. Politik und Medien der SPD im Kampf gegen die Hitler-Diktatur** (= Kommunikation: Forschung und Lehre, Bd. 8). Münster: Lit Verlag 1996. 348 S.
14 Diss., Univ. Münster 1992 (1/97)

0 **83-001**
2 GÖTZ VON OLENHUSEN, Albrecht; Lessingstr. 2, D-79100 Freiburg i. Br.; Tel. 0761/73157 und -73093
4 Laufend
6 Eigenprojekt des Bearb.; Darstellung; Dokumentation; Bibliographie
8 Bearb.
9 **Handbuch der Raubdrucke. Ergänzungsband**
10 1969–1996
11 BRD
13 **Götz von Olenhusen, Albrecht: „Der Weg vom Manuscript zum gedruckten Text ist länger, als er bisher je gewesen ist." Walter Benjamin im Raubdruck 1969 bis 1996.** Lengwil am Bodensee/Schweiz: Libelle Verlag 1997. Ca. 110 S. (1/97)

0 **84-044**
1 Univ./GH Essen, FB Philosophie, Geschichts-, Religions- und Sozialwissenschaften, LS Prof. Dr. Karl Rohe
2 JÄGER, Wolfgang, Dr.; Markstr. 262, D-44799 Bochum, Tel. 0234/771272; dienstl.: IGBE-Bildungszentrum Haltern am See, Hullerner Str. 100, D-45721 Haltern, Tel. 02364/92460
3 Prof. Dr. Karl Rohe; Prof. Dr. Dietmar Petzina
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 84, Abschluß: 95
6 Diss.; Aufsätze
8 Promotionsstipendium der Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf
9 **Soziale Lage und politisches Verhalten der Ruhrarbeiterschaft in der Weimarer Republik**
10 1867–1933, vor allem 1912–1933
11 Vor allem Ruhrgebiet
12 Die Bergarbeiter im Ruhrgebiet waren vor 1933 politisch-kulturell stark fragmentiert; Bergarbeitermilieus katholischer, sozialdemokratischer, kommunistischer und nationaler Richtungen prägten diese bedeutende Berufsgruppe; anhand vergleichender Wahlanlysen auf der Stimm-

bezirksebene und repräsentativer Milieustudien wird insbesondere die politische Geschichte der katholischen Bergarbeitermilieus dargestellt; die erstmals vorgelegte Analyse der Betriebsratswahlen im Ruhrbergbau von Ende März 1933 unterstreicht die relative Resistanz der Bergarbeitermilieus gegenüber dem Nationalsozialismus

13 **Dorow, Uwe, und Wolfgang Jäger: „Sind die Schlauen alle nach Bottrop gekommen?" Sozialdemokratische Diaspora in der Weimarer Republik,** in: Eine Partei in ihrer Region. Zur Geschichte der SPD im Westlichen Westfalen. Hrsg. von Bernd Faulenbach und Günther Högl. Essen: [o.V.] 1988, S. 102–107. – **Rohe, Karl, Wolfgang Jäger und Uwe Dorow: Politische Gesellschaft und politische Kultur,** in: Das Ruhrgebiet im Industriezeitalter. Geschichte und Entwicklung. Hrsg. von Wolfgang Köllman u. a.; Bd. 2. Düsseldorf: [o.V.] 1990, S. 419–507. – **Jäger, Wolfgang: Lohn der Mühen: Einheitsgewerkschaft und Montanmitbestimmung. Gewerkschafter der Ersten Stunde im Steinkohlenbergbau,** in: Struktureller Wandel und kulturelles Leben. Politische Kultur in Bochum 1860–1990. Hrsg. von Peter Friedemann und Gustav Seebold. Essen: [o.V.] 1992, S. 363–374. – **Jäger, Wolfgang: Bergarbeitermilieus im Wandel,** in: Das Ruhrgebiet – Ein starkes Stück Nordrhein-Westfalen. Politik in der Region 1946–1996. Hrsg. von Rainer Bovermann, Stefan Goch und Heinz-Jürgen Priamus. Essen: [o.V.] 1996, S. 44–62. – **Jäger, Wolfgang: Bergarbeitermilieus und Parteien im Ruhrgebiet. Zum Wahlverhalten des katholischen Bergarbeitermilieus bis 1933** (= Reihe Bergbau und Bergarbeit, hrsg. von Klaus Tenfelde). München: Verlag C. H. Beck 1996. 440 S.

14 **Jäger, Wolfgang: Politische Geschichte der Bergarbeitermilieus an der Ruhr vor 1933. Eine vergleichende Untersuchung zur Resistenz und Anfälligkeit politisch-sozialer Bergarbeitermilieus gegenüber dem Nationalsozialismus unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte der katholischen Bergarbeitermilieus.** Diss., Univ./GH Essen 1995

15 Wahlökologische Studien unter Einbeziehung der amtlichen Wahlstatistik sowie der in der Lokalpresse veröffentlichten Stimmbezirksergebnisse

16 Vor allem StadtAe, Wahlakten und lokale Presse (1/97)

0 84-065

1 Univ. München, Institut für neuere Geschichte, LS Prof. Dr. Gerhard A. Ritter

2 GERSTENBERG, Günther, M. A.; Gundermannstr. 34, D-80935 Berlin; Tel. 089/3139394

3 Prof. Dr. Klaus Tenfelde, Univ. Bochum

4 Abgeschlossen

5 Beginn: 12/82, Abschluß: 11/84

6 M. A.

8 Bearb.

9 **Der Wiederaufbau der Münchner Gewerkschaftsbewegung und der Bayerische Gewerkschaftsbund 1945 bis 1949**

10 1945–1950

11 München, Bayern

13 **Gerstenberg, Günther: Trümmer, Hunger, Solidarität. Gewerkschaften in München von 1945 bis 1950** (= Münchner Skizzen, H. 2). München: DGB-Bildungswerk (Schwanthalerstr. 64, D-80336 München) [o. J.]. – **Gerstenberg, Günther: Eine rote Burg des Proletariats. Das alte Gewerkschaftshaus in der Pestalozzistraße** (= Münchner Skizzen, H. 5). München: DGB-Bildungwerk (Schwanthalerstr. 64, D-80336 München) [o. J.] (1/97)

0 85-101

1 TH Darmstadt, FB 2: Gesellschafts- und Geschichtswissenschaften, Institut für Politikwissenschaft, Residenzschloß, D-64283 Darmstadt

2 BLACHETTA-MADAJCYK, Petra, Dr.; Löffelstr. 23, D-64289 Darmstadt

3 Prof. Dr. Georg W. Strobel

4 Abgeschlossen

5 Beginn: 1/85, Abschluß: 91/92

6 Diss.

8 Bearb.; Historisch-Landeskundliche Kommission für Posen und das Deutschtum in Polen, Gisonenweg 7, D-35037 Marburg/L.

9 **Deutsche Sozialdemokratie in Polen. Die DSAP**

10 1918–1939

11 Polen, insbsondere Oberschlesien und Lodz-Gebiet

12 Geschichte der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei in Polen und ihre Beziehungen zum polnischen Staat und seinem Parteisystem sowie zu den politischen und sozialen Organisationen der deutschen Minderheit in Polen

13 **Blachetta-Madajcyk, Petra: Klassenkampf oder Nation? Deutsche Sozialdemokratie in Polen 1918–1939** (= Schriften des Bundesarchivs, Bd. 49). Düsseldorf: Droste Verlag 1997. XIV, 315 S.

14 Diss., TH Darmstadt 1991/92

15 Interviews mit Zeitzeugen; statistische Evaluierung; Befragungen nach Fragebogen

16 Archivalien; Zeitungen (1/97)

0 85-136, 91-087

1 Univ. of Michigan, Dept. of History, Ann Arbor, MI 48109-1045, USA

2 CANNING, Kathleen, Dr., Ass. Prof.; c/o Univ. of Michigan

3 Prof. Dr. Vernon L. Lidtke

4 Abgeschlossen

5 Beginn: 9/84, Abschluß: 9/92

6 Diss.; Monographie

8 Bearb; Johns Hopkins Univ; Univ. of Michigan; American Council of Learned Societies; DAAD

9 **Gender, Class, and Politics of Work in the Western German Textile Industry (1880–1930)**

10 1850–1914

11 Rheinland; Westfalen

13 **Canning, Kathleen: Languages of Labor and Gender. Female Factory Work in Germany,**

1850–1914. Ithaca and London: Cornell University Press 1996. XIII, 343 S.

14 **Canning, Kathleen: Class, Gender, and Working Class Politics in the Western German Textile Industry, 1890–1930.** Diss., Johns Hopkins Univ. 1988 (1/97)

0 **89-012**
1 Univ. Göttingen, FB Sozialwissenschaften, Seminar für Politikwissenschaft, Platz der Göttinger Sieben 3, D-37073 Göttingen
2 KURZER, Ulrich; Sültebecksbreite 7, D-37075 Göttingen; Tel. 0551/374587
3 Prof. Dr. Richard Saage (jetzt Univ. Halle-Wittenberg)
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 2/97
6 Eigenprojekt des Bearb; Diss.
8 Bearb.; Stipendium HBS
9 **Nationalsozialismus und Konsumgenossenschaften. Gleichschaltung, Sanierung und Teilliquidation zwischen 1933 und 1936**
10 1933–1936, mit notwendigen Exkursionen in die Vorgechichte ab ca. 1850 wie in die Jahre nach 1936
11 Deutschland
12 Frage nach den Gründen der besonderen Behandlung der Konsumgenossenschaften im Vergleich zu den Arbeiterparteien und den Gewerkschaften
13 **Kurzer, Ulrich: Nationalsozialismus und Konsumgenossenschaften. Gleichschaltung, Sanierung und Teilliquidation zwischen 1933 und 1936** (= Studien und Materialien zum Rechtsextremismus, Bd. 5). Pfaffenweiler: Centaurus Verlagsgesellschaft 1997. IX, 514 S. – [S. a. Proj.-Nr. 89-012 (3/96)]
14 Diss., Univ. Göttingen 1995
15 Soziale Funktion des Nationalsozialismus war die Rekonsolidierung des krisenbehafteten kapitalistischen Wirtschaftsprozesses; auch in der Konsumgenossenschaftsfrage unterlagen die Auseinandersetzungen der verschiedenen Herrschaftsträger diesem Erfordernis
16 Archivalien (BAe; StAe, private Ae); zeitgenössische Zeitungen und Zeitschriften; Literatur (1/97)

0 **89-020**
1 Technische Univ. Berlin, FB 1, Institut für Geschichtswissenschaft, FG Neuere Geschichte, Ernst-Reuter-Platz 7, D-10587 Berlin; Tel. 030/3142-3253
2 HACHTMANN, Rüdiger, PD Dr.; c/o Technische Univ. Berlin
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 88, Abschluß: 93
6 Habil.
9 **Revolution 1848 in Berlin**
10 Anfang 1848 bis Mitte 1849 (Schwerpunkt: März bis November 1848)
11 Stadt Berlin
12 Ereignis- und strukturhistorische Darstellung von Genesis, Verlauf und Wirkungen der Revolution unter besonderer Berücksichtigung der sozialen Unterschichten sowie der Parteibildung; Vergleich mit den Entwicklungen in anderen städtischen Revolutionszentren; Kollektivbiographien der personellen Träger von Revolution und Gegenrevolution
13 **Hachtmann, Rüdiger: Berlin 1848. Eine Politik- und Gesellschaftsgeschichte der Revolution** (= Veröffentlichungen des Instituts für Sozialgeschichte Braunschweig–Bonn). Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1997. Ca. 992 S.
14 Habil., Technische Univ. Berlin [1993] (1/97)

0 **90-109**
1 Univ. Bielefeld, Fak. für Geschichtswissenschaft und Philosophie; Univ. Potsdam, LS Zeitgeschichte
2 STÖVER, Bernd, Dr.; c/o Univ. Potsdam, LS Zeitgeschichte, Postfach 1553, D-14415 Potsdam
3 Prof. Dr. Christoph Kleßmann
4 Abgeschlossen
6 Diss.; Edition
9 **Konsenssphären in der deutschen Gesellschaft der NS-Zeit im Spiegel der Berichterstattung des sozialistischen Exils**
10 1933–1945
11 Deutschland
13 **Stöver, Bernd: Berichte über die Lage in Deutschland. Die Lagemeldungen der Gruppe Neu Beginnen aus dem Dritten Reich 1933–1936** (= Archiv für Sozialgeschichte, Beih. 17). Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1996. LXVI, 756 S. – [S. a. Proj.-Nr. 90-109 (2/93)]
14 Diss., Univ. Bielefeld 1991 (1/97)

0 **91-085**
1 Technische Univ. Magdeburg, Institut für Politikwissenschaft; Technische Univ. Braunschweig, FB für Philosophie und Sozialwissenschaften, Historisches Seminar
2 KUPFER, Torsten, Dr.
3 Prof. Dr. Klaus Erich Pollmann, Technische Univ. Braunschweig
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 88, Abschluß: 93
6 Diss.
8 Technische Univ. Magdeburg; Bearb.
9 **Die Sozialdemokratie im Freistaat Anhalt in der Weimarer Republik (1918–1933)**
10 1918–1933
11 Freistaat Anhalt
13 **Kupfer, Torsten: Sozialdemokratie im Freistaat Anhalt 1918–1933** (= Demokratische Bewegungen in Mitteldeutschland, Bd. 5). Weimar, Köln und Wien: Böhlau Verlag 1996. 280 S.
14 Diss., Technische Univ. Braunschweig 1993 (1/97)

0 **92-043**
1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, D-44780 Bochum

2 *RUDOLPH, Karsten, Dr.;* HÄUPEL, Beate, Dr.; u. a.; c/o Univ. Bochum; Tel. 02 34/700-69 21
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 2/92, Abschluß: 2/94
6 Geförderte Forschung
8 Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung, Essen
9 Demokratie in Mitteldeutschland. Demokratische Politik und Bewegungen in Sachsen, Thüringen und Anhalt 1830–1930
10 1830–1930
11 Sachsen, Thüringen, Anhalt
13 Häupel, Beate: Die Gründung des Landes Thüringen. Staatsbildung und Reformpolitik 1918–1923 (= Demokratische Bewegungen in Mitteldeutschland, Bd. 2). Weimar, Köln und Wien: Böhlau Verlag 1995. 196 S. (1/97)

0 93-001
1 Hamburger Institut für Sozialforschung, Mittelweg 36, D-20148 Hamburg; Tel. 040/4140979
2 MÜLLER, Reinhard; Tarpenbekstr. 72, D-20251 Hamburg; Tel. 040/479362 und /480 7605
4 Laufend
6 Eigenprojekt des Bearb; Edition; Buchpublikationen; Aufsätze
8 Bearb.
9 Stalinistischer Terror. Dokumente und Studien
10 V. a. 1935–1942
11 Moskau
12 Stalinistischer Terror und vor allem deutsche Emigration in der Sowjetunion
13 Müller, Reinhard: Zenzl Mühsam und die stalinistische Inquisition, in: Schriften der Erich-Mühsam-Gesellschaft, H. 11, 1996, S. 32–88 (erscheint 1998 in erweiterter Buchfassung). – **Müller, Reinhard: Der Fall des Antikomintern-Blocks – ein vierter Moskauer Schauprozeß?,** in: Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung, 1996, S. 187–214 (Buchpublikation in Vorbereitung). – **Müller, Reinhard: Exil und Terror in der Sowjetunion. Anmerkungen und Forschungsperspektiven,** in: Opfer wofür? Deutsche Emigranten in Moskau. Hrsg. von Ernstheinrich Meyer-Stiens. Worpswede: Worpsweder Verlag 1996, S. 14–27. – **Müller, Reinhard: Ich möchte so gerne noch leben. Aus der Kaderakte Heinrich Voglers,** in: Opfer wofür? Deutsche Emigranten in Moskau. Hrsg. von Ernstheinrich Meyer-Stiens. Worpswede: Worpsweder Verlag 1996, S. 38–49. – **Müller, Reinhard: Präparierung des tätigen Opfers. Anmerkungen zum stalinistischen Terror,** in: Österreichische Zeitgeschichtetage 1995. Hrsg. von Rudolf G. Ardelt und Christian Gerbel. Innsbruck und Wien: Studien Verlag 1997, S. 409–412. – **Müller, Reinhard: Der Antikomintern-Block. Prozeßstruktur und Opferperspektive,** in: Utopie kreativ, 1997, Nr. 81/82, S. 82–95. – **Rokitkanskij, Jakow, und Reinhard Müller: Roter Dissident. Akademiemitglied Rjasanow. Lenins Opponent – Stalins Opfer. Biographische Skizze und Dokumente.** Russische Ausgabe. Moskau: Verlag „Academia" 1996. 464 S. (S. a. Proj.-Nr. 97-001)
16 Verschieden Moskauer Ae (1/97)

0 93-090
1 Univ. Hannover, Historisches Seminar, Schneiderberg 50, D-30167 Hannover
2 KNOBLICH, Susanne, Dr.; Ritterbrunnen 6, D-38100 Braunschweig; Tel. 0531/15369, Fax: 0531/14922
3 Prof. Dr. Adelheid von Saldern
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 4/93, Abschluß: 96
6 Diss.
8 Stipendium der Hans-Böckler-Stiftung
9 Frauen und Gewerkschaften in Niedersachsen nach 1945
10 1945–1960
11 Niedersachsen
12 Regionalgeschichtliche Untersuchung der Geschichte von Frauen im DGB-Landesbezirk Niedersachsen sowie in ausgewählten Einzelgewerkschaften und von aktiven Gewerkschafterinnen in niedersächsischen Betrieben
13 Veröffentlichung voraussichtlich 1999 in der Reihe des Instituts für Sozialgeschichte Braunschweig–Bonn im J. H. W. Dietz Verlag Nachf., Bonn
14 Knoblich, Susanne: „Mit Frauenbewegung hat das nichts zu tun". Frauen und Gewerkschaften in Niedersachsen 1945 bis 1960. Diss., Univ. Hannover 1996. – [S. a. Proj.-Nr. 93-090 (3/93)] (1/97)

0 94-040
1 Univ. Oslo, Historisk Institutt, Postboks 1008 Blindern, N-0135 Oslo; Tel. 22857206
2 *LORENZ, Einhart, Prof. Dr.;* Fossilveien 11, N-0198 Oslo; u. a.
4 Laufend
5 Beginn: 1/94
6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie
9 Exil in Skandinavien
10 1933 bis in die Nachkriegszeit
11 Skandinavien, Deutschland
13 Lorenz, Einhart: Mehr als Willy Brandt. Die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP) im skandinavischen Exil. Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang Verlag 1997. 257 S.
14 Lorenz, Einhart: Deutsche Sozialisten im skandinavischen Exil. Das Beispiel der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands. Ms., 220 S. – Weitere Arbeitsberichte und Mss.
16 Ae in Deutschland, Dänemark, Norwegen, Schweden; Exilpresse; skandinavische Zeitungen; Interviews (1/97)

0 94-046
1 Univ. Saarbrücken, Historisches Institut; Univ./Gesamthochschule Essen, FB 1, Fach Neuere Geschichte
2 MALLMANN, Klaus-Michael, PD Dr.; Riottestr. 14, D-66123 Saarbrücken; Tel. 0618/3908869

4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt des Bearb.; Habil.
9 Milieu und Avantgarde. Zur Sozialgeschichte des deutschen Kommunismus 1918–1933
10 1918–1933
11 Deutschland
12 Untersuchung des Kommunismus im Lichte der Milieu-Konzeption von R. M. Lepsius: Soziale Komposition und Vernetzung, Integrationsmechanismen, Position in lokaler Gesellschaft; Auswirkung dieser Faktoren auf die einzelnen Politikfelder
13 Mallmann, Klaus-Michael: Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung. Mit einem Vorwort von Wilfried Loth. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1996. XVI, 552 S.
14 Mallmann, Klaus-Michael: Milieu und Avantgarde. Zur Sozialgeschichte des deutschen Kommunismus 1918–1933. Habil., Univ./Gesamthochschule Essen 1995
15 Archivrecherchen; Sekundäranalyse auf der Basis der Regional- und Lokalliteratur
16 V. a. KPD-interne Überlieferung und Wiedergutmachungsakten; gedruckte Quellen; Memoiren; Interviews (1/97)

0 94-078
1 Univ. Köln, Historisches Seminar, Albertus-Magnus-Platz, D-50931 Köln; Tel. 0221/470-2206
2 EUMANN, Ulrich, M. A.; Lüttringhauser Str. 62, D-51103 Köln; Tel. 0221/8590419
3 Prof. Dr. Wolfgang Schieder
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 8/94, Abschluß: 3/95
6 M. A.
8 Bearb.
9 „Strengste Disziplin" oder Resistenz. Das Verhältnis von Parteibasis und politischer Führung in der KPD
10 1925–1933
11 Ruhrgebiet
12 Überprüfung des angeblich monolithischen Charakters der KPD und Erklärung des Mitgliederverhaltens
14 M. A., Univ. Köln [1995]
15 Theoriengeleitete historische Untersuchung
16 Polizeiberichte und Abschriften interner Dokumente (HStA Düsseldorf und StA Münster); Autobiographien und Memoiren von KPD-Mitgliedern (1/97)

0 95-055
1 Technische Univ. Berlin, Institut für Geschichtswissenschaft, FG Neuere Geschichte, Ernst-Reuter-Platz 7, D-10587 Berlin; Tel. 030/3142-5844
2 BAUMANN, Ursula, Dr.; Gutsmuthsstr. 16, D-12163 Berlin
4 Laufend
6 Habil.
8 Technische Univ. Berlin
9 Zur Geschichte des Suizids vom 18. bis 20. Jahrhundert
10 1770–1950
11 Deutschland
12 Das Phänomen soll auf drei Ebenen verortet werden: Diskurse; praktische Interventionen durch Staat, Kirche und Medizinalwesen; die „Betroffenen" (Todesfälle und Biographien) differenziert nach sozialer Schicht, Alter und Geschlecht; Fragestellung: Suizid und der Umgang damit als Spiegel sozialer und kultureller Transformationsprozesse
13 Baumann, Ursula: Suizid als soziale Pathologie. Gesellschaftskritik und Reformdiskussion im späten 18. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 45. Jg. (1997), H. 6, S. 485 bis 502
16 Archivalien; statistisches Material; zeitgenössische Veröffentlichungen (1/97)

0 96-015
1 Freie Univ. Berlin, Institut für Tourismus, Altensteinstr. 44a, D-14195 Berlin
2 SPODE, Hasso, Dr.; c/o Freie Univ. Berlin
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 6/95, Abschluß: 10/96
6 Sammelband
7 Arbeitsgruppe Tourismusgeschichte, c/o Freie Univ. Berlin
8 Freie Univ. Berlin; Arbeitsgruppe Tourismusgeschichte; Verlag Unikom, Berlin
9 Reisen und Tourismus in beiden deutschen Staaten
10 1945–1989
11 DDR, BRD
13 Goldstrand und Teutonengrill. Kultur- und Sozialgeschichte des Tourismus in Deutschland 1945 bis 1989. Hrsg. von Hasso Spode (= Institut für Tourismus – FU Berlin, Berichte und Materialien, Nr. 15). Berlin: W. Moser, Verlag für universitäre Kommuniktion 1996. 207 S. (1/97)

II. BISHER NICHT GEMELDETE, IM INLAND UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND

—

Neue Literatur

LERNER, Gerda: **Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte.** Aus dem Englischen von Walmot Müller-Falkenberg. – Frankfurt a. M.: Campus-Verlag 1995. 236 S.

Keine Neuerscheinung, sondern ein Klassiker ist anzuzeigen, der nach 16 Jahren endlich auch in deutscher Übersetzung vorliegt. Anders als im englischen Original, „The Majority Finds Its Past", sind in der vorliegenden deutschen Ausgabe zwei Beiträge zur Geschichte von schwarzen Frauen in den USA ersetzt durch zwei neuere Arbeiten (1986, 1990), die bereits übersetzt veröffentlicht wurden. Präsentiert werden insgesamt zwölf Aufsätze, von denen zehn erstmals zwischen 1969 und 1978 publiziert worden sind. Diese Informationen verdeutlichen, daß in Lerners Buch Arbeiten aus der Anfangsphase der Frauengeschichte enthalten sind, die inzwischen sehr viel stärker als ein historiographiegeschichtliches Dokument wirken (und gelesen werden sollten) denn als Beitrag zur jeweiligen Thematik.

In einer autobiographisch gehaltenen Einleitung beschreibt die Verf., bisweilen durchaus repräsentativ für die Generation der ersten Frauenhistorikerinnen, die in den 1960er Jahren entstandene zweite Frauenbewegung als Energiequelle und Bezugspunkt der eigenen historiographischen Arbeit. Aus der Spannung zwischen dem strikt voneinander getrennten Selbstverständnis als feministische Bürgerin einerseits und als Wissenschaftlerin andererseits (S. 32, S. 76) resultierte die Neugierde, beharrlich nachzufragen. Die Aufbruchstimmung dieser Jahre vermittelt sich in den einzelnen Beiträgen (siehe beispielsweise „Die Feministinnen: ein zweiter Blick", S. 64–79; „Definitionen", S. 191 bis 205) und auch in der Sprache („meinen an Frauengeschichte interessierten Schwestern", S. 17). Dieser Zeitgebundenheit scheint es auch in erster Linie geschuldet, wenn Lerner sich vehement für die Fortführung der Frauengeschichte und gegen deren Integration in die Geschlechtergeschichte ausspricht. Die Erforschung des Geschlechterverhältnisses, die Historisierung von Männlichkeit und Mannsein lenke von der Erforschung der historischen Situation von Frauen ab, die noch immer in ihren Anfängen stehe und Priorität verlange (S. 10 f.).

Neben der Wissenschaftspolitikerin Gerda Lerner, die maßgeblich zur Institutionalisierung der Frauengeschichte in den USA beigetragen hat (nach mehr als 50 Jahren wurde 1981/82 mit ihr wieder eine Frau zur Präsidentin der American Historical Association gewählt), behauptet die Historikerin vehement ihren Platz. Schon in ihrem ersten Aufsatz „Neue Ansätze zur Forschung über Frauen in der Geschichte der Vereinigten Staaten" (S. 39–49) von 1969 stellt Lerner fest: „Das Thema ‚Frauen' ist zu verschwommen und unscharf, als daß es ein vernünftiger Ausgangspunkt für eine Untersuchung sein könnte" (S. 45). Sie plädiert für eine Frauengeschichte, die der Komplexität und den Unterschieden im Leben, Denken und Handeln von Frauen Rechnung trägt und nicht politisch griffige Vereinfachungen wie „das Gedankenmodell ‚unterdrückte Gruppe'" (S. 46) übernimmt. Der Analyse von Unterschieden widmet Lerner mehrere Beiträge: Während es in „Die Dame und die Fabrikarbeiterin: Veränderung des Status von Frauen in den 1830er Jahren" (S. 50–63) darum geht, dem Wechselverhältnis von Klasse und Geschlecht nachzuspüren, steht in „Afroamerikanerinnen und weiße Frauen in Interaktion und Konfrontation" (S. 93–109) das komplizierte Verhältnis von Ethnie und Geschlecht im Vordergrund. In dem Aufsatz „Unterschiede zwischen Frauen neu gefaßt" (S. 176–190) stellt sich Lerner schließlich dem verbreiteten Einwand: „Die Schwierigkeit, auf die man stößt, wenn man Rasse, Klasse, Ethnizität und Geschlecht als Mittel der Analyse einführt, besteht darin, daß man anscheinend jedes Problem um endlose Varianten vermehrt, ohne größere analytische Klarheit zu erzielen. [...] Die Traditionalisten meinen, daß man so die Einheit des Geschehens in der Vergangenheit, den sogenannten ‚gemeinsamen Kern', aus den Augen verliert" (S. 177). Diesem Einwand hält sie jedoch entgegen, daß die schlicht binäre Konstruktion jedes dieser Begriffe, also Arbeiter vs. Unternehmer, Männer vs. Frauen, Schwarze vs. Weiße etc., exakt die interdependenten Beziehungen verleugne, auf denen Klasse, Geschlecht, Ethnizität schließlich aufbauten. Es gebe keine Klasse, die nicht aus Männern und Frauen bestehe sowie aus Angehörigen verschiedener Ethnien, wie es kein Geschlecht gebe, das nicht aus Angehörigen verschiedener Klassen und Ethnien bestehe (S. 181 f.). „Prioritäten" unter diesen Faktoren zugestehen zu wollen, eine Hierarchie im Hinblick auf deren jeweilige gesellschaftliche Wirkungsmacht errichten

zu wollen hält Lerner für verfehlt, denn hierdurch gerate die je spezifische Interdependenz der Faktoren wieder aus dem Blick. Im Prinzip geht es ihr darum, die „Einheit der Geschichte" nicht auf der Ausblendung von Differenzen aufzubauen, sondern die jeweilige Konstituierung von Differenzen zum Ausgangspunkt eines „gemeinsamen Kernes" zu machen.

Die Anregungen, die Gerda Lerner in ihren Aufsätzen gibt, sind erfreulicherweise auch in der hiesigen Geschichtswissenschaft nicht mehr alle neu. Der so spät erschienenen Übersetzung bleibt zu wünschen, daß sie zu einer breiteren und umfassenderen Auseinandersetzung mit Lerners Thesen beizutragen vermag.

Christiane Eifert

Biographisches Handbuch der SBZ/DDR 1945 bis 1990. Hrsg. von Gabriele BAUMGARTNER und Dieter HEBIG. 2 Bde.; Bd. 1: Abendroth–Lyr. Bd. 2: Maaßen–Zylle. Nachtrag zu Bd. 1. – München, New Providence, London und Paris: K. G. Saur Verlag 1996 und 1997. XIX, 1057 S. (fortl. Pag.)

Mit über 4500 Namen enthält dieses nach der Wende 1989/90 schon dritte biographische Nachschlagewerk zur DDR-Geschichte doppelt so viele Eintragungen wie die vorangegangenen und etwa 1000 mehr als der biographische Teil des 1990 vom Arbeitsbereich DDR-Geschichte der Universität Mannheim und vom Institut für Zeitgeschichte München vorgelegten „SBZ-Handbuchs". Stellt man in Rechnung, daß das zuletzt genannte Sammelwerk lediglich die Vorgeschichte der DDR thematisiert und Personen ausschließlich unter dem systematischen Gesichtspunkt einer im Institutionengefüge der SBZ eingenommenen Position biographisch ausweist, gewinnt man bereits eine erste Vorstellung über Möglichkeiten und Grenzen dieses Hilfsmittels. Nicht nur aufgrund des umfänglichen Verzeichnisses der zitierten Literatur läßt sich vermuten, daß – außer der in früheren Nachschlagewerken bereits berücksichtigten Bürger- und Oppositionsbewegung – vor allem die Bereiche Kunst, Wissenschaft und Sport zusätzlich erschlossen wurden. Zeitlich klar definiert als ein Hilfsmittel zur Geschichte der SBZ und der DDR zwischen dem 8. Mai 1945 und dem 3. Oktober 1990, informieren die Herausgeber über die Auswahlkriterien im Vorwort nur allgemein, daß – außer den in der Regel gut dokumentierten zentralen Gremien – auf der Bezirksebene „möglichst viele faßbare Personen in das Handbuch aufgenommen" wurden; auf der Kreisebene bestimmte die Auswahl die Quellenlage und auf der kommunalen Ebene sogar die ausgesprochen „schlechte Quellenlage". Da sich die Verf. ausschließlich auf gedruckte Quellen stützten und keine Archivrecherchen oder Interviews durchführten, seien deshalb vor allem Armee, Polizei und Staatssicherheit unterbelichtet.

Die Auswahlkriterien hätte man präziser benennen können, denn schon auf der ersten Seite vermißt man Heinz Abraham, von 1960 bis 1964 immerhin außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter Minister der Regierung der DDR in der UdSSR. Allein dies führt zu der Frage, wie intensiv denn die zentralen Ebenen von Staat, Parteien und gesellschaftlichen Organisationen erfaßt wurden, ob lediglich das Zufallsprinzip die Hand führte oder unterstützend eine systematische Auswertung von (gedruckten) organisationshistorischen Dokumenten stattfand. Stichproben im Bereich der Geschichtswissenschaft ergaben, daß Heinz Heitzer nicht dokumentiert wurde, obwohl er allein aufgrund seiner Positionen als Abteilungsleiter am Institut für Geschichte oder als Direktor des Zentralinstituts für Geschichte der Akademie der Wissenschaften formal für eine Aufnahme hinreichend qualifiziert erscheint. Lücken sind auch im Hinblick auf die territoriale und zeitliche Abgrenzung feststellbar: Hermann Brill, im Juni/Juli 1945 unter amerikanischer Besatzung Regierungspräsident in Thüringen und bis Dezember 1945 Vorsitzender des dortigen SPD-Bezirkes, fehlt genauso wie Arno Hennig, 1945/46 im Landesvorstand des Kulturbundes in Sachsen, aber auch der Schriftsteller Hans Fallada. Konsequenz läßt auch vermissen, wenn der „Kanzlerspion" Günter Guillaume als „Mitarbeiter des MfS" (übrigens als Oberst vorgestellt, obwohl er seine Bonner Köpenickiade freimütig als Hauptmann beendete) und Heinz Felfe als „Kundschafter" aufgenommen wurden, der MfS-Oberleutnant Werner Stiller als „der Mann des Bundesnachrichtendienstes" aber nicht. Von der DDR-Opposition, die übrigens weniger berlinlastig und umfangreicher als in anderen Lexika vorgestellt wird, vergaß man beispielsweise Angelica Barbe als Mitbegründerin und 2. Vorsitzende der SPD in der DDR. Arno Barth ist als Präsident des thüringischen Oberlandesgerichts zwar vertreten, aber nicht sein Nachfolger Hermann Grossmann. Niemand, der je biographische Forschungen zur DDR-Geschichte betrieb, wird solche Detailmängel sofort auf die Goldwaage legen wollen. Doch all dies deutet auf ein Verfahren hin, das

mehr durch den Zufall des Zugriffs als durch Systematik geprägt war. Und bei den wirtschaftlichen Funktionsträgern beispielsweise (vor allem in der SBZ und den Anfangsjahren der DDR) lassen sich Evidenzprobleme überhaupt nur auf systematischem Weg lösen oder zumindest benennen.

Der Vorzug eines tabellarischen Lebenslaufs besteht zum einen darin, daß sich neu gewonnene Daten leichter in ein solches Schema einfügen lassen, zum anderen erleichtert er die maschinelle Bearbeitung und Auswertung. Literarisierte Formeln wie „wurde als Sohn/Tochter oder in der Familie geboren" bzw. „kam als Kind zur Welt" bringen genauso wenig Informationsgewinn wie die abstrakte „antifaschistische Tätigkeit" vor und nach 1933, respektive noch nach 1945 die ehrende Mitgliedschaft in entsprechenden Vereinigungen. Anders verhält es sich mit dem Vermerk über eine „inoffizielle oder informelle Tätigkeit" für das Ministerium für Staatssicherheit der DDR. Wenn sie unmittelbar oder mittelbar mit der Wahrnehmung eines öffentlichen Amtes zusammenhing, dessentwegen die betroffene Person ins Lexikon aufgenommen wurde, ist sie nicht nur biographisch, sondern auch historisch erheblich. Deshalb überraschte ein entsprechender Vermerk in der Vita eines Bürgerrechtlers, weil sie weder in sachlicher noch in zeitlicher Hinsicht kausal mit dessen sonstiger „öffentlicher" Tätigkeit zusammenhing. Bei Stichproben wurde sie aber in einigen gravierenden Fällen bei sogenannten Personen der Zeitgeschichte vermißt. Die literarische Umschreibung „zog sich aber 1990 weitgehend aus der Öffentlichkeit zurück, um wieder zu schreiben", ist unbefriedigend und Sascha Anderson ohne „Stasi" schlicht unvorstellbar. Hier sind allgemeine und gleiche Kriterien unbedingt vonnöten, weil selbst „falsche" besser sind als Willkür. So weckt das Vorgehen nur die unnütze Vermutung, daß sich das in der Tat – zunächst und vor allem allerdings für die Opfer – lästige „Phänomen" im außeramtlichen Bereich auf die Bürger- und Oppositionsbewegung beschränkte. Eine solche Einstellung würde aber die ganze DDR-Gesellschaft pauschal diskreditieren. Der Historiker hat sich nach dem Wegfall der einschlägigen Staatsschutzbestimmungen damit auseinanderzusetzen, daß es sich beim Staatssicherheitsdienst der DDR um eine öffentliche Einrichtung handelte und die Wahrnehmung eines im Rechtssinne öffentlichen „Ehrenamtes" des „geheimen Informanten" keinen besonderen gesetzlichen Schutz genießt. Denn nicht einmal nach altem DDR-Recht war die „öffentliche" Tätigkeit Bestandteil der Privatsphäre der sie ausübenden Personen. Von solchen leider verbreiteten verfassungswidrigen „bürokratischen" Bestrebungen darf sich Wissenschaft dann nicht irritieren lassen, wenn sie alte Fehler nicht wiederholen will.

Einige Flüchtigkeitsfehler: Rudolf Agricola trat zwar 1924 der KPD bei, ging aber 1931 zur SAPD über; nicht 1946 trat er der SED bei, sondern erst 1948. Bis dahin war er Kreisvorsitzender der KPD in Heidelberg und zusammen mit dem späteren Bundespräsidenten Theodor Heuss Herausgeber der dort erscheinenden „Rhein-Neckar-Zeitung". Erich Mielke befand sich nach Sachlage nach 1940 nicht im sowjetischen, sondern im französischen Exil und kam im Dezember 1944 illegal nach Deutschland zurück. Robert Korb wurde zwar alphabetisch richtig eingeordnet, obwohl im Nachnamen statt einem „r" ein „l" steht (falsch: Kolb, richtig: Korb).

Allein aufgrund der Dokumentationsbreite stellt das Handbuch ein hilfreiches Instrument dar. Für spätere Auflagen wäre eine klare Definition der objektiv festzumachenden formalen Aufnahmekriterien wünschenswert; unverzichtbar erscheinen ergänzende systematische organisationsgeschichtliche Recherchen sowie eine entsprechende Einordnung, um einen Überblick über die Repräsentanz der Einträge zu vermitteln. Weniger die Schönheit des literarischen Ausdrucks, sondern die Präzision der möglichst „wiederaufbereitungsfähig" zu präsentierenden Daten könnte schließlich mehr ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken.

Jan Foitzik

Von der Reichsgründungszeit bis zur Kaiserlichen Sozialbotschaft (1867–1881). Bd. 2: **Von der Haftpflichtgesetzgebung zur ersten Unfallversicherungsvorlage.** Bearb. von Florian TENNSTEDT und Heidi WINTER unter Mitarbeit von Heinz DOMEINSKI (= Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914, I. Abt.). – Stuttgart: Gustav Fischer Verlag 1993. XXXIV, 635 S.

Von der Kaiserlichen Sozialbotschaft bis zu den Februarerlassen Wilhelms II. (1881–1890). Bd. 2, 1. Teil: **Von der zweiten Unfallversicherungsvorlage bis zum Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884.** Bearb. von Florian TENNSTEDT und Heidi WINTER unter Mitarbeit von Heinz DOMEINSKI und Elmar ROEDER (= Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914, II. Abt.). – Stuttgart: Gustav Fischer Verlag 1995. XLIV, 672 S.

Die Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren des Kaiserreichs (1905–1914). Bd. 3, 1. Teil: **Das Jahr 1907**. Bearb. von Hansjoachim HENNING und Uwe SIEG unter Mitarbeit von Anke LUFT (= Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914, IV. Abt.). – Stuttgart: Gustav Fischer Verlag 1994. XIX, 456 S.

Die Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren des Kaiserreichs (1905–1914). Bd. 3, 2. Teil: **Das Jahr 1908**. Bearb. von Hansjoachim HENNING und Uwe SIEG unter Mitarbeit von Carsten DAMS (= Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914, IV. Abt.). – Stuttgart: Gustav Fischer Verlag 1995. XXII, 495 S.

Am 28. Dezember 1880 gab es ein spätes erstes Frühstück (ab halb 12 Uhr) „mit 3 warmen und mehreren kalten Fleischspeisen, gebratenen und gekochten Kartoffeln, Kaffee, Tee, Port und sonstige Weinen" bei Bismarcks in Friedrichsruh, was Theodor Lohmann, der am 27. und 28. Dezember dorthin bestellt war, um die von ihm konzipierte Begründung für das Unfallversicherungsgesetz durchzusprechen, wenige Tage später Ernst Wyneken brieflich mitteilte (I. Abt., 2. Bd., Dok. 178, S. 506). Auch über solche Nebensächlichkeiten, die einen Blick auf die „Atmosphäre" bieten, in der mitunter sozialpolitische Entscheidungen vorbereitet wurden, informieren gelegentlich die beiden von Florian Tennstedt und Heidi Winter bearbeiteten Quellenbände, ohne indes das eigentliche Ziel zu vernachlässigen: den Weg von der Haftpflichtgesetzgebung bis zum Unfallversicherungsgesetz (1884) kompetent und detailliert, zuweilen auch minutiös, zu dokumentieren.

Mit diesen beiden Bänden, die den Beginn und mit dem Unfallversicherungsgesetz einen Höhepunkt der sozialpolitischen Aktivitäten des Kaiserreichs umfassen, und mit den beiden Jahresbänden 1907 und 1908 zur „Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren" wird nach dem Wechsel des Verlages (nunmehr: Gustav Fischer Verlag) die „Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914", die Peter Rassow begründete und derzeit Karl Erich Born, Hansjoachim Henning und Florian Tennstedt herausgeben, fortgeführt.

Die beiden voluminösen Bände zur Unfallversicherung, die 237 (I. Abt., Bd. 2) bzw. 187 Dokumente (Abt. II, Bd. 2, 1. Teil) umfassen und mit knappen, jeweils einen Überblick über Intentionen und Schwerpunkte gebenden Einleitungen (14 bzw. 26 Seiten) versehen sind, wurden als „Themenbände" konzipiert. In chronologischer Folge präsentieren sie die Entwicklung eines zentralen Komplexes der Sozialgesetzgebung und dokumentieren die – keineswegs in dieser Form intendierte – Weichenstellung zum Sozialstaat, an dessen Anfang weder das Sozialistengesetz (1878) noch die Kaiserliche Botschaft (1881) standen (S. XXII). Bereits der zeitliche Rahmen des ersten Bandes – er reicht von 1867 bis 1881 (Scheitern der 1. Unfallversicherungsvorlage, Kaiserliche Botschaft), mit Schwerpunkt in den Jahren 1879 bis 1881 – verdeutlicht die von Tennstedt und Winter vertretene Auffassung, „daß jedenfalls das Sozialistengesetz keine für den sozialpolitischen Durchbruch wesentliche Bedingung war" (S. XXXI), bestenfalls als „legitimierendes Versatzstück" (S. XXXII) benutzt wurde.

Die Entwicklung zur Unfallversicherung ging von dem wachsenden Problem der Gefährdung durch industrielle Betriebe aus, das mit dem Verschuldensprinzip nicht befriedigend zu regeln war. Daher stellte das Reichshaftpflichtgesetz von 1871 mit dem Festhalten an persönlichem Verschulden und Beweispflicht des Geschädigten weniger eine Lösung als einen konfliktverschärfenden Zwischenschritt dar. Der Durchbruch zum Prinzip der Gefährdungshaftung und die Ablösung der individuellen Unternehmerhaftpflicht durch eine obligatorische Unfallversicherung gestaltete sich zwischen 1878 und dem Scheitern der 1. Unfallversicherungsvorlage 1881 als konfliktträchtiger Weg. Der vorliegende 1. Quellenband dokumentiert diesen en detail. Kontinuierlich, in dichter Materialpräsentation und mit Schwerpunkt auf der administrativen Ebene werden die Entwicklung der Grundpositionen, Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozesse sowie Einflußnahmen aufgezeigt. Hauptpunkte bilden dabei die Vorbereitung der Gesetzgebung im Preußischen Handelsministerium, und hier nicht zuletzt der Konflikt zwischen dem einflußreichen Referenten Theodor Lohmann und dem preußischen Handelsminister Karl Hofmann bis zu dessen Entlassung, Bismarcks Einflußnahmen auf die Richtung, in die eine die Haftpflicht ablösende staatliche Regelung der Unfallversicherung gehen sollte, schließlich Initiativen, interne Differenzen und Beteiligung „der" Industrie, hier vor allem das Wirken Louis Baares vom Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.

Während der 1. Band zur Unfallversicherung das Hauptgewicht auf den internen Willensbildungsprozeß legt, bezieht der 2. Band, der den Weg zu einem grundlegenden „Arbeiterversicherungs-

gesetz ohne Reichszuschuß und ohne Arbeiterbeitrag" (S. XL) dokumentiert, neben dem im Zentrum stehenden administrativen Entscheidungsprozeß auch die parlamentarische Ebene ein, die mit dem sog. klerikal-konservativen Kompromiß im Mai 1884 (Dok. 175, 176) die Grundlage für die Annahme der Gesetzesvorlage schaffte. Um den „Stellenwert des Parlaments als ein[es] Faktor[s] der Genese von ‚Bismarcks Arbeiterversicherung'" (S. XXXV) aufzuzeigen, wird in diesem Band recht ausführlich die parlamentarische Kommissionsarbeit anhand der erhaltenen Sitzungsprotokolle und anhand gut informierter Berichte der „Zeitschrift für Versicherungswesen" über den Verlauf der Kommissionssitzungen dokumentiert.

Für beide Bände, die auf breiter Quellenbasis beruhen, wurden insbesondere einschlägige Regierungsakten im Bundesarchiv, in den Geheimen Staatsarchiven in Merseburg und Dahlem ausgewertet. Ergänzend wurden Tagebücher und Privatbriefe herangezogen, und für Hintergrundinformationen stellen die „süddeutschen Gesandtschaftsberichte" eine wichtige Quelle dar. Für den 1. Band konnten daneben ausführlich Akten des Bochumer Vereins für Bergbau und Gußstahlfabrikation (Louis Baare) im Archiv der Krupp Stahl AG ausgewertet werden, um die industrielle Beteiligung und Einflußnahme darzulegen. – Die Quellenbände zeichnet eine aufwendige Annotation der Dokumente aus, und für die meisten erwähnten Personen konnten Kurzbiographien erstellt werden. Der 1. Band (I. Abt., 2. Bd.) verfügt über ein ausführliches Regional-, Orts-, Personen-, Firmen- und Sachregister, auf das der 2. Band (II. Abt., 2. Bd., 1. Teil), der nur ein Personenregister bietet, verzichtet, indem er (leider) auf das Gesamtregister im noch nicht erschienenen 2. Teilband verweist.

Die beiden „Jahresbände" für 1907 (mit 117 Dokumenten) und 1908 (mit 130 Dokumenten), die von Hansjoachim Henning und Uwe Sieg bearbeitet wurden, dokumentieren wie die bereits vorgelegten Quellenbände der Abteilung IV (Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren des Kaiserreiches) einen Querschnitt der sozialpolitischen Bestrebungen auf unterschiedlichen Ebenen. Beiden Bänden sind knapp gehaltene Einleitungen (7 bzw. 9 Seiten) beigegeben, die jeweils die politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen des Jahres umreißen und zurückhaltend die sozialpolitischen Ereignisse skizzieren.

Das Jahr 1907, politisch geprägt durch den Wahlsieg des „Bülow-Blocks" und (Mitte des Jahres) durch den Sturz Posadowsky-Wehners, der als Staatssekretär des Reichsamts des Innern die Sozialpolitik seit der Jahrhundertwende wesentlich beeinflußt hatte, weist „keine meßbaren sozialpolitischen Fortschritte", aber auch keine „sozialpolitische Stagnation" auf, „es war eher ein Jahr der Vorbereitung" (S. XIV). Dokumentiert wird diese „Vorbereitung" auf Reichsebene an den ohne öffentliche Beteiligung erfolgten Vorarbeiten zur Arbeitskammervorlage mittels der Protokolle der wichtigsten Referentenbesprechungen. Diese Dokumente wurden in der Anordnung, um einen besseren Überblick zu ermöglichen, zusammengefaßt (Dok. 40a–q); das Thema findet im nächsten Jahr eine Fortsetzung, als ein entsprechender Gesetzentwurf im Bundestag vorgelegt, im November 1908 im Reichstag eingebracht und öffentlich diskutiert wurde (1908: Dok. 16a–p). Vorbereitenden Charakter hatten auch die im Reichsamt des Innern unternommenen und dokumentierten „erste[n] konzeptionelle[n] Schritte zur Reform der Arbeiterversicherung" (S. XVIII), u. a. um eine einheitliche Rechtsbasis herzustellen und eine Ausweitung der Sozialversicherung auf Landarbeiter zu erreichen. Ein anderer Schwerpunkt dieses Jahresbandes ist die Dokumentation der „in ihrer sozialpolitischen Tätigkeit immer stärker hervortretende[n]" großen Kommunen (S. XVIII), u. a. im Wohnungs- und Gesundheitswesen. Weitere dokumentierte Aspekte, die die Vielfältigkeit der behandelten sozialpolitischen Themen aufzeigen, betreffen Fragen des Arbeitsnachweises, der „Interessen der Frauen im Arbeitsleben" (ebd.), Forderungen von Angestelltengruppen nach Abschaffung der Konkurrenzklausel und für den Aufbau einer eigenständigen Alterssicherung. Die Fragen und Strategien betrieblicher Sozialpolitik werden wiederum durch Protokolle des Betriebsausschusses der Siemenswerke (z. B. Urlaubsregelung, Betriebskrankenkasse, gelbe Gewerkschaft) und Initiativen der Gutehoffnungshütte in Oberhausen (Ruhegeld-, Witwen- und Waisenkasse für Fabrikarbeiter) vorgestellt. Und für einzelne Branchen (Baugewerbe, Schiffsbau) wird die Entwicklung des Tarifvertragswesens dokumentiert.

Indem der Jahresband 1908 als 2. Teil des 3. Bandes ausgewiesen wird, weisen die Bearbeiter auf die enge inhaltliche Verbindung mit dem vorangehenden Jahresband hin. Diese zeigt sich in der – wie erwähnt – weitergeführten Behandlung der Arbeitskammervorlage und in fortgesetzten Vorbereitungen von „Reform und Ausbau des Sozialversicherungssystems". Mit den unter diesem Titel systematisch zusammengefaßten Dokumenten (Dok. 23a–p) werden Diskussionen im Reichsamt des Innern und mit den Bundesstaaten zur

Angestelltenversicherung, zur Vereinheitlichung der bestehenden Arbeiterversicherungen, deren Ausweitung auf Landarbeiter sowie deren Erweiterung durch eine Hinterbliebenenversicherung präsentiert. Neben diesen komplexen Themen werden für das Jahr 1908 Initiativen für die Novellierung der Reichsgewerbeordnung hinsichtlich des Arbeitsschutzes für Frauen und Jugendliche, Maßnahmen zur Regelung der Sonntagsruhe für Handelsgewerbe, Bemühungen um die Aufhebung der Einschränkung des Wahlrechts für den Reichstag bei Bezug von Armenunterstützung dokumentiert. – Andere Aspekte sozialpolitischen Geschehens werden fortgeführt, so die Entwicklung des Tarifvertragswesens exemplarisch für Buchdrukker, Schneider und das Baugewerbe, Arbeitskämpfe am Beispiel der Krefelder Textilindustrie und des Baugewerbes. Und auch in diesem Band veranschaulichen Aktivitäten der Siemenswerke die Ebene der betrieblichen Sozialpolitik.

Obwohl in beiden Jahren keine neuen Leistungsgesetze beschlossen wurden, zeigen beide Quellenbände eine belebte sozialpolitische Landschaft. – Bis auf die erwähnten Ausnahmen werden die Dokumente in chronologischer Folge wiedergegeben; differenzierte Orts-, Regionen-, Staaten-, Personen-, Firmen- und Sachregister erlauben dem Benutzer indes einen systematischen Zugriff auf das sozialpolitische Geschehen. Es bedarf vermutlich keiner besonderen Erwähnung, daß die vorliegenden Bände solide ausgeführt und kompetent annotiert sind.

Peter Rütters

LEE, Eun-Jeung: **Der soziale Rechtsstaat als Alternative zur autoritären Herrschaft. Zur Aktualisierung der Staats- und Demokratietheorie Hermann Hellers** (= Beiträgen zur politischen Wissenschaft, Bd. 77). – Berlin: Duncker und Humblot 1994. 202 S.

Die Schrift hat es in sich. In drei großen Blöcken wird zunächst die Staats- und Demokratietheorie Hermann Hellers – souverän – dargestellt; dem folgt eine notwendig knappe Darstellung der Staatstheorie in der modernen Gesellschaft und schließlich der hochinteressante und mir gelungen erscheinende Versuch, Maximen der Hellerschen Staatstheorie für den Weg Südkoreas aus autoritären zu demokratischen Strukturen nutzbar zu machen. – Ein derartiger Versuch erscheint zunächst künstlich. Der Autor verweist aber zu Recht darauf, daß es dafür nicht darauf ankommt, daß Kulturbereiche eine exakt gleiche Ausprägung aufweisen. In steter Auseinandersetzung mit Carl Schmitt und Hans Kelsen hat Hermann Heller mit seinen Auffassungen vom „sozialen Rechtsstaat" – wobei dies eine Verkürzung seiner komplexen und stark rechtstatsächlich untermauerten Auffassungen darstellt – der Weimarer Republik eine theoretische Orientierung zu geben versucht, der sie dann in der Realität nicht gerecht geworden ist.

Seiner Auffassung nach war es unvermeidbar, die Demokratie von der liberalen und formalen zur sozialen und materialen Demokratie fortzuentwickeln, weil nur dadurch die „soziale Homogenität" herzustellen war, die der Demokratie zugrunde liegen muß, um sie am Leben zu erhalten. Kernpunkt des sozialen Rechtsstaates bei Heller war also die „Ausdehnung des materiellen Rechtsstaatsgedankens auf die Arbeits- und Güterordnung", und zwar deshalb, weil die ökonomische Disparität in der Gesellschaft sonst zur unmittelbaren Gefahr für die Demokratie selbst wird.

Das entscheidende Element jeder Demokratie, auch einer Minderheit „mittels fair play" Gelegenheit zu geben, Mehrheit zu werden, wird nämlich seiner Auffassung nach unterlaufen, wenn „die radikalste formale Gleichheit ohne soziale Homogenität zur radikalsten Ungleichheit und die Formaldemokratie zur Diktatur der herrschenden Klasse wird".

Der Autor sieht die Gesellschaft im gegenwärtigen Südkorea mit der gleichen Problematik konfrontiert, an der Weimar gescheitert ist. Zwar verzeichne Südkorea in den letzten Jahren ein rapides wirtschaftliches Wachstum; die Verteilungskonflikte hätten aber immens zugenommen. Von den Elementen, die nach Heller unbedingt zusammengehören, nämlich Wirtschaftsentwicklung, soziale Gerechtigkeit und Demokratie, sei die zweite Maxime nicht realisiert worden. Die einseitige Verteilung der Ergebnisse der Wirtschaftsentwicklung auf einige Schichten gefährde daher zunehmend die Demokratie.

Insofern sieht der Autor Südkorea vor die Aufgabe gestellt, nunmehr die soziale Homogenität, und zwar ausgehend von den Grundsätzen demokratischer Entscheidung, herzustellen, um in diesem Dreiklang Südkorea zu einem Musterbeispiel der Realisierung von demokratischen und sozialen Grundsätzen im asiatischen und entwicklungspolitischen Umfeld werden zu lassen.

Die Arbeit besticht durch eine solide Auswertung der umfangreichen wissenschaftlichen Literatur, eine klare Gliederung sowie eine Verarbeitung

des Stoffes, die gelegentlich den Zugang zur Primärliteratur überflüssig macht oder jedenfalls zu ersparen scheint.

Klaus Riebschläger

The Ideas of Leon Trotsky. Ed. by Hillel TICKTIN and Michael COX. – London: Porcupine Press 1995. 386 S.

Die Veränderungen in Osteuropa sind über Trotzki hinweggegangen, ohne daß er bis heute von russischen Gerichten hinsichtlich der abstrusen Anklagepunkte aus den Moskauer Prozessen rehabilitiert worden wäre. Es haben sich aber in Rußland Ansätze zu einer intensiven Auseinandersetzung mit Trotzki entwickelt. So fand im Dezember 1994 in Moskau die erste internationale Konferenz über Trotzki statt, und schon seit der Perestroikaperiode erfreuen sich die Artikel russischer Provenienz mit bisweilen unbekannten Details zur Geschichte der innersowjetischen Opposition vieler Leser.

Wie es um die Trotzki-Forschung im englischsprachigen Raum bestellt ist, dokumentiert die vorliegende Publikation von Hillel Ticktin und Michael Cox. Beide arbeiten im Umfeld der Zeitschrift „Critique" und des „Institute of Russian and East European Studies" an der University of Glasgow. Sie tragen hier Artikel zusammen, die in den letzten zwei Jahrzehnten entstanden und schon an anderer Stelle publiziert worden sind. Zwölf von neunzehn Beiträgen sind Wiederveröffentlichungen. Schon dieser Hinweis wirft ein Licht auf den Zustand der westlichen Trotzki-Forschung, denn an vielen Stellen kann nicht viel mehr geboten werden als eine Reanimierung der Debatten der siebziger und achtziger Jahre.

Vergleichsweise frisch muten die Einleitung und die vier längeren Abhandlungen von Ticktin und Cox an. Es gelingt den Autoren in der Einleitung, die Qualitäten und die Grenzen von Trotzkis Politikansatz einander gegenüberzustellen. Ticktin aktualisiert in seinen politökonomisch und bürokratietheoretisch orientierten Beiträgen die „Transition-period"-Debatte früherer Jahre und entwikkelt, inwiefern Trotzki keine genuine Theorie des Arbeiterstaates entworfen habe. Vielmehr seien in seinen späten Schriften vielfältige Ansätze zu einer allgemeinen Theorie über die Periode des Übergangs zwischen Kapitalismus und Sozialismus zu finden, die wegen Trotzkis Involvierung in die politische Umbruchsituation allerdings zu kritisieren seien.

Neben Stephen Dabydeen, der sich mit der Parole Trotzkis der „Vereinigten Staaten von Europa" beschäftigt, ist der Beitrag von Lynne Poole über die Auseinandersetzungen zwischen Lenin und Trotzki infolge der Spaltung der russischen Sozialdemokratie der einzige Artikel neben den bereits genannten, der eigens für diese Publikation verfaßt wurde. Poole setzt hier einige Fragezeichen im Blick auf die von Isaac Deutscher eingebrachte Vorstellung einer „Konvergenz" zwischen Lenins und Trotzkis Ideen. Zur Ermöglichung des späteren Zusammengehens seien in erster Linie Lenins Revisionen seiner Auffassungen zu Organisationsfragen infolge der Revolution von 1905 entscheidend gewesen (S. 144). Und gerade die „De-Bolschewisierung" der Bolschewiki im Jahre 1917, hervorgerufen durch den massiven Mitgliederzuwachs im Verlauf der revolutionären Erhebung, habe Trotzki bewogen, sich Lenins Partei anzuschließen.

Wer sich mit den Konflikten zwischen Victor Serge und Leo Trotzki beschäftigt, dem sei der Artikel von Susan Weissman empfohlen. Gegenüber den geradezu kryptischen Argumentationsgängen des französischen Trotzki-Forschers Pierre Broué, der durchgehend um Verständnis für das intransigente Verhalten des großen Heroen wirbt, setzt Weissman ein Diktum um, das Trotzki selber gerne im Mund führte: „Aussprechen, was ist." So qualifiziert sie beispielsweise Trotzkis wüste Beschimpfungen gegenüber Serge in „Ihre Moral und unsere" mit den Worten, daß die Broschüre unter anderem wegen Trotzkis offenkundiger Unkenntnis („obvious ignorance", S. 281) der Schriften Serges bemerkenswert sei. Deutlich wird an dieser Stelle noch einmal, daß Trotzki von Leuten, die ihm nahestanden, häufig mehr als das Maß an Kritikfähigkeit einforderte, das der einzelne vertragen konnte. Victor Serge jedenfalls ließ er laut Weissman gebrochen („heartbroken", ebd.) zurück.

Empfohlen sei schließlich ein weiterer Artikel von Michael Cox, betitelt: „Trotsky's Misinterpreters and the Collapse of Stalinism". Mit feinem ironischem Ton beschreibt er hier die verschiedenen Interpretationslinien in der Trotzki-Forschung seit dem Zweiten Weltkrieg und die Herausforderungen, die das Ende der Sowjetunion an die Forschung stellt. Auf diese Weise entsteht ein Panorama von der stalinistischen Kritik über die „Sympathisanten" und die „Skeptiker" bis zu den „Realisten". Dies ist einen Beitrag, der Student(inn)en langes Suchen im Dschungel der Forschungserträge erspart.

Zum Schluß paraphrasiere ich mein Urteil für diejenigen IWK-Leser, die im Rezensionsteil bei jeder Besprechung zunächst den letzten Absatz lesen, um zu sehen, ob die Lektüre lohnt: Der Sammelband verläuft für Kenner(innen) der Materie in hergebrachten Bahnen und verspricht nur wenige neue Details. Für interessierte Einsteiger(innen) bietet er einen anregenden Zugang in die Materie. Wer nicht in diversen englischsprachigen Zeitschriften herumblättern, sondern auf einen Blick über einen wesentlichen Teil der Debatten der letzten zwanzig Jahren informiert sein will, sollte zu diesem Buch greifen.

Gerd Placke

HERING, Sabine, und Kurt SCHILDE: **Kampfname Ruth Fischer. Wandlungen einer deutschen Kommunistin.** – Frankfurt a. M.: dipa-Verlag 1995. 311 S.

Ruth Fischer, die am 11. Dezember 1995 einhundert Jahre alt geworden wäre, war eine Frau, die, so die Autoren, „zu Lebzeiten viel Furore gemacht hat – und heute fast vergessen ist" (S. 5). An sie soll mit diesem Lebensabriß (S. 7–75), der durch ein Interview mit ihrem Sohn Gerhard Friedländer (S. 77–89) und einen dokumentarischen Anhang (S. 91–293) sowie eine Bibliographie angereichert ist, erinnert werden.

Ruth Fischer war Mitbegründerin der KP Österreichs 1919, dann in der KPD tätig, an deren Spitze sie 1924/25 stand, schließlich Sprecherin der Linken Kommunisten, einer kleinen oppositionellen Gruppe. 1933 mußte sie aus Deutschland flüchten. Über die Tschechoslowakei und Frankreich gelangte sie 1941 in die USA. – Ihr Lebensgefährte Arkadij Maslow erhält zunächst kein Einreisevisum für die Vereinigten Staaten und geht nach Kuba. Als Ruth Fischer ihm am 22. November 1941 telefonisch mitteilen will, seine Einreise in die USA sei endlich möglich, lebt Maslow nicht mehr: er war am Vortag unter bis heute ungeklärten Umständen verstorben. Ruth Fischer vermutet, bei Maslows Tod habe, ebenso wie bei Trotzki oder Münzenberg, Stalins Geheimdienst die Finger im Spiel gehabt. Stand sie bis dahin noch mit verschiedenen oppositionellen Kommunisten in mehr oder weniger engem Kontakt, so mit Heinrich Brandler, August Thalheimer, Arthur Rosenberg oder einigen Trotzkisten, wandelte sie sich nunmehr zu einer erbitterten und extremen Sowjethasserin.

Bekannt wurde sie in den USA, als sie sich 1944 öffentlich gegen ihren Bruder Gerhart Eisler exponierte und ihn der Spionage für die Sowjetunion verdächtigte. Damit isolierte sie sich sogar innerhalb der antistalinistischen Linken. Isaac Deutscher sah in ihr nur noch eine CIA-Agentin. Aber die dokumentierte Anhörung vor dem US-Kongreßausschuß zur Bekämpfung angeblich unamerikanischer Aktivitäten vermittelt doch ein etwas anderes Bild. Trotz der tückischen Fragen der modernen Inquisitoren, darunter war auch der spätere Präsident Nixon, ließ sie sich nicht zu einem Widerruf gegenüber den Grundgedanken des Kommunismus bewegen. Sie verstand sich bis zu ihrem Tode 1961 in Paris als unabhängige Sozialistin. Ihre umfangreiche publizistische Tätigkeit der letzten Lebensjahre, gefördert durch ein Forschungsstipendium der Harvard-Universität, der sie auch ihren Nachlaß übereignete, vermittelt ein widersprüchliches Bild: einerseits ist ihr ungemein faktenreiches Buch „Stalin und der deutsche Kommunismus" (1948) von apologetischen Tendenzen und vom Jargon des Kalten Krieges keineswegs frei, andererseits analysierte sie in ihren letzten Arbeiten, so ihrem Buch „Von Lenin zu Mao" (1956), die Entwicklungen in der kommunistischen Welt sachlich und nicht ohne ein erstaunliches Maß an Verständnis und Hoffnung. So war sie zwischen Kommunismus und Antikommunismus hin- und hergerissen. Ihre Schriften sind reich an Tatsachen und Polemiken, aber, so wird auch aus den zahlreichen Textauszügen dieses Bandes deutlich, ohne theoretische Ambition. Sie war Polemikerin, keine politische Denkerin. Bemerkenswert bleibt schließlich, daß Ruth Fischer, wie auch ihre zahlreichen unveröffentlichten Texte im Nachlaß belegen, Deutsch, Englisch und Französisch gleichermaßen flüssig schrieb.

Das Buch vermittelt ein facettenreiches Bild des deutschen Kommunismus der zwanziger und dreißiger Jahre anhand des Lebensweges einer seiner wichtigsten Exponentinnen. Außer Fischer waren auch mit Clara Zetkin und, wenn man so will, Rosa Luxemburg bemerkenswerte Frauen unter den politischen Wegbereitern der KPD zu finden. Ruth Fischer, das macht diese Forschungsarbeit deutlich, steht exemplarisch für Aufstieg und Niedergang, für Hoffnungen und Illusionen deutscher kommunistischer Politik in der Weimarer Republik.

Für die KPD-Politikerin war jedes Manöver der bürgerlichen Regierung, war jeder Schachzug der Sozialdemokratie ein Schritt hin zur scheinbar unaufschiebbaren proletarischen Revolution, die an das morsche Portal der deutschen Republik pochte. Ruth Fischer im Reichstag am 20. Januar 1925:

„Die Arbeiterklasse Deutschlands weiß, was sie von diesem Reichstag und von dieser Regierung zu erwarten hat. Die Arbeiterklasse weiß, daß sie einen unversöhnlichen Kampf gegen diesen Reichstag und gegen diese Regierung zu bestehen haben wird. Sie wird stehen gegen die offenen Diktatoren und gegen die verkappten Verbündeten dieser Diktatoren. Durch Blut, durch Elend und Verfolgung werden die Arbeiter gehen müssen, und dieses Haus hier, das sich einbildet zu regieren, das sich einbildet, mitwirken zu können an den politischen Geschicken, dieses Hilfswerkzeug des Reichsverbandes der Industrie, dieses hohe Haus wird dereinst davongejagt werden von den Massen, die draußen anstürmen werden." Und weiter: „Die deutsche Bourgeoisie bekommt keine Ruhe und wird keine Ruhe haben, und die deutsche Sozialdemokratie mit ihr. Es kommt der Tag, wo all dieses Gelichter zerstieben wird und wo siegen wird die deutsche Arbeiterklasse und die deutsche Revolution" (S. 173). Daß die erste deutsche Demokratie auch eine echte Errungenschaft war, die, in den Worten Trotzkis, „Inseln der proletarischen Demokratie" ermögliche, die somit verteidigungswürdig gegen die Angriffe von rechts war – diese für die Kommunisten überlebenswichtige Erkenntnis fand sich bei Ruth Fischer wie bei (fast) allen anderen Kommunisten damals nicht. Erst am Ende der Weimarer Republik sollte der Kampf um die Rettung der Demokratie eine wichtige Prämisse der Tätigkeit von Trotzkisten, der KPDO und anderer unabhängiger Linker bilden. Leider äußerte sich, wie auch die Bibliographie ausweist, Ruth Fischer in den frühen dreißiger Jahren nicht zu dieser drängenden Frage. In einer Rezension über Margarethe Buber-Neumanns Erinnerungsbuch „Von Potsdam nach Moskau" schrieb sie dann 1957: „Die KPD verdeckte in diesen letzten Jahren der Weimarer Republik ihre Unfähigkeit, auf die durch das Heranwachsen des Nationalsozialismus geschaffene neue Lage richtig zu reagieren, mit einer durch revolutionäre Rhetorik nur dünn maskierten Passivität" (S. 286). Dieses Urteil trifft, wenngleich mit Abstufungen, auch auf die Zeit zu, in der Ruth Fischer die Partei führte. In der Besprechung der Autobiographie einer anderen Überlebenden des Stalin-Terrors, Susanne Leonhards „Gestohlenes Leben", merkte sie an: „Die europäischen Linksintellektuellen betrieben nach 1917 einen romantischen Kult des revolutionären Proletariers und der von ihm zu erwartenden gerechten Proletariergesellschaft; sie waren zwar Kinder der Oktoberrevolution, aber sie mußten gerade wegen ihres abstrakten Radikalismus rasch in Konflikt mit der realen Oktobergesellschaft geraten" (S. 280). Hier wie bei manch anderen ihrer zahlreichen Äußerungen zu diesem Thema kann der Nachgeborene nur bedauern, daß Ruth Fischer die Folgen, die sich daraus ergaben, nicht systematisch behandelte, nachdem ihr Hauptwerk „Stalin und der deutsche Kommunismus" bei allen Verdiensten eben doch aus der Sicht des Kalten Krieges geschrieben worden war.

Beschämend, nicht für Ruth Fischer, sondern für den Apparat der bundesdeutschen Justiz jener Zeit bleibt die Behandlung von Entschädigungszahlungen für die Exilantin. Ein besonders eifriger Justizbeamter wollte Ruth Fischer von jeder „Wiedergutmachungsleistung" ausschließen, weil sie die freiheitlich-demokratische Grundordnung im Sinne des Grundgesetzes bekämpft habe. Als Beweis führte er die kommunistische Tätigkeit Fischers bis zum Jahre 1926 an, weshalb auch ihr Anrecht auf Bezüge entfallen sollte, das sie sich durch ihre Tätigkeit als Sozialfürsorgerin vor 1933 erworben hatte (vgl. S. 291 f.). Es erübrigt sich nicht, hier auf die hohen Bezüge der Nazibeamten hinzuweisen, die wahrscheinlich bis 1945 ganz im Sinne des 1949 verabschiedeten Grundgesetzes wirkten.

Die Autoren Hering und Schilde haben mit diesem Buch, nach Peter Lübbes Edition des Briefwechsels Fischer–Maslow („Abtrünnig wider Willen", München 1990), eine wichtige Vorarbeit zu einer noch zu schreibenden politischen Biographie Ruth Fischers geleistet. In den Bewertungen der vielen Brüche in Ruth Fischers Lebensweg bleiben sie, was zu verstehen ist, zurückhaltend. Aber der Eindruck bleibt: Es war insgesamt, trotz mancher Höhen und Erfolge, ein tragisches Leben. Dennoch glaubt der Rezensent, daß Hering und Schilde nicht ganz recht haben, wenn sie schreiben, daß an Ruth Fischers 100. Geburtstag „die Gruppen von Menschen, die sich ihrer erinnern, nicht größer sein [werden] als diejenige, mit der sie 1918 die Kommunistische Partei Österreichs gegründet hat: eine Handvoll Leute" (S. 21). Aus Ruth Fischers späten Einsichten, doch auch aus manchen ihrer Irrtümer läßt sich heute noch etwas lernen. Zum Glück für die historische Forschung – und nicht nur für sie – sind es mehr als nur eine Handvoll Leute, die sich der widersprüchlichen Geschichte des deutschen Kommunismus verschrieben haben. Aus dieser Geschichte ist aber Ruth Fischer nicht wegzudenken.

Mario Keßler

LASKE, Karl: **Ein Leben zwischen Hitler und Carlos: François Genoud.** Aus dem Französischen von Marie Hoffmann-Dartevelle. – Zürich: Limmat-Verlag 1996. 357 S.

Der Schweizer Rechtsextreme François Genoud, Vertreter der sog. „Schwarzen Internationale", Hitler-Anhänger, Bankier der algerischen FLN, war wie kaum ein anderer jahrzehntelang Subjekt und Objekt der Zeitgeschichte. Karl Laske, Journalist bei der Pariser Tageszeitung „Libération", hat mit seiner Biographie, einem Glanzstück biographischer Recherche, weit mehr als nur ein tief- und abgründiges zeitgeschichtliches Portrait vorgelegt.

Genoud hat vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg mit verblüffender Offenheit, mehr aber noch, wie wir nunmehr dank Laske wissen, im geheimen an mehreren Fronten für den Nationalsozialismus und für dessen Überleben gekämpft.

Bekannt, wenn auch nicht im Gesamtzusammenhang und mit dieser Genauigkeit dargestellt, wurde Genoud als Inhaber von Urheberrechten und Verleger von Werken Hitlers, Bormanns und Goebbels'. Wie ein schwarzer Faden zieht sich seine ideologische und finanzielle Beteiligung an einer Reihe von Publikationen durch die verwickelte Editionsgeschichte seit Beginn der 50er Jahre, die auf verschlungenen profitablen Wegen der Rehabilitierung des Nationalsozialismus dienen sollte. Urheberrechtsprozesse zwischen 1956 und 1964 und der jahrelange Kampf um den literarischen Nachlaß von Goebbels, vor allem die Tagebücher, seit 1972, der dann sogar bis in das bis heute nicht ganz gelichtete Dickicht der Ost-West-Spionage führt, verknüpft mit der dubiosen Persönlichkeit Erwin Fischers, charakterisieren Konflikte, in welchen Fischer und Genoud, renommierte deutsche Verlage und Institutionen sowie bedeutende deutsche und internationale Zeithistoriker um Publikationen, Editionsrechte, Manuskripte, Tantiemen und Beteiligungen prozessierten. Es gehört zu den bizarrsten Entwicklungen, daß schließlich das Bundesarchiv in Koblenz und das Institut für Zeitgeschichte in München sich 1985 nolens volens mit dem juristischen und weltanschaulichen Nachfolger von Goebbels über den zu edierenden Nachlaß einigen mußten, um eine wissenschaftliche Gesamtedition zuwege zu bringen.

Genouds geheime Missionen im Zweiten Weltkrieg offenbaren die engen, den Krieg überdauernden Kontakte zu Paul Dickopf, damals im militärischen Nachrichtendienst in Stuttgart und dann in der Schweiz, nach dem Kriege schließlich Präsident des BKA und später von Interpol. Viele bedeutende Exponenten des Nationalsozialismus haben in diesen Jahren Genouds Weg gekreuzt, viele seine materielle und sonstige Hilfe erfahren.

Genouds Genfer arabische Handelsbank war am internationalen Waffenhandel beteiligt. Bei der Eichmann-Affäre fungierte Genoud als einer der Finanziers des Angeklagten. Das FLN-Vermögen wird seit den 60er Jahren in seiner Bank deponiert. Und einer der ganz besonderen Komplexe dieser Biographie ist es, daß Genoud als Anhänger und Freund der algerischen Führer Ben Bella und Khider eine wesentliche Rolle bei der Affäre um den „FLN-Kriegsschatz", der etwa 50 Millionen Schweizer Franken betragen haben dürfte, spielte.

Genouds Beziehungen zu den verschiedensten Nachrichtendiensten sind ebenso doppeldeutig zu sehen wie seine Rolle als Bankier Ben Bellas, Boumediennes und der FLN. Zu den schwer aufklärbaren Abschnitten dieser Lebensgeschichte, aber auch der deutschen Politik- und Polizeigeschichte gehört, daß der ehemalige Verbindungsoffizier der Abwehr und spätere BKA-Präsident Dickopf über Jahre hinweg seine Freundschaft mit dem rechtsradikalen Antisemiten Genoud konservierte und praktizierte. Wie dieses fragwürdige Zusammenspiel dieser und anderer alter Kameraden aus „brauner Vorzeit" funktionierte, wie Genoud als Mittelsmann bei Flugzeugentführungen, als Unterstützer von Terroristen vom Schlage eines Carlos, als Finanzierder Verteidigung des NS-Verbrechers Klaus Barbie fungierte, gehört zu den hier nur anzudeutenden, von Laske minutiös und meisterhaft recherchierten Rätseln der biographischen Zeitgeschichte.

Laskes Darstellung ist dabei so anschaulich wie nüchtern, so kenntnis- wie konturenreich und bei aller historischen Genauigkeit journalistisch gekonnt. Die versierte Verschränkung von biographischer und politischer Geschichte in der auf fünfjährigen Recherchen beruhenden, eindrucksvollen Studie eines politischen Journalisten, der stets die Balance findet zwischen einfühlsamer Nähe und kritischer Distanz zu Personen und Themen, beleuchtet auf denkbar unprätentiöse Weise, welche Erbschaften der alten und neuen Rechten im Herzen Europas und im Nahen Osten verwaltet, profitabel verwertet und für alte und neue politische Zwecke genützt wurden. Wer auch immer künftig historisch diese nationalistischen Netzwerke und ihre ideologischen und politischen Folgen erforschen möchte, wird an diesem materialreichen

und hier nicht annähernd auszuschöpfenden Werk nicht vorbeigehen können.

Albrecht Götz von Olenhusen

KIESEWETTER, Hubert: **Das einzigartige Europa. Zufällige und notwendige Faktoren der Industrialisierung** (= Sammlung Vandenhoeck). – Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1996. 279 S.

Es ist dringend an der Zeit, die Debatte über das ökonomisch-gesellschaftliche System des Kapitalismus und den historischen Prozeß der Industrialisierung wieder aufzunehmen. Das gebieten nicht nur Erscheinungen wie die momentan sich vollziehende Globalisierung der Wirtschaft, die in ihren Konsequenzen für die Gesellschaften des Westens und ihre Gefüge sozialer Ungleichheit noch gar nicht zu übersehen ist.

Wie neuere Studien zeigen, war auch der historische Prozeß der Durchsetzung kapitalistischer Systemzüge und industrieller Strukturen weit komplexer als bislang von der Wirtschafts- und Sozialgeschichte dargestellt. Kapitalismus und Industrialisierung waren weit weniger notwendig aufeinander verwiesen als bisher angenommen. Nicht zuletzt scheint dem Aufbau der Industrie eine Phase der Kommerzialisierung vorausgegangen zu sein, die *bestehende* traditionelle Produktionsstrukturen kolonisierte, sich nutzbar machte, damit zwar langfristig veränderte und z. T. zerstörte, kurz- und mittelfristig aber stabilisierte und zu ihrer Expansion beitrug, bis das in diesen Sektoren übliche Lohndumping diese Mischkalkulation aus Neuem und vielem Alten aus der Balance brachte. Solche indirekten Abhängigkeitsverhältnisse gab es nicht nur in der ländlichen „Protoindustrie" oder im städtischen Verlagswesen. Zuweilen, wie in Hamburg, wurde sogar das zünftige Handwerk selber in den Kommerzialisierungsprozeß einbezogen. Das hatte entscheidende Konsequenzen z. B. für die Art und Form, in der sich in den entsprechenden Gesellschaften Arbeiterbewegungen herausbildeten. Weiterhin hat man erst kürzlich die Frage wieder aufgenommen, wann, wo und unter welchen Umständen präzise der Übergang von der dezentralen Werkstattproduktion zum zentralisierten Fabrikbetrieb erfolgte. Nicht jede „Protofabrik" mutierte zur Werksanlage. In diesem Zusammenhang stellt es sich als möglicherweise höchst fruchtbar dar anzunehmen, daß Kapitalismus auch und gerade in Phasen expandieren kann, in der er gewachsene Strukturen, produktive Kapazität, zerstört. Was das produzierende Handwerk im 19. Jahrhundert war, kann nun das System des klassischen „Industrialismus" in Europa und Nordamerika sein, das für ein Jahrhundert auch das Fundament der sozialen Ordnung der betroffenen Gesellschaften gebildet hat.

Keine dieser drängenden Fragen beschäftigt Hubert Kiesewetter in seiner Studie über die „Einzigartigkeit" des europäischen Industrialisierungsprozesses. Und aus diesem Grunde greift er auch keine der aktuellen Debatten auf, die momentan in der Ökonomie und Wirtschaftsgeschichte, in der Wissenssoziologie und (angelsächsischen) Technikgeschichte sowie in der modernen Unternehmens- und Industriegeschichte geführt werden. Die neuen Theorien des Unternehmens, die in der Institutionenökonomie diskutiert werden, spielen bei Kiesewetter ebensowenig eine Rolle wie die sozialkonstruktivistischen Ansätze aus dem Bereich der Technologieforschung. Mit größter Unbefangenheit wird selbst der einflußreiche unternehmenshistorische Entwurf Alfred D. Chandlers in einer kritischen Fußnote abgetan.

Rechtfertigt vielleicht eine besondere theoretische und methodische Kreativität diese souveräne Mißachtung des Forschungsstandes? Kiesewetter beansprucht, mit seiner Studie die „Bausteine" für eine neue Theorie der Industrialisierung vorgelegt und die Frage beantwortet zu haben, warum diese Industrialisierung sich in Europa vollzog und nicht in anderen, ähnlich hochentwickelten Gebieten der Erde. In seiner Kernthese geht er davon aus, daß Industrialisierung Konsequenz einer spezifischen Faktorenkonstellation war, eines Faktorenbündels, das im Gegensatz zu anderen Kulturkreisen eben nur in Europa vollständig und in günstiger Kombination vorgelegen habe. Diese Faktoren, um die es im Hauptteil der Studie geht, differenziert er in „zufällige", vom Menschen nicht selbst produzierte, natürlich vorgefundene, und in „notwendige", gesellschaftlich produzierte. Zu den ersteren zählt er die geographische Lage, Bodenschätze, das Klima und die Fruchtbarkeit des Bodens, die über die Fähigkeit entscheide, eine im industriellen Sektor der Gesellschaft arbeitende Bevölkerungsgruppe zu ernähren. Zu den letzteren, „notwendigen" Faktoren zählt Kiesewetter das Kapital, die Technik, die Unternehmerschaft und die Bildung. Vehement plädiert er im Gefolge seiner früheren Studien für die Aufwertung natürlicher bzw. agrarischer Faktoren für die Erklärung des Industrialisierungsprozesses. Ebenso, und nicht zu Unrecht, betont er dessen regionalen Charakter.

Wer nun in den entsprechenden Teilkapiteln eine Präzisierung und Schärfung des auf S. 36 schematisch dargestellten Faktorenmodells erwartet, etwa im Sinne kausaler Zuordnungen, wird sich bei der eingehenden Lektüre enttäuscht sehen. In der Regel werden Banalitäten präsentiert, mit einiger Willkür Daten ausgebreitet und Aussagen von Zeitgenossen aus mehrtausendjähriger Menschheitsgeschichte als Belege für Thesen angeführt, die entweder unumstritten sind oder aber – vor dem Hintergrund des selbstgestellten Problems – recht merkwürdig und z. T. sogar abenteuerlich anmuten. Die Zentralität der Region im Industrialisierungsprozeß begründet Kiesewetter etwa damit, daß der Einfluß des Nationalstaats auf den Aufschwung der Industrie geringer war als angenommen. Das liege daran, daß die Industrie ein dezentrales System sei und der Nationalstaat auf Zentralisierung hinarbeite. Zentrale Steuerung führe aber zu Erstarrung und zu einer Abnahme der Problemlösungskapazität. Und schließlich seien die planwirtschaftlichen Versuche mit zentralstaatlicher Lenkung alle gescheitert. Das ist eine exotische Argumentation. War nicht das zentralstaatliche England der industrielle Pionier und das in Kleinstaaterei befangene Deutschland der Nachzügler? Das schon, konzediert Kiesewetter, aber die industrielle Expansion des Deutschen Reiches sei wesentlich durch dessen föderalistische Struktur befördert worden. Ein Deutsches Reich, wird sich der Leser fragen, in dem der Zentralstaat Preußen so eindeutig dominierte? Das Verhältnis zwischen Staat und kapitalistischer Industrialisierung ist komplex und beschäftigt etwa die ökonomische Debatte, die um den sog. „Property-rights"-Ansatz kreist. Danach ist die Bindung finanzieller Mittel in fixem Kapital wesentlich davon abhängig, daß der Staat ein „credible commitment" beweist, u. a. privates Eigentum zu schützen und notwendige Infrastrukturleistungen zu erbringen. Kiesewetter dagegen reduziert das Problem auf die moralische Aussage, daß Zentralisierung prinzipiell schlecht und Dezentralisierung gut ist. Wie paßt der Trend zur Globalisierung der Wirtschaft in dieses einfache Bild?

Ähnlich kuriose Argumentationen finden sich zuhauf. Die technische Entwicklung beispielsweise folge nicht gesellschaftlichen Bedürfnissen, sondern sei das Ergebnis einsamer individueller Großtaten, die aus der „Sucht" nach Entdeckungen um der Entdeckungen willen begangen würden. Unternehmer seien wichtig, ihre Leistung verdiene Respekt, sie seien aber nicht als Genies und Führer zu verherrlichen, weil man wisse, welche Folgen der Personenkult hat. Über die soziale Herkunft von Unternehmern, ihre Motivation und die Handlungsbedingungen, die zur Zentralisierung ihrer Betriebe führten, kann man in Jürgen Kockas bereits älterer Unternehmerstudie weit mehr erfahren als bei Kiesewetter, der sie nicht zur Kenntnis nimmt.

Die einzelnen Teilkapitel bescheiden sich im Grunde darauf auszuführen, *daß* die jeweiligen Faktoren für den Industrialisierungsprozeß wichtig sind. Sie liefern keinerlei Erklärung dafür, welche exakte Stellung sie in diesem Prozeß einnehmen. Zudem verwundert die Auswahl: der bahnbrechenden institutionellen Innovation des „Unternehmens" wird keine Aufmerksamkeit geschenkt, als *sozialer* Prozeß findet Industrialisierung bei Kiesewetter nicht statt. Gleichfalls überrascht das Fehlen des Marktes und des Konsums. Weniger überraschend ist dagegen die Abwesenheit des Faktors Arbeit bzw. der Lohnarbeit, ohne die immerhin ein Max Weber oder ein Karl Marx bei der Definition des Kapitalismus nicht auszukommen meinten. Schließlich liefert Kiesewetter anstelle einer zusammenfassenden Problemlösung am Ende seiner Studie einen Leitfaden für die Industrialisierung von Entwicklungsländern, da er jedwede „Unterentwicklungsthese" im Sinne der Weltsystemtheorie Wallersteins und anderer ablehnt. Faktorensubstitution wo möglich, Diversifizierung der Ökonomie, das Denken in langen Zeiträumen, Schulung der eigenen Eliten – ob das den Armenhäusern der Welt mit ihren implodierenden Agrarsystemen und explodierenden Bevölkerungen wirklich hilft?

Kiesewetter bietet keine neue *Erklärung* des Industrialisierungsprozesses und seiner welthistorischen Manifestation in Europa. Sein Buch enthält in erster Linie eine zuweilen eifernde *Apologie* der Errungenschaften der kapitalistischen Industrialisierung, die sich an einer breiten Phalanx vermeintlicher Gegner – vom „totalitären" Marxismus über die „historizistische" deutsche Geschichtsphilosophie bis zur „irrationalen" Technikfeindschaft – wie an Windmühlenflügeln abarbeitet. Wo der Leser nicht auf die Abwege kurioser Anekdoten und Ausflüge in die Weltgeschichte geführt wird, wird er mit hochmoralischen lebensphilosophischen Abschweifungen traktiert oder mit erkenntnistheoretischen Bekenntnissen geplagt – Kiesewetter vertritt eine an einer naturwissenschaftlich orientierten Sozialwissenschaft ausgerichtete Historie, die er gegen den Rest der Welt, in loser Anlehnung an Karl Popper „Historizismus" genannt, verteidigt. Es bleibt das Fazit, daß dieser Beitrag die

wirtschafts- und sozialhistorische Industrialisierungsforschung kaum bereichert. Es wäre sogar ein wirklich ärgerliches Buch, würde die unfreiwillige Komik mancher Passagen den Leser nicht über manchen Unmut hinwegtrösten.

Thomas Welskopp

Mikropolitik im Unternehmen. Arbeitsbeziehungen und Machtstrukturen in industriellen Großbetrieben des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Karl LAUSCHKE und Thomas WELSKOPP (= Bochumer Schriften zur Unternehmens- und Industriegeschichte, Bd. 3). – Essen: Klartext Verlag 1994. 281 S.

In ihrer Einleitung formulieren die beiden Herausgeber ein recht anspruchsvolles theoretisches Konzept: Der „Betrieb" soll „als komplexes Interaktionsgefüge aus Arbeits-, Kooperations- und Kommunikationsbeziehungen, aus Akteurskoalitionen und Machtstrukturen" untersucht, der „Betrieb" als „Mesoebene", als „das entscheidende Bindeglied zwischen der Mikroebene sozialer Interaktion und der Makroebene der Gesellschaft" genommen, das „Produktionsergebnis" als „Resultat des Ineinanders formaler und informeller Interaktionsstrukturen" aufgefaßt werden. Zu berücksichtigen sei außerdem, „daß die Arbeiter nicht nur Anweisungen folgen, sich Reglementierungen fügen oder sich ihnen umgekehrt widersetzen und Widerstand leisten, sondern daß sie auch aktiv, selbstverantwortlich und sogar eifrig mitarbeiten und Konsens an den Tag legen" (S. 10 ff.). Dazwischen liegen zahlreiche Grauzonen, die vor allem Alf Lüdtke seit einigen Jahren mit dem Schlagwort „Eigen-Sinn" terminologisch zu fassen versucht hat. All dies zum Ausgangspunkt unternehmenshistorischer Forschungen zu machen, das ist unzweifelhaft ein wichtiges Postulat. Das für Historiker zentrale Problem, wie derartige und andere Forderungen methodisch-empirisch eingelöst werden können, wird jedoch von Lauschke/Welskopp nicht diskutiert. Hier liegt jedoch die Krux solcher Ansätze, so überzeugend sie auf den ersten Blick sind. Der Unternehmenshistoriker ist in erster Linie auf Quellen aus Betriebsarchiven angewiesen, die lediglich Entscheidungsprozesse und Positionen einer Seite (und auch die nur ausschnittsweise) sichtbar machen. Soziale Kommunikationsbeziehungen und Interaktionsprozesse im nachhinein zu rekonstruieren ist (zumindest) außerordentlich schwierig. Dies gilt – angesichts der bekannten Probleme der „Oral History" – auch für die jüngere Geschichte.

Wirft insofern bereits die Einleitung mehr Fragen auf, als daß sie forschungspraktische Vorschläge macht, so wächst die Enttäuschung mit der Lektüre des Beitrages von *Heiner Minssen* über den „sozialen Prozeß betrieblichen Wandels". Zwar gibt der Verf. einen instruktiven Überblick über bestimmte Aspekte der neueren industrie- und betriebssoziologischen Diskussion. Aber abgesehen davon, daß zumindest zu diskutieren wäre, ob „lean production" tatsächlich so neu ist, wie Minssen behauptet, oder hier nicht vielmehr ältere Gemeinschaftskonzepte über den Umweg „Japan" modifiziert reimportiert werden, ist dieser Aufsatz stark von den Ideologisierungen der – verschiedenen Spielarten der – Betriebswirtschaftslehre geprägt. Deutlich wird dies bereits an der verwendeten Sprache – wenn der Verf. „betrieblichen Wandel als eigenständige Leistung" und die „Transformation von Umweltereignissen" in den Blick zu nehmen sucht und darauf seine Ausführungen aufbaut. Termini wie „Gewinn" oder „Profit" als die Zielvorgaben unternehmerischen Handelns, die den Betrieb als „komplexes Interaktionsgefüge" entscheidend prägen, tauchen ebensowenig auf wie die Begriffe „Herrschaft", „Hierarchie" usw. Konkretere Hinweise auf innerbetriebliche Herrschaftsstrukturen, Profitorientierung, die modernen industriekapitalistischen Unternehmen zwangsläufig innewohnen, wie überhaupt auf die makroökonomischen Rahmenbedingungen sucht man vergeblich, bzw. sie werden zu „Umwelten", „Umweltbedingungen" oder „Teilumwelten" verniedlicht und vernebelt. Räume, in denen sich soziale Konflikte abspielen, werden zu „Ungewißheitszonen" gemacht. Der „Betrieb" (gleichfalls ein Terminus, der leicht ideologisch-apologetischen Charakter annehmen kann) gerinnt zu einer Art selbständigem Lebewesen, dessen Glieder auf tendenziell gleichberechtigter Ebene miteinander in Kontakt treten. Relativierungen am Rande wie: „Betriebe sind nicht umweltunabhängig" (!) (S. 21) verstärken diesen Eindruck eher, als daß sie ihn abschwächen. Damit sollen nicht die gegen schematische, monokausale „Ableitungen" berechtigten Einwände und Forderungen, den Betrieb stärker als „eigenständiges soziales Gebilde" zu nehmen, die je spezifischen Formen der Sozialintegration, der Verknüpfung von Technik und Sozialbeziehungen usw. mehr als bisher üblich einzubeziehen, vom Tisch gewischt werden. Der Hinweis z. B. „auf die hohe Bedeutung der [je spezifisch] vorfindlichen Strukturen" – „Technik muß zu dem

sozialen System gewissermaßen passen" – ist zweifelsohne wichtig (S. 30). Aber „Betrieb" und „Unternehmen" waren und sind auch ganz wesentlich (dynamische und historisch variable) Systeme von (abgestufter) Macht, Herrschaft und Kontrolle; das sollte nicht vergessen werden.

Ein von diesem Beitrag enttäuschter Leser sollte das Buch nicht aus der Hand legen. Alle weiteren Beiträge sind nämlich in hohem Grade spannend und zum Teil auch auf einer allgemeineren Ebene innovativ. Das gilt besonders für den langen Beitrag von *Thomas Welskopp,* der den im Titel formulierten hohen Anspruch: „Ein modernes Klassenkonzept für die vergleichende Geschichte industrialisierender und industrieller Gesellschaften" auch einlöst. Seiner Kritik an den derzeit gebräuchlichen sozialhistorischen Klassenkonzepten, namentlich dem von Kocka u. a. Vertretern der Bielefelder Schule, durch die Welskopp ja gegangen ist, formulierten Drei- bzw. Vierstufenmodell, ist ziemlich uneingeschränkt zuzustimmen (S. 52–61), ebenso seinem Versuch einer Reaktualisierung des Klassenbegriffs, da „vielversprechende Alternativen zu diesem Strukturbegriff [...] kaum in Sicht sind" (S. 50). Welskopp geht es keineswegs nur um die Zurücknahme teleologischer Elemente des Klassenbegriffs, die sowieso von allen Seiten gefordert wird. Er will Klassentheorie forschungspraktisch neu formulieren. Insbesondere geht es ihm darum, erstens die „Subjektivität der Akteure" stärker in den Vordergrund zu rücken und als „konstitutiv" für Klassenbildung und Klassenzustände zu setzen (u. a., um auf diese Weise von deterministischen Klassenmodellen wegzukommen), zweitens „Klasse" nicht am „Ideal" der „Homogenisierung" zu orientieren und die jeweiligen empirischen Zustände daran zu messen (entwickelt/unentwickelt) und insofern auch zu werten. Statt dessen sei „Klasse" zu typisieren, die ganze „Bandbreite" z. B. „möglicher Organisationsmuster" auszukristallisieren. „Klasse" als zentrale Sozialkategorie soll nicht mehr in Konkurrenz zu anderen Differenzierungslinien (Region, Branche, Betriebsgröße, technische Struktur, Konfession etc.) treten, sondern letztere sollen vielmehr für die Feingliederung des Klassenbegriffs herangezogen werden. „Wenn spezifische, räumlich-zeitlich konkrete Konstellationen die Form sind, in der sich Klassenstrukturen stets manifestieren", kehren drittens „das Unternehmen und der Betrieb als Schnittfelder von Industrie- und Arbeitergeschichte an zentraler Position in die Klassentheorie und die Sozialgeschichte der Arbeiterschaft zurück" (S. 63). (Ob diese Forderung angesichts derzeit gegenläufiger historiographischer „Konjunkturen" auf fruchtbaren Boden fällt, ist freilich eine andere Sache.) Welskopp verspricht schließlich, ein weiteres Dilemma der modernen Sozialgeschichte aufzulösen: Die bisherigen verschiedenen Klassenkonzepte waren theoretische Modelle für Gesellschaften im Prozeß der (frühen) Industrialisierung. Welskopp geht es mit seinen Vorschlägen darum, das Klassenkonzept so auszuweiten und zu modifizieren, daß es auch für entfaltete (hoch)industrialisierte Gesellschaften analytische Kraft entwickelt. Meines Erachtens ist ihm dies mit seinem sehr dichten 60-Seiten-Diskussionsbeitrag, der zahlreiche weitere Anregungen enthält, die hier nicht referiert werden können, zu wesentlichen Teilen gelungen.

Dem Beitrag von Welskopp, dem eine breite Rezeption zu wünschen ist, folgt eine ganze Reihe profunder empirischer Arbeiten. *Klaus Weinhauer* thematisiert „Unfallentwicklung und Arbeitsprozeß im Hamburger Hafen 1896/97–1936". Er betont, daß nicht nur bei allgemein schlechter Wirtschaftslage Arbeitskräfte erst bei wirklich schweren Verletzungen ihren Arbeitsplatz verlassen, sondern daß das Unfallverhalten je nach Qualifikation, Höhe und Regelmäßigkeit des Einkommens variiert: Arbeitskräfte mit regelmäßigem und ausreichendem Einkommen sind am ehesten bereit, Verletzungen zu melden und der Arbeit auch fernzubleiben, während diskontinuierlich beschäftigte, unqualifizierte Arbeitskräfte aus Angst vor Arbeitsplatzverlust etc. darauf meist verzichten. Der sehr hohe Anteil unqualifizierter Gelegenheitsarbeiter unter den Hamburger Hafenarbeitern, ferner unbegrenzte Arbeitszeit, vor Witterungseinflüssen ungeschützte Arbeitsplätze, ständig wechselnde Arbeitsorte sowie ein exzessiver Alkoholgenuß erklären, warum die Unfallrate der Hamburger Hafenarbeiter selbst die der traditionell als extrem unfallbedroht eingestuften Ruhrbergarbeiter deutlich übertraf.

Werner Plumpe thematisiert „die Reaktion der Farbenfabriken vorm. Bayer & Co in Leverkusen auf die Novemberrevolution". In seinem Beitrag, aus dem man überhaupt viel über die innere Unternehmensorganisation der Großchemie lernen kann, entwickelt Plumpe u. a. ausführlich, in welch starkem Maße die Unternehmensführung und hier insbesondere Carl Duisberg, der Vorstandsvorsitzende der Bayer-Werke, lernfähig waren. Duisberg hatte sich in den besonders brisanten Monaten Oktober und November 1918 „nicht aus innerer Überzeugung, sondern kühl und berechnend" für eine enge Zusammenarbeit mit dem betrieblichen

Arbeiterausschuß ausgesprochen und intern ausdrücklich dafür plädiert, sich „zur Beruhigung [...] an die Spitze der Bewegung" zu stellen. „Die Geschwindigkeit, mit der Duisberg seinen Wandel vollzog", sein unideologischer Pragmatismus, sei – so Plumpe – „faszinierend" gewesen; „vor allem aber entzog sie jeder Arbeiterrevolution den Boden, weil diese plötzlich keinen Gegner mehr hatte". Dies ging so weit, daß Duisberg in der zweiten Novemberwoche im Leverkusener Arbeiter- und Soldatenrat „auf Wunsch desselben Mitglied" wurde (S. 139, S. 141, S. 143).

Matthias Frese diskutiert in seinem Beitrag Kontinuitäten und Brüche in den „Handlungsspielräumen und -mustern betrieblicher Interessenvertretung am Beispiel der Carl-Freundenberg-Werke in Weinheim a. d. Bergstraße" über den Zeitraum 1920 bis 1960. Frese bestätigt im Grundsatz allgemeine Ergebnisse der Forschung, etwa daß der nationalsozialistische Vertrauensrat kaum Konfliktbereitschaft zeigte, und wenn, dann vom „Betriebsführer" „umgehend in die Schranken gewiesen werden konnte", daß es kaum „Kontinuitäten über die politischen Systemwechsel hinweg gab" und daß sich die Betriebsräte vor 1933 wie nach 1945 häufig „fordernd, wenngleich stets kooperativ" zeigten (S. 175, S. 179).

Karl Lauschke thematisiert die betrieblichen Sozialsysteme in der Eisen- und Stahlindustrie nach dem Zweiten Weltkrieg, die auf größeren, relativ eigenständigen „Besatzungen" oder „Crews" mit „ausgeprägt solidarischen Grundstrukturen", aber auch Gruppenzwängen, „kollegialer Selbsterziehung", basierten (S. 187, S. 193). *Rainer Karlsch / Johannes Bähr* sowie *Jörg Rösler* werfen in ihren Beiträgen spannende Schlaglichter auf die bisher kaum beleuchtete Sozialgeschichte der DDR-Betriebe: Karlsch/Bähr auf die Sowjetischen Aktiengesellschaften in der SBZ und der Frühphase der DDR, Rösler auf die relativ autonomen, seit 1949 entstandenen Arbeitsbrigaden, und hier besonders auf das spannungsreiche Verhältnis zwischen Brigadier, Meister und „Plan". An den Anfang seines Beitrages hat Rösler mehrere Zitate gestellt, von denen eines die Wichtigkeit historischer Studien zur „Mikropolitik im [Herrschaftsverband] Unternehmen" und hier wiederum nicht zuletzt die aktuelle Brisanz der Wandlungen in den Konstellationen betrieblicher Mikropolitik unterstreicht: „Früher", so gab ein IG-Metall-Funktionär 1992 aus dem heutigen Bundesland Brandenburg zu Protokoll, „durfte ich im Betrieb den Direktor und alles kritisieren – nur nicht den Honecker. Jetzt kann ich den Kohl und alle Politiker kritisieren, aber wehe, ich wage, meinen Abteilungsleiter zu kritisieren. Da droht mir sofort die Kündigung" (S. 256).

Historische Untersuchungen der betrieblichen Innenleben dürften vor dem Hintergrund der derzeit rasanten Veränderungen künftig erheblich an Bedeutung gewinnen. Der vorliegende Band legt hierfür eine wichtige Grundlage.

Rüdiger Hachtmann

HODENBERG, Christina von: **Die Partei der Unparteiischen. Der Liberalismus der preußischen Richterschaft 1815–1848/49** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 113). – Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1996. 425 S.

1848/49. Revolutionen in Ostmitteleuropa. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 30. November bis 1. Dezember 1990. Hrsg. von Rudolf JAWORSKI und Robert LUFT (= Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum, Bd. 18). – München: Oldenbourg Verlag 1996. 455 S.

Unsere Kenntnis des Vormärz und der europäischen Revolution von 1848 weist noch erhebliche Lücken auf. Beide hier vorzustellenden Titel versprechen für wichtige Aspekte, diese Defizite wenigstens partiell zu schließen – nämlich zum einen geographisch, für große Teile Südosteuropas, und zum anderen sozial-kulturell, für die (preußische) Richterschaft als einer vielfach privilegierten, gesellschaftlich tonangebenden bildungsbürgerlichen Berufsgruppe.

Auf überzeugende Weise ist es Christina von Hodenberg gelungen, in ihrer Studie berufliche und sozial-kulturelle Normen, Denk- und Handlungsmuster sowie politisches Selbstverständnis der preußischen Richterschaft detailliert herauszuarbeiten. Im Vordergrund ihrer Untersuchung stehen nicht die wenigen, prominenten Juristen, deren Lebenslauf und politische Karriere ohnehin bekannt sind. Es geht vielmehr um den „Durchschnittsjuristen", seine familiale, berufliche und politische Sozialisation. Hodenberg präsentiert eine methodisch breit angelegte, höchst flüssig geschriebene Kollektivbiographie, angereichert und veranschaulicht durch zahlreiche Einzelbeispiele. Aus der Fülle der Ergebnisse ihrer Arbeit kann hier nur weniges stichwortartig angedeutet werden: Eheschließung und Familiengründung waren „feste Bestandteile des richterlichen Lebenslaufs". Typisch für den „Justizjuristen" war eine

„vernunftkontrollierte Neigungsheirat" (S. 36). Auch Familienleben und Wohnkultur des „normalen" Richters unterschieden sich nicht wesentlich von dem anderer (Bildungs-)Bürger der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (vier bis fünf Kinder, mindestens ein Dienstmädchen, separate Zimmer für Eltern und Kinder, „intim häuslich-individuelle Kultur der Geselligkeit" wie Hauskonzerte oder kleine Lektürezirkel). Sein Ideal war „wahre wissenschaftliche" sowie „feinere gesellige Bildung", nicht Fachwissen stand im Zentrum, sondern „zweckfreie allgemeine und klassische Bildung mit dem Ziel der Entfaltung der Persönlichkeit", der „geistigen und moralischen Vervollkommnung". Bildung konstituierte „nicht soziale Gleichheit, sondern abgestufte Ungleichheit". Wichtig war in diesem Zusammenhang der kulturelle Hintergrund: „Bildungsbeflissene Autodidakten, die nicht auf die Erfahrung eines gebildeten Elternhauses zurückgreifen konnten, rangierten eher am unteren Ende der Skala" (S. 42 ff. und S. 85). Sozial-kulturell offen war die Richterschaft wie das Bildungsbürgertum generell, so ein weiteres Ergebnis Hodenbergs, „eher" gegenüber dem gebildeten Adel als gegenüber dem Wirtschaftsbürgertum. Als entscheidende Sozialisationsinstanzen, über die „selbständiges Lernen wie Selbstdisziplinierung" als Kernelemente eines bürgerlichen Leistungsethos eingeübt und verinnerlicht wurden, fungierten auch für die verbeamteten Juristen Gymnasium und Universität. Angesichts dessen, nicht zuletzt der Statuszuweisungen nach dem Kriterium der Bildung und des Habitus, sowie angesichts der für sie gültigen Wertvorstellungen, „häufig nichts anderes als die positive Umdeutung bitterer Notwendigkeiten", kann die Richterschaft als der Prototyp bzw. zumindest „eine klassische Teilgruppe des Bildungsbürgertums" gelten (S. 15 und S. 84).

Hinzu traten ein spezifisches Berufsethos, dessen wichtigste Elemente das Ideal der Unparteilichkeit, „die Fixierung auf Beamtenehre und Gemeinwohl sowie die Ablehnung von Profitstreben" waren, und ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein, das auf dem „hohen Prestige des Beamten und der starken Stellung des Richters im preußischen Prozeßverfahren" gründete. Ein zentrales Charakteristikum der Richterschaft des Vormärz war ihr „Antiabsolutismus", der allerdings von einer grundsätzlichen Opposition gegen die Monarchie oder einer unmittelbaren Kritik der Person des Königs „weit entfernt" war. Kritik richtete sich (darin unterschieden sich die Richter im Grundsatz kaum von der großen Mehrheit der übrigen Bevölkerung) „in der Regel an die Adresse des Ministers, nicht des Monarchen" (S. 163 und S. 170 f.). Sie blieb zudem behördenintern, nichtöffentlich und war der preußischen Tradition der „Reformen von oben" verpflichtet; das schloß den Wunsch nach fundamentaler Veränderung „von unten" in aller Regel aus. Gleichwohl war die Rechtsprechung „liberal", d. h., die Richter sahen sich, nicht selten zum Ärger der Obrigkeit, an moderne rechtsstaatliche Prinzipien gebunden. Das preußische Oberzensurgericht etwa hob in den vierziger Jahren in mehr als zwei Dritteln aller Fälle Verfügungen des Zensors vollständig oder partiell auf. Insofern bildeten die Richter „ein Gegengewicht zur Restauration" (S. 268). Namentlich das Leitbild der Unparteilichkeit, dem sich die Richterschaft verpflichtet fühlte, erschwerte freilich die engere Bindung an ein politisches Lager. Nur eine Minderheit bekannte sich offen zu liberalen oder gar demokratischen Ideen; viele Justizjuristen hielten bewußt auf Distanz zur politischen Opposition. Zwar war die Berufsgruppe der Richter in der Paulskirche mit knapp fünfzehn Prozent stark vertreten; andere Revolutionsbühnen scheinen sie dagegen jedoch bewußt gemieden zu haben. „Weder bestand die Richterschaft 1848 mehrheitlich aus Parteigängern der radikalen Linken, noch stellte sie den Großteil der Volksredner." Typisch für das Gros der Richter war, ähnlich wie für die Mehrheit des Bürgertums schlechthin, die Furcht „vor dem außer Kontrolle geratenen Revolutionsterror" und die „Sehnsucht nach geordneten Verhältnissen". Trotzdem leisteten die Justizjuristen „der Regierung beim Übergang von der Revolution zur Reaktion hartnäckigen Widerstand" (S. 290 und S. 294 f.). Spätestens Anfang der fünfziger Jahre begannen allerdings auch sie, „in die entpolitisierte Privatheit" abzutauchen (S. 301). Nicht allein „in den meisten Richtern", so lautet eine Resümee von Hodenbergs, „auch in anderen, nichtbeamteten Liberalen steckte ein Gutteil Obrigkeitsdenken" (S. 336).

Für die Verf. gilt dies glücklicherweise nicht: erfrischend ist nicht zuletzt ihre unverklausulierte Kritik an offensichtlich nicht haltbaren Positionen der bundesdeutschen Historikerprominenz, etwa Jürgen Kockas oder Reinhard Kosellecks (z. B. S. 50 f. oder S. 179). Hodenberg ist, so läßt sich zusammenfassen, mit ihrer Arbeit ein großer Wurf gelungen, der den Rahmen üblicher Dissertationen sprengt.

Demgegenüber läßt sich der von Rudolf Jaworski und Robert Luft herausgegebene Aufsatzband über die ostmitteleuropäischen Revolutionen

von 1848/49 nur schwer generalisierend charakterisieren. Obwohl einige der Beiträge enttäuschen, ist der Band schon deshalb wichtig, weil die Forschung über Revolutionsverlauf und -ereignisse im Osten Europas erhebliche Lücken aufweist. Dabei haben erst die Entwicklungen in der südöstlichen Hälfte den politisch-sozialen Umbrüchen des Jahres 1848/49 ihren gesamteuropäischen Charakter gegeben. Der erste der Beiträge, die aus einem Ende 1990 abgehaltenen Colloquium hervorgegangen sind, ist der schwächste. Er trägt den großspurigen Titel „Das Jahr 1848 in der europäischen Revolutionsgeschichte", obgleich letztlich nur der Osten Europas in den Blick genommen wird, und wartet mit „ollen Kamellen" auf, die inzwischen in die Rumpelkammer der Revolutionshistoriographie gehören: 1848 habe „auf jeden Fall eine liberale Revolution" stattgefunden, behauptet der Verfasser, der Mediävist (!) *Ferdinand Seibt,* apodiktisch. Es sei „vornehmlich eine Revolution des bürgerlichen Mittelstands, beinahe eine ‚Honoratiorenrevolution'", gewesen. Im Vergleich zu „den Revolutionen von den Hussiten bis zu den Puritanern" seien die „Freiheitsideale" der Revolution von 1848 „nicht recht brauchbar gewesen". „Die einzige soziale Frage, die wirklich in den revolutionären Gremien diskutiert wurde, betraf die Bauernbefreiung" usw. usf. (S. 14 f.). Zu diesen von der Forschung längst widerlegten Behauptungen kommen sachliche Fehler, etwa die Verlegung des preußischen Verfassungsoktroys vom 5. Dezember 1848 auf das Jahr 1850 (S. 22); am 31. Januar 1850 wurde „lediglich" die zuvor novellierte, „verschlimmbesserte" Verfassung vom preußischen Abgeordnetenhaus in Kraft gesetzt. Es wundert angesichts solcher Feststellungen und Irrtümer nicht, daß Seibts Kenntnisse der Revolutionsforschung offenbar nur bis zum Jahre 1983 reichen, bis zu dem wichtigen, in seinen Urteilen über die Revolution von 1848/49 jedoch überholten Standardwerk von Nipperdey, der die These von der „liberalen Revolution" bekanntlich vehement vertreten hat; ansonsten werden von Seibt vor allem Studien aus dem Jubiläumsjahr 1948 herangezogen. Enttäuschend sind auch die – sich teilweise inhaltlich überschneidenden, der traditionellen Politik- und Personengeschichtsschreibung verpflichteten – Beiträge von *Milan Otáhal* und *Jiri Staif* über „František Palacký und die tschechischen Liberalen" und „Palackýs Partei der tschechischen Liberalen". Aufschlußreich dagegen der Aufsatz von *Jiři Kořalka* über die mitteleuropäischen Nationsvorstellungen 1848, weil es ihm gelingt, die zahlreichen Schattierungen des Nationsbegriffs anschaulich herauszuarbeiten. *Josef Kolejka* gibt einen konzisen Überblick über Vorgeschichte, Verlauf, Debatten und Ende des Prager Slawenkongresses vom Juni 1848.

Wer erwartet, aus dem „Die tschechischen Frauen im revolutionären Prag 1848/49" betitelten Aufsatz von *Mirjam Moravcová* etwas über Selbstverständnis und Handeln der *Gesamtheit* der Prager Frauen erfahren zu können, wird enttäuscht: entsprechend der von Seibt offenbar vorgegebenen verengten Perspektive, 1848 habe es sich ausschließlich um eine bürgerlich-liberale Revolution gehandelt, werden nur bürgerliche Frauen thematisiert. Gleichwohl ist der Beitrag lesenswert, da die Verf. anschaulich die lokalhistorischen Facetten der national-bürgerlichen Frauenbewegung Prags im Frühjahr und Sommer 1848 skizziert. Die bisher genannten Studien und die Beiträge von *Michaela Marek, Peter Heumos* sowie *Ralph Melville* über „‚Prag 1848/49' und die nationale Symbolik in der tschechischen populären Druckgraphik", „Die Bauernbefreiung in den böhmischen Ländern" bzw. „Der böhmische Adel in der Prager Revolution von 1848" zeigen, wo das geographische Hauptgewicht des vorliegendes Aufsatzbandes liegt: etwa die Hälfte der Seiten sind der tschechischen und hier wiederum der Prager Revolution gewidmet. Die übrigen Regionen Ostmitteleuropas kommen relativ knapp weg. Der ungarischen Revolution, einem Kernstück der europäischen Revolution von 1848/49, ist ein zwar interessanter, jedoch äußerst knapper Aufsatz von *Peter Hanák* (fünf Seiten) gewidmet, in dem letztlich lediglich einige Arbeitshypothesen vorgestellt werden können. Ähnlich kurz gehalten ist der Beitrag von *Stane Granda* über „das Verhältnis von nationaler und sozialer Frage bei den Slowenen".

Krzystof Makowski gibt einen guten Überblick über die Geschichte des von Preußen okkupierten „Großherzogtums Posen im Revolutionsjahr". Makowski, der über die ethnischen und konfessionellen Differenzierungen hinaus (im Unterschied zu den meisten anderen Beiträgen) auch die sozialökonomischen Konstellationen als wichtigen Bedingungsrahmen in seine Darstellung einbezieht, bagatellisiert freilich die antijüdischen Pogrome vom April und Mai 1848/49, wenn er feststellt: „Es gab Juden, die Polen überfielen oder preußische Soldaten dazu verleiteten, was Racheakte seitens der Polen auslöste." Apodiktische Behauptungen wie: „Das Ausmaß der Ausschreitungen wird oft übertrieben" (S. 169) hätten eine gründlichere Auseinandersetzung mit dem aktuellen Forschungsstand vorausgesetzt. Hinweise auf

wichtige neuere Untersuchungen, etwa die von Stefan Rohrbacher, sucht man indessen vergebens.

Eine bündige Skizze der „sozialen Protestbewegungen in der bürgerlich-demokratischen Revolution der Habsburgermonarchie 1848" bietet *Wolfgang Häusler;* seinem Beitrag ist implizit freilich zu entnehmen, daß in dieser Hinsicht noch erhebliche Forschungsdefizite bestehen. Spannend und in seinem zentralen Ergebnis fast provokativ ist der Aufsatz von *Waltraud Heindl* über „Staatsdienst, Bildungsbürgertum und die Wiener Revolution von 1848". Sie stellt mit guten Gründen fest, daß die Wiener Studenten, „meist Söhne schlecht besoldeter Beamter", deshalb so politisiert gewesen seien, weil sie „enttäuscht von der schlechten Ausbildung an der Universität, frustriert von den überfüllten Hörsälen und gedemütigt von den Einengungen durch Staat und Universität", zudem von Erwerbslosigkeit bedroht waren und lediglich hoffen konnten, bestenfalls eine schlecht bezahlte, „langweilige" subalterne Tätigkeit ausüben zu dürfen. Mit ähnlich miesen Perspektiven waren Studenten zwar auch anderswo konfrontiert. Namentlich in Preußen war außerdem der freie, kritische Geist während des Vormärz weitgehend von den Universitäten vertrieben worden. Indessen scheint die Situation an den Universitäten der k. u. k. Monarchie weit bedrückender gewesen zu sein. Zum Ideal der Wiener Studenten wurde nämlich ausgerechnet Preußen, wo (so glaubten sie – folgt man Heindl – jedenfalls) „die Humboldtsche Universitätsreform die Universitäten in hochgeachtete Zentren für Intellektuelle, Professoren und Beamte verwandelt hatte, deren gesellschaftliches Prestige unvergleichlich höher" gewesen sei als das ihrer österreichischen Kollegen. „Eine Universität nach Humboldtschem Muster mit Lehr- und Lernfreiheit wurde der Traum der Studenten an den österreichischen Universitäten" (S. 202 f. und S. 205).

Unter mehreren Beiträgen zu den außenpolitischen und zwischenstaatlichen Konstellationen ragt ein inhaltlich dichter Aufsatz von *Hans Henning Hahn* heraus. Er stellt u. a. fest, daß das zwischenstaatliche Konfliktpotential in Europa, namentlich die Rivalität der fünf Großmächte um Einflußsphären, die „Orientalische Frage" sowie Spannungen angesichts der Einigungsbestrebungen der Italiener, Deutschen und Polen, beträchtlich, die Konfliktbereitschaft jedoch angesichts der Furcht vor einer sozialen Revolution gering gewesen sei. Krieg als „militärischer Revolutionsexport" und als „gegenrevolutionäre Intervention" sei letztlich von keiner Seite ernsthaft erwogen worden (S. 334 f.). Trotzdem sei, so Hahn, die Revolution von 1848/49 von entscheidender Bedeutung auch für das europäische Mächtesystem gewesen. Bis 1848 sei die „relativ festgefügte internationale Ordnung" von 1815 weitgehend stabil geblieben, nach 1849 sei sie in einen „intensiven Auflösungsprozeß" hineingezogen worden, der „nicht mehr revidierbar" gewesen sei (S. 341). *Uwe Liszkowski* weist in seinem Überblick „Rußland und die Revolution von 1848/49" darauf hin, daß es auch im zaristischen Vielvölkerstaat „nicht an Konfliktpotential im Innern" gefehlt habe, dieses jedoch vor allem aufgrund des Fehlens einer „nationalen und liberalen Bourgeoisie" nicht virulent werden konnte (S. 348). Liszkowski stellt u. a. außerdem fest, daß „die russische Politik keineswegs panslawistischen Vorstellungen von der Vereinigung aller Slawen unter dem Zepter des Zaren" folgte (S. 363). Wichtig auch seine Hinweise auf das eigenartig enge, kaum rationale Verhältnis zwischen dem zaristischen Rußland, den Hohenzollern Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. sowie den konservativen Führungsschichten Preußens. Ähnlich wie Hahn überbewertet Liszkowski allerdings „die kurze polenfreundliche Phase zu Beginn der [preußischen] Revolution", die Stellung des preußischen Außenministers Arnim-Suckow und die Gefahr eines Krieges zwischen beiden Mächten.

Wie unlängst z. B. Jonathan Sperber konstatiert auch *Rudolf Jaworski* in einem abschließenden Beitrag, daß „die Erhebungen des Jahres 1848 die Fortsetzung bzw. Wiederaufnahme der Französischen Revolution von 1789 auf europäischer Ebene" waren. Für die ostmitteleuropäischen Völker seien die ereignisreichen Jahre 1848/49 deshalb besonders bedeutsam gewesen, weil sie bis dahin „international kaum in Erscheinung getreten waren". Erst 1848 wurden sie von der europäischen Öffentlichkeit wahrgenommen und erhielten „Gelegenheit, ihre kollektiven Wünsche, Hoffnungen und Beschwerden in einem internationalen Rahmen vorzutragen und einzuklagen. Das macht den epochalen Zäsurcharakter der 1848er Revolution für Ostmitteleuropa aus" (S. 375). – Alles in allem kann der Band, der durch eine umfangreiche, übersichtlich gegliederte Bibliographie abgerundet wird, zwar nur wenige Schlaglichter auf die höchst vielschichtigen Revolutionen in den verschiedenen Regionen vor allem der Habsburgermonarchie werfen. Aber immerhin ist ein kleiner Schritt gemacht und werden mit dem Band auch im deutschsprachigen Raum die Kenntnisse über Entwicklungen im südöstlichen Raum der k. u. k. Monarchie aufgefrischt. Allerdings ist gerade für diese schon

wegen ihrer „ethnischen Schachbrettstruktur" (Jaworski) nur schwer „faßbare" europäische Region in puncto Revolutionsforschung noch Kärrnerarbeit zu leisten. Ein an der europäischen Revolution von 1848/49 interessierter Leser sollte indessen nicht verzagen: 1998 jährt sich die Revolution zum 150. Mal. Für dieses Datum steht sicherlich einiges ins Haus – hoffentlich nicht nur die üblichen Jubiläumsschriften, sondern auch originäre Forschungen, die unser Wissen über die weniger bekannten europäischen Revolutionen der Mitte des 19. Jahrhunderts erweitern.

Rüdiger Hachtmann

Aufbruch in die Bürgerwelt. Lebensbilder aus Vormärz und Biedermeier. Hrsg. von Helmut Bock und Renate Plöse (= Theorie und Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, Bd. 9). – Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot 1994. 553 S.

Die Zeit des Vormärz ist für den beschleunigten, krisenreichen Transformationsprozeß (Hans-Ulrich Wehler) einer Gesellschaft geradezu ein Synonym geworden. Die dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts in einer Art von Gesamtschau zu betrachten, um der Interdependenz und Abhängigkeit sozialer, wirtschaftlicher, rechtlicher, wissenschaftlicher oder kultureller Vorgänge auf die Spur zu kommen, ist eine Forderung, die zu Recht immer aufs neue gestellt werden kann. Den Versuchen, die in dieser Richtung unternommen werden, schlagen dennoch auch Zweifel und Mißtrauen entgegen, zuweilen, wie sich zeigt, zu Recht. Es bleibt jedoch unwidersprochen, daß grundlegende Fragen dieser Epoche, wie die demographische Entwicklung, um nur das von Wehler so sehr betonte Beispiel zu nennen, ohne eine solide Wissenschaftsgeschichte, Geistes- und Theoriegeschichte, Statistik, Wirtschafts- und Rechtsgeschichte oder die Geschichte der Arbeiterbewegung nicht zu bearbeiten sind.

Einen hilfreichen, ungemein informativen Beitrag, um sich einen Überblick über Entwicklungen im Vormärz zu verschaffen, haben die Berliner Historiker Helmut Bock und Renate Plöse vorgelegt. In 51 Beiträgen werden sehr dicht Verhältnisse und Vorgänge im Vormärz ausgeleuchtet, von durchweg kompetenten Autorinnen und Autoren, die als Quellen Archive oder zeitgenössische Literatur angeben können. Mitunter von scheinbar peripheren Ereignissen, die um so deutlicher ins Zentrum der Ereignisse weisen, zielen sie auf Vorgänge, die die Zeitgenossen bewegt haben. Der Landwirt Johann Heinrich von Thünen etwa, der Agrarhistorikern ein Begriff ist, wird im Beitrag von Hermann Lehmann als einer der zahlreichen Zeitgenossen vorgestellt, die sich angesichts der schärfer werdenden Klassengegensätze und der aufkommenden Revolutionsfurcht mit dem gerechten Arbeitslohn beschäftigt haben. Er war als Agrarunternehmer und Agrarreformer äußerst erfolgreich und hoch angesehen, dazu war er auch ein Gelehrter, der Hegel kannte und seine Schriften las. Sein Rechenergebnis, der gerechte Lohn ergebe sich aus $\sqrt{ap}$, überzeugte zwar kaum jemanden, zeigt aber um so eindringlicher, welche Bedeutung dieses Problem für die Zeitgenossen hatte, an dem ja auch Karl Marx herumrechnete. Einen anderen Agrarunternehmer, der eine breite Allgemeinbildung erwarb und Sozialtechnologien zur Steigerung der Erträge und Hebung der sozialen Zufriedenheit entwarf, stellt Hans-Heinrich Müller mit Johann Gottlieb Koppe vor, der eine Domäne bei Seelow im Oderbruch betrieb und es 1850 mit guten Gründen ablehnte, preußischer Landwirtschaftsminister zu werden. – Angela Martin zeigt am Beispiel der schlesischen Weberaufstände, welche Impulse auf die politische Theorie der Zeit von diesem Ereignis ausgingen, das heftige Polemiken, am bekanntesten diejenige zwischen Arnold Ruge und Karl Marx, provozierte. Edda Magdanz zeigt am „Rheinlied" von Nikolaus Becker, welche nationale Euphorie einem – zur rechten Zeit veröffentlichten – ziemlich einfältigen, auch formal unbedeutenden Gedicht folgen konnte; der Autor ging an den Erwartungen, die sein Produkt in seine poetischen Fähigkeiten weckte, zugrunde, regte jedoch Äußerungen einer nationalen Begeisterung an, die spätestens jetzt deutlich machte, wie sehr deutsches Nationalbewußtsein im Vormärz von einem dumpf-blödsinnigen Widerwillen gegen das Ausland geprägt wurde; das hat, wie Helmut Bock in seinem eindrucksvollen Essay über Heines letzte Lebensjahre in Paris zeigt, den Dichter des „Wintermärchens" schier in die Verzweiflung getrieben. Conrad Grau stellt Alexander von Humboldts „Kosmos" vor, eine äußerst erfolgreiche Veröffentlichung, die zeigt, welch großes Publikum in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts mit wissenschaftlichen Arbeiten erreicht werden konnte. In einem zweiten Beitrag über Friedrich von Raumers Akademierede 1847 demonstriert Grau einmal mehr seine souveräne Kenntnis der Wissengeschaftsgeschichte und seine meisterhafte Darstellung komplexer Vorgänge, die er in

den Zusammenhang der Zeit zu stellen weiß. Der politisch eher periphere Vorgang einer Akademierede wird, das zeigt Grau, vom König höchstselbst ins Zentrum der Auseinandersetzungen gedrückt, der damit bestätigte, was Varnhagen vierzehn Tage vor dem Ereignis festgestellt hatte: „Die Macht ist hier [in Berlin] durchaus unruhig, unsicher, argwöhnisch, furchtsam und täppisch, nebenher auch falsch und lügnerisch."

Peter Betthausen und Gisold Lammel tragen kunsthistorische Aspekte zur Situation des Vormärz bei: Betthausen stellt ein Ölbild einer frühkapitalistischen Fabrikanlage von Alfred Rethel vor, der sonst eher für Romantisch-Nazarenisches und Historienbilder bekannt ist; Lammel gelingt mit seinem Doppelporträt von Adolf Menzel und Ludwig Richter eine höchst anregende Darstellung der Auseinandersetzung von Künstlern mit ihrer frühindustriellen Umwelt. Harald Müller stellt in einem Beitrag David Hansemann vor, den rheinischen Unternehmer, liberalen Abgeordneten und Finanzminister, der sich zitierfreudigen Historikern und Rezensenten mit den Worten: „Bei Geldfragen hört die Gemütlichkeit auf, da muß uns bloß der reine Verstand leiten" in die Herzen schrieb. Die Schweiz, in zahlreichen Beiträgen dieses Sammelbandes als Ort der Zuflucht für so viele deutsche Demokraten gerühmt, stellt Harald Müller als die Nation vor, die in den unruhigen Jahren 1847 und 1848 ihre nationale Einheit auf durchaus revolutionäre Weise findet und dabei Preußen mit Neuchâtel einen Landesteil abnimmt, an dem der König mit aufrichtig-romantischer Liebe hing. Immerhin war die Schweiz das einzige Land, das es in mehr als hundert Jahren seit 1815 schaffte, Preußen ein Territorium abzunehmen, da mochte der König noch so jammern und drohen.

Metternichs Flucht aus Wien nach London schildert Harald Müller und skizziert knapp, sehr präzise, die Vorgänge in Österreich; dieser Beitrag vermag es allerdings ebensowenig wie die von Hermann Klenner über Baden (besonders Welcker und Rotteck), von Gunther Hildebrandt über die Paulskirche oder Rolf Weber über Sachsen, das geographische Schwergewicht des Bandes, das in Preußen, im Rheinland, in Schlesien, Brandenburg und Berlin liegt, zu beeinträchtigen.

In mehreren Beiträgen leuchtet Olaf Briese den Zeitgeist aus, der durch Malthus und Cholera, Maschine und Lokomotive so irritiert war. Die Zerrissenheit der Zeit des Vormärz, die sich auch an einer zunehmenden Zahl von Suiziden zeigte, stellt er mit Charlotte Stieglitz, Georg Büchner und Karl Gutzkow, Schopenhauer und Ludwig Feuerbach vor. Schopenhauer hatte 1831 Berlin, angeblich „fluchtartig", verlassen und war nach Frankfurt am Main gegangen, Ludwig Feuerbach blieb, seinen Erfolgen mit dem „Wesen des Christentums" trotzend, in seinem „bayerischen Rattennest" (Arnold Ruge), das im Behördengebrauch Bruckberg heißt, und zwar so unbeirrt, daß man ihn 1856 in Berlin für verstorben erklären mochte, obwohl er in Bruckberg bei bester Gesundheit war, bis er 1872 starb und in Nürnberg unter lebhafter Teilnahme der freidenkerisch gesinnten Bevölkerung bestattet wurde. Das zeigt, wie gesund sich in dieser unzweifelhaft gesegneten und romantisch-schönen Landschaft leben läßt.

Es ist nicht möglich, alle Facetten dieser ungewöhnlich dichten und informativen Sammlung anzudeuten. Man mag auch die unvermeidbaren Lücken finden, in diesem Band insbesondere das Fehlen der Religionsgemeinschaften und der konfessionellen Fragen, von denen Friedrich Ghillany, einer der frühen Ideologen des modernen Antisemitismus *avant la lettre,* in seiner Nürnberger Chronik behauptete, sie seien wesentlicher Grund der Zuspitzung und des Ausbruchs der Revolution gewesen. Der Band setzt freilich einen konzeptionellen Schwerpunkt im Bereich von Industrialisierungs- und Sozialgeschichte, in deren Rahmen Kunst-, Literatur- und Mentalitätsgeschichte wichtige und aufschlußreiche Beiträge liefern. Besondere Aufmerksamkeit gilt auch, wie Herausgeber Helmut Bock betont, den Illusionen und Utopien des Vormärz, die zweifellos Realitäten der Geschichte geworden sind und denen schon aus diesem Grund Aufmerksamkeit zuzuwenden ist. Da die Beiträge zudem ausgezeichnet redigiert und sogar stilistisch in eine Fasson gebracht wurden, bieten sie durchweg eine außergewöhnlich informative und belehrende, dabei angenehme und spannende Lektüre.

Manfred Jehle

ROTHER, Klaus: **Die Reichversicherungsordnung 1911. Das Ringen um die letzte große Arbeiterversicherungsgesetzgebung des Kaiserreichs unter besonderer Berücksichtigung der Rolle der Sozialdemokratie.** – Aachen: Verlag Mainz 1994. 252 S.

Die Reichsversicherungsordnung von 1911 (RVO) war mit 1805 Paragraphen nach dem BGB das umfangreichste Gesetzeswerk des Kaiserreichs. Sie vereinheitlichte und verbesserte die Sozialversicherung, weitete die Krankenversicherung aus und

führte u. a. eine Hinterbliebenenversicherung ein. Dennoch wurde sie von der Geschichtswissenschaft bislang kaum untersucht. So betritt Rother mit dieser Düsseldorfer geschichtswissenschaftlichen Dissertation (bei Wolfgang J. Mommsen) weitgehend Neuland. Er beginnt mit einer Skizze der Unfall-, der Kranken- sowie der Alters- und Invaliditätsversicherung bis 1911. Er geht dabei nicht näher auf die politischen Auseinandersetzungen ein, sondern stellt detailliert Daten über die Zahl der Versicherten und die Leistungen zusammen. Anschließend schildert er die Haltung der Sozialdemokratie zur Sozialpolitik des Kaiserreichs vor 1911. Dann folgt, ab S. 70, die minutiöse Darstellung des „Ringens um die Reichsversicherungsordnung" 1909–1911. Rother schildert die bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zurückreichende parlamentarische Vorgeschichte, ferner die Beratungen der RVO-Entwürfe, die Verhandlungen zwischen der Reichsregierung und den Fraktionen, die Plenums- und Kommissionsberatungen im Reichstag. Die Haltung der Sozialdemokratie arbeitet er insbesondere an Hand der Debatten auf den SPD-Parteitagen von 1909 bis 1911 heraus. Die SPD verfügte im Reichstag in den für die Verabschiedung der RVO entscheidenden Jahren nur über rund elf Prozent der Mandate. Sie konnte nicht nur keinen Einfluß auf die RVO erlangen, sondern einige Bestimmungen waren auch „explizit antisozialdemokratisch" (S. 178): vornehmlich die Beschneidung des Einflusses der SPD bei der Selbstverwaltung in den gesetzlichen Kassen und die Auflösung freier Hilfskassen. Die SPD lehnte die RVO bei der Schlußabstimmung geschlossen ab.

Des weiteren geht Rother auf die materiellen Auswirkungen der RVO kurz ein, soweit man davon vor dem Weltkrieg schon sprechen kann, wiederum mit dem Schwergewicht auf der Organisation und den Leistungen. Ferner skizziert er das Angestelltenversicherungsgesetz von 1911, das inhaltliche Berührungen mit der RVO hatte. Er schließt mit einer Zusammenfassung, politischen Einordnung und Bewertung der RVO. Dies ist das wohl beste Kapitel der Arbeit. Er betont, daß der Reichstag durchaus Gewicht und Gestaltungsspielraum in der Sozialpolitik hatte. Er urteilt, die RVO sei „eine umfassende technokratische, nicht aber eine bahnbrechende Reform" gewesen (S. 238). Aus politischen Gründen seien SPD-Vorschläge nicht zum Zuge gekommen und sei man den Angestellten weiter entgegengekommen als den Versicherten der RVO.

Rother zieht keine ungedruckten Materialien heran. Er wertet gedruckte Quellen, vornehmlich die Stenographischen Berichte des Reichstags aus. So liegt die Stärke der Arbeit in der minutiösen, detaillierten Darstellung der Beratungen über die RVO, ferner in der Rekonstruktion der Versicherungsdaten. Bei der Literatur setzt sich Rother hauptsächlich mit Überblicksdarstellungen auseinander. Speziellere Untersuchungen sucht man vergebens, Aufsätze geraten dem Verf. kaum in den Blick. Rother stellt der Untersuchung keine explizite Fragestellung, keinen ausformulierten Problembezug voran. Er referiert breit, zitatenreich, oft umständlich. Die Darstellung ist strikt am Gang der parlamentarischen Beratungen orientiert. Möglicherweise hätte eine mehr an den Problemkomplexen ausgerichtete Gliederung die sozialversicherungsrechtlichen Zusammenhänge stärker in den Blick gerückt. Register fehlen, insbesondere ein Personenregister wäre hilfreich. Die Untersuchung der spröden Materie ist nützlich und verdienstvoll, wenngleich die Lektüre nicht ganz einfach ist, wozu auch die außerordentlich kleine Drucktype beiträgt.

Günther Schulz

KURZ, Thomas: **Feindliche Brüder im deutschen Südwesten. Sozialdemokraten und Kommunisten in Baden und Württemberg von 1928 bis 1933** (= Berliner Historische Studien, Bd. 23). – Berlin: Duncker und Humblot 1996. 509 S.

Warum es in der Niedergangsphase der Weimarer Republik zu keiner einheitlichen Abwehrfront von SPD und KPD gegen die Gefahr des Nationalsozialismus kam, ist in der Forschung oft thematisiert worden, ebenso die Frage, ob ein Zusammengehen beider Parteien Hitler überhaupt hätte verhindern können. Klaus Schönhoven hat 1989 mit seiner Skizzierung der „gespaltenen Arbeiterbewegung im Weimarer Sozialstaat" die Konfrontation von Sozialdemokraten und Kommunisten in Deutschland ausgeleuchtet. Mit der Regionalstudie von Thomas Kurz ist nun für die Endphase das Verhältnis beider Parteien in Südwestdeutschland genauer untersucht.

Seine politikgeschichtliche Darstellung der mittleren Ebene von KPD und SPD ist sehr gut fundiert, da Kurz sowohl bisherige Literatur und die Zeitungen als auch die Quellen der Landesarchive auswertete, aber auch aus dem Zugang zu den ehemaligen DDR-Archiven „entscheidenden Nutzen ziehen konnte".

Die aus einer Dissertation hervorgegangene Arbeit ist in fünf Teile gegliedert, wobei die zahlreichen Wahlen zwischen 1928 und 1932 sehr breiten Raum einnehmen. Zunächst untersucht Kurz die Sozialdemokraten und Kommunisten im Jahr 1928, danach die Kämpfe innerhalb der württembergischen Kommunisten 1928 bis 1930. Der dritte Teil beschreibt die Lage in Baden 1929/30, der vierte die „Strategien in der Dauerkrise" bis zur Jahreswende 1931/32. Das letzte Kapitel befaßt sich schließlich mit der „Politik im Ausnahmezustand" vom Frühjahr 1932 bis zum Ende der Republik. Ein nur vierseitiges „Schlußwort" faßt einige Überlegungen zusammen.

In den beiden südwestdeutschen Staaten waren sowohl die SPD als auch die KPD, was ihre Wähler anging, gegenüber dem Reichsdurchschnitt unterrepräsentiert. Dies galt auch für die Mitgliederzahlen. In Württemberg war in den Krisenjahren der Republik die Wählerzahl für die SPD etwas größer als die der KPD, im stärker katholischen Baden überholte die KPD im November 1932 sogar die SPD leicht. Während in Baden die SPD bis 1932 in einer Koalition mit dem Zentrum regierte, befand sie sich in Württemberg in der Opposition.

Die SPD stand im Südwesten, wie Kurz einleuchtend beschreibt, vor dem gleichen Dilemma wie in ganz Deutschland. „Ihr Handlungsspielraum war am Ende der Republik praktisch auf Null zusammengeschrumpft, gerade weil ihr die Partner der bürgerlichen Mitte abhanden gekommen waren." Zwar gelang es in Württemberg Kurt Schumacher zunehmend, durch entschiedene Mobilisierungskampagnen eine Stabilisierung und Aktivierung der SPD zu erreichen. Doch die führenden Sozialdemokraten mußten sich zu Recht fragen, „wie sie denn die Republik verteidigen sollten, wenn ihnen das Volk mit jeder Wahl fortschreitend die Basis entzog, und dies auch gerade in den beiden süddeutschen Ländern, die auf ihre liberale Tradition stolz waren".

Bis in die Einzelheiten zeigt Kurz, wie die Schwierigkeiten der KPD in den beiden Ländern aussahen. Ebenso bis ins Detail wird die Politik der SPD geprüft. Dabei beschreibt Kurz den traditionellen eklatanten Unterschied beider Parteibezirke: In Württemberg dominierten bis zu ihrem Ausschluß 1929 die „rechten Kommunisten", umgekehrt in Baden bis 1927 die „linken Kommunisten". Die Ausschaltung der Leitungsgruppen führte für kurze Zeit zu einem Desaster der Partei.

In Württemberg konnte die KPO zunächst Fuß fassen, in Baden der „Leninbund", doch mit der Zuspitzung der Krise spielten diese innerparteilichen Debatten (und weitere innere Auseinandersetzungen, die Kurz thematisiert) offenbar für die Wähler keine große Rolle. Die Radikalisierung der Arbeiterschaft führte dazu, daß die Partei bei den Reichstagswahlen zwischen 1928 und 1932 in beiden Ländern ihren Stimmenanteil verdoppeln konnte.

Zu den Wahlerfolgen der KPD schreibt Kurz, diese dürften „ein Beleg dafür sein, daß es ihren Wählern und wohl auch einem Teil der Mitglieder keinesfalls auf die Feinheiten der jeweiligen Linie und Taktik ankam. Sie wollten sich in einem eher diffusen Sinne radikal betätigen und äußern." Dies gilt für die Krise ab 1930. Wie zuvor innerparteiliche Auseinandersetzungen sich noch in Wahlergebnissen niederschlugen, beweisen die Verluste der KPD bei den badischen Landtagswahlen vom Oktober 1929 im Gefolge des Ausschlusses der „linken" Kommunisten 1927/28. Doch die viel größeren Differenzen in der württembergischen KP um die ultralinke Generallinie und der Ausschluß der dortigen „rechten" Kommunisten 1928/29 zeigten bei den Wahlen ab 1930 kaum Wirkung. Die organisatorische Schwächung hat die Wahlerfolge wenig beeinträchtigt. So gilt auch für Baden und Württemberg, was sich für die Organisation in ganz Deutschland nachweisen läßt.

Die KPD wurde zunehmend eine Partei erbitterter Arbeitsloser, vor allem ihre sechs Millionen Wähler (vom November 1932) protestierten mit ihrer Stimmabgabe gegen die Verhältnisse in der kapitalistischen Weimarer Republik. Selbst die verheerende Generallinie der Partei, der „Hauptstoß" gegen die Sozialdemokratie (als Sozialfaschisten diffamiert) und die Unterschätzung der NSDAP, war für immer neu hinzugekommene Anhänger keinerlei Hinderungsgrund. Das Elend in Deutschland führte zur Radikalisierung der Arbeiterschaft. Opponierende und kämpferische Arbeitslose, die nicht resignieren wollten und die NSDAP haßten, glaubten, in der KPD ihre Interessenvertretung zu finden. Zugleich zog das radikale Auftreten der Partei selbstbewußte Arbeiter an, die gesellschaftliche Gleichberechtigung forderten. Die Erfolge der KPD am Ende der Weimarer Republik spiegelten die Unfähigkeit der Republik wider, breite Schichten von Arbeitern und Arbeitslosen zu integrieren.

Auch für die gegenwärtige Debatte, ob die KPD besser durch einen sozialgeschichtlichen oder einen politikwissenschaftlichen Ansatz zu erforschen ist, kann die Arbeit von Kurz Aufschlüsse liefern. Trotz des Zustroms neuer Wähler blieb

die Parteiorganisation nach ihrer Stalinisierung so zentralistisch organisiert, daß die mittleren Leitungen alle Wendungen der Führung in Berlin kritiklos mitmachten. Kurz verweist z. B. auch darauf, daß die Zusammenlegung der KPD-Bezirke Baden und Pfalz 1931 „hinter verschlossenen Türen" vollzogen wurde; hier genügten die Befehle der Zentrale, die unteren Funktionäre hatten sich zu fügen. Auch andere Beispiele, die Kurz bringt, belegen, wie wenig die mittlere Ebene der KPD realistische Politik betreiben konnte. Daher blieb der Hauptkampf gegen die SPD, die „Sozialfaschisten", gerichtet, was die von vielen erstrebte „Einheit" unmöglich machte. Obwohl diese „Einheit" der „Sehnsucht vieler Sozialdemokraten und Kommunisten entsprach", kommt Kurz zu dem Schluß, daß sie in Südwestdeutschland „niemals auch nur ansatzweise die Chance zur Realisierung" hatte.

Kurz konstatiert selbst, daß seine Untersuchung von SPD und KPD in Baden und Württemberg den Forschungsstand bestätigt. Daher hat die Arbeit nicht nur regionalgeschichtliche Bedeutung. Sie belegt, daß es auf der mittleren Ebene kaum Spielraum sozialdemokratischer Politik gab, aber ebenso den bekannten Immobilismus. Kurz zeigt außerdem die Folgen der ultralinken, von Moskau diktierten Strategie für die KPD. Diese hatte eben nicht nur für die Berliner Zentrale, sondern gerade nach 1928 für die Basis verheerende Auswirkungen.

Hermann Weber

Ansichten zur Geschichte der DDR. Bd. 1–4. Hrsg. von Dietmar KELLER, Hans MODROW und Herbert WOLF in Zusammenarbeit mit der PDS / Linke Liste im Deutschen Bundestag. Red.: Dietmar Keller, Renate Aleku und Dieter Lehmann. – Eggersdorf: Verlag Matthias Kirchner 1993/1994. 319 S., 235 S., 299 S., 378 S.

Die Partei hatte immer recht. Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur. Hrsg. von Bernd FAULENBACH, Markus MECKEL und Hermann WEBER. – Essen: Klartext-Verlag 1994. 293 S.

Hure oder Muse? Klio in der DDR. Dokumente und Materialien des Unabhängigen Historiker-Verbandes. Hrsg. von Rainer ECKERT, Ilko-Sascha KOWALCZUK und Isolde STARK. – Berlin: Edition Berliner Debatte / Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Forschung und Publizistik mbH 1994. 448 S.

Zwischen Parteilichkeit und Professionalität. Bilanz der Geschichtswissenschaft der DDR. Hrsg. von Konrad H. JARAUSCH (= Publikationen der Historischen Kommission zu Berlin). – Berlin: Akademie Verlag 1991. 219 S.

Seit dem Zusammenbruch der DDR mangelt es nicht an Erklärungsversuchen und Deutungsmustern für die vierzigjährige Geschichte des ostdeutschen Staates. Auch die politische Vertretung des deutschen Volkes, der Bundestag, hat 1992 eine Enquetekommission einberufen, um die (ost-) deutsche Vergangenheit einer Aufarbeitung zu unterziehen. Die Bildung der Enquetekommission stellte besonders für die PDS eine Herausforderung dar, beanspruchte die Partei als ostdeutsche Interessenvertreterin doch gerade in Fragen der DDR-Vergangenheit ein gewichtiges Mitspracherecht. Als Reaktion auf die für sie unbefriedigend verlaufende Diskussion innerhalb der Enquetekommission entschied sich die PDS 1993 dafür, unter dem Titel *Ansichten zur Geschichte der DDR* eine Aufsatzreihe zu veröffentlichen. Herausgeber sind Dietmar Keller, Hans Modrow und der für die PDS in der Enquetekommission als Sachverständiger fungierende Herbert Wolf.

Es ist das erklärte Ziel der vierbändigen Reihe, einen „vorurteilsfreien, streitbaren und breiten Dialog über die Ursachen und Hintergründe des Scheiterns des sozialistischen Versuchs" in Gang zu setzen. Zu diesem Zweck baten die Herausgeber zahlreiche bekannte Wissenschaftler der DDR, ihre heutigen Ansichten zur Diskussion zu stellen. Zugleich sollen die unterschiedlichen Beiträge helfen zu klären, was „aus der Geschichte der DDR für die folgenden Generationen wie für die Menschheitsgeschichte insgesamt bleiben wird" (Bd. 1, S. 9).

Je nach Profession beschäftigen sich die Autoren mit einzelnen Aspekten der DDR, oder sie versuchen sich sogar an einer politischen Gesamtbeurteilung. Insbesondere in den allgemein gehaltenen Artikeln ist viel Bitterkeit zu spüren. Sie rührt aus der als ungerecht empfundenen Behandlung der DDR-Vergangenheit durch westliche Medien und Politiker her. Es gibt jedoch auch kritische Einschätzungen der ehemaligen politischen Führung. Herbert Wolf („Impulse und Fehlleistungen der DDR – Alternative im Spannungsfeld der Entwicklung der Systeme") kommt zu dem Ergebnis, daß spätestens seit den 60er Jahren (warum eigentlich erst dann?) für die politische Führung der DDR ihr eigener Machterhalt und nicht die gesellschaftliche Entwicklung im

Zentrum aller Bemühungen und Überlegungen stand. Wolf meint, daß „die Freiheit und die Gleichheit, das Menschenrecht, die freie Entwicklung und die demokratische Selbstbestimmung" nur noch Punkte „unter ‚ferner liefen'" gewesen seien (Bd. 2, S. 39). Mit Hilfe eines weltgeschichtlichen Rundumschlags von der Französischen Revolution bis zur sozialistischen Oktoberrevolution versucht Herbert Wolf aber gleichzeitig, die in der DDR verübten Menschenrechtsverletzungen zu relativieren. Durch diese Einordnung der DDR in größere geschichtliche Zusammenhänge, wird, wie Volkmar Schöneberg („Strafrecht und Staatssozialismus") in seinem Beitrag vermerkt, die „Unterordnung aller Handlungen unter äußere Zwänge" vorgetäuscht (Bd. 2, S. 168). Letztlich werden die Mißstände in der DDR dann doch dem Kapitalismus angelastet. Seine innere Logik habe, so Herbert Wolf, den Sozialismus ja erst hervorgebracht.

Ebenfalls auf Relativierung und Exkulpierung der Verantwortlichkeit zielt der Beitrag von Jürgen Hofmann („Deutschlandpolitische Ziele, theoretische Leitgedanken und Grundaktivitäten in den beiden deutschen Staaten von 1949 bis 1990"). Er sieht die Gründe für die undemokratische Entwicklung in der DDR in unabänderlichen internationalen Zwängen und im Widerstreit der Blöcke. Sicherlich mag in solchen allgemein gehaltenen Betrachtungen ein wahrer Kern stecken. Insgesamt erinnern sie aber an das schon in der DDR eingeübte Motto, unangenehme Betrachtungen über die eigene gesellschaftliche Situation nicht zu veröffentlichen, da dieses „Geschäft" bereits vom „Gegner" besorgt werde, dem man nicht in die Hände spielen dürfe.

Einen Sonderfall unter diesen durch Vergleiche relativierenden Beiträgen stellt der Artikel von Friedrich Wolff dar. Er behandelt die politischen Strafprozesse während des „Kalten Kriegs" in Ost- und Westdeutschland. Wolff geht es darum, die DDR vom Vorwurf des „Unrechtsstaats" zu befreien. Aufgrund seiner Detailkenntnisse ist der Artikel trotz aller Verbissenheit durchaus aufschlußreich.

Mehr als lesenswert sind auch zahlreiche der anderen Beiträge, die sich mit Einzelaspekten der DDR-Vergangenheit befassen. Dabei handelt es sich teilweise um Zeitzeugenberichte, wie etwa bei dem Artikel des langjährigen Leiters der staatlichen Plankommission Gerhard Schürer. Er beschreibt aus seiner Sicht die Erfolge und Versäumnisse sowie den Niedergang der DDR-Wirtschaft.

Meist versuchen die Autoren, differenziert zu argumentieren. Reinhard Brühl („Landesverteidigung und/oder Militarisierung der Gesellschaft") betont, daß sich der Prozeß der Militarisierung der DDR-Gesellschaft keinesfalls mit der Landesverteidigung rechtfertigen läßt. Andere Autoren, wie Stephan Bollinger („Die halbe Reform – Neues Ökonomisches System. Für eine effektivere Wirtschaft, aber nicht für einen demokratischeren Sozialismus") oder Hubert Laitko („Wissenschaft und Wissenschaftspolitik"), wehren sich gegen die Illusion, daß die DDR in Teilelementen demokratisch reformierbar gewesen sei. Die vierbändige Reihe liefert zwar keinen gänzlich neuen Ansatz für die Interpretation der DDR-Geschichte, sie bereichert jedoch die kritische Auseinandersetzung mit den einzelnen Facetten der ostdeutschen Vergangenheit.

Auch der von Bernd Faulenbach, Markus Meckel und Hermann Weber herausgegebene Sammelband *Die Partei hatte immer recht* wurde von der Arbeit der Enquetekommission angeregt. Vor allem SPD-Abgeordnete und der SPD nahestehende Sachverständige haben in zahlreichen Beiträgen ihre Auffassungen zu Papier gebracht. Außerdem enthält der Anhang des 1994 erschienen Bandes das Minderheitenvotum der sozialdemokratischen Abgeordneten und einiger Gutachter der Enquetekommission. Das Ziel der Herausgeber ist es, wie Bernd Faulenbach in seinen einleitenden Bemerkungen („Bewahrung der Erinnerung") schreibt, einige Probleme der Aufarbeitung der Vergangenheit zu diskutieren.

Der erste Abschnitt des Buches enthält Aufsätze zu verschiedenen Aspekten der DDR und ihrer Hinterlassenschaft. Dabei geht es vornehmlich um die Behandlung tagespolitisch bedeutsamer Streitthemen wie die Rolle und Funktion der Blockparteien, die Bezeichnung der DDR als „Unrechtsstaat" und die Fragen der sozialen Sicherheit in der DDR. Der eingangs geäußerte Wunsch nach einer behutsamen Behandlung der DDR-Historie steht allerdings in einem gewissen Widerspruch zu der essayistischen Herangehensweise der meisten Autoren. Die historische Entwicklung in der DDR spielt meist nur als Hintergrund oder Argumentationsbasis eine Rolle; im Vordergrund steht stets der jeweilige gegenwartspolitische Aspekt. So legitim dies auch sein mag, der Wert derartiger historischer Exkurse innerhalb der ohnehin kurzen Artikel ist gering. Mehr als eine äußerst schmale Aneinanderreihung von größtenteils bekannten Fakten wird nicht erbracht. Beispielsweise erfährt man in dem Beitrag von Stefan Hilsberg lediglich, daß die Blockparteien das Herrschaftssystem in der DDR stützten, auch wenn dies nicht von allen

Mitgliedern so gewollt wurde. Die Knappheit der Darstellung führt auch zu Verallgemeinerungen. So rechnet Johannes Kuppe („Wer waren die Opfer, und welche Hilfe können sie erwarten?") die meisten Menschen in der DDR zu den Opfern, auch wenn ihnen ihre „Schädigung [nicht] in jedem Einzelfall bewußt" gewesen sei (S. 63). Differenzierter wird im zweiten Teil des Buches die Ostpolitik der verschiedenen Bundesregierungen dargestellt. Außerdem wird die Entwicklung der osteuropäischen Opposition näher betrachtet. Insbesondere Gerd Weisskirchens Beschäftigung mit der „Dissidenz" liefert einige Anregungen für eine theoriegeleitete Untersuchung der Oppositionsbewegungen. Im dritten Teil des Buches wird dann u. a. von Jürgen Kocka der Versuch unternommen, allgemeinere Richtlinien zum Umgang mit der DDR-Geschichte zu formulieren.

Schon länger als die Enquetekommission des Bundestags beschäftigt sich der Unabhängige Historiker-Verband (UHV) mit der Geschichte der DDR, speziell mit der Geschichte der Geschichtswissenschaft. 1994 erschienen die Dokumente und Materialien des UHV unter dem etwas reißerischen Titel *Hure oder Muse? Klio in der DDR*. Hier finden sich zahlreiche spannende Aufsätze, Leserbriefe und Presseerklärungen von Mitgliedern des UHV sowie Berichte über Aktivitäten des Verbandes. Der Zeitrahmen reicht vom Aufruf zur Bildung einer Arbeitsgruppe unabhängiger Historiker vom 10. Januar 1990 bis zu einem dem „Freitag" entnommenen Artikel, der den Streit um die Beschäftigung ehemals etablierter ostdeutscher Historiker am Forschungsschwerpunkt für Zeithistorische Studien in Potsdam von 1994 behandelt.

Fast alle Artikel befassen sich aus historiographiegeschichtlicher Perspektive mit der Geschichtswissenschaft der DDR. Dies entspricht auch der Gründungsintention des UHV, „den Mächtigen in der DDR-Geschichtswissenschaft ihren Führungsanspruch streitig" zu machen (Isolde Stark, „Warum ein Unabhängiger Historiker-Verband?", S. 11). Diesen Anspruch behielt der UHV – wie man an den Artikeln seiner Mitglieder ablesen kann – auch dann noch bei, als die ehemals Mächtigen in den Jahren nach 1990 immer ohnmächtiger wurden. Man versteifte sich darauf, daß diejenigen, die zu DDR-Zeiten für die weißen Flecken in der Geschichtsbetrachtung verantwortlich gewesen waren, nun nicht die Chance erhalten sollten, diese Flecken zu beseitigen. In diesem Sinne ist die Empörung zu verstehen, die Guntolf Herzberg am 14. November 1990 in seinem Artikel „Sollen linientreue Genossen die DDR-Geschichte neu schreiben?" zum Ausdruck brachte. Ursache der Aufregung war laut Herzberg der Umstand, daß Siegfried Prokop, „allen bekannt als linientreuster SED-Historiker", EG-Mittel für die Abfassung einer Geschichte der DDR-Opposition erhalten sollte (S. 108). Gerade diese Räuberpistole, die naturgemäß vom „Spiegel" und von der „FAZ" nachgedruckt wurde, beruhte aber, wie die Herausgeber in einer Fußnote einräumen müssen, auf einem Irrtum. Prokop war lediglich von einer Gruppe aus Großbritannien angeschrieben und um Unterstützung für eine Studie zum Thema „Oppositionsbewegungen in Polen und in der DDR" gebeten worden.

Zu Recht wird allerdings in den Beiträgen auch immer wieder auf die Beteiligung von Geschichtsprofessoren an den politisch motivierten Repressalien gegen Studenten und auf deren Dienstleistungen für das Staatssicherheitsministerium hingewiesen. Aufgrund dieser politisch-moralischen Verfehlungen fordern die meisten Autoren, den ehemals etablierten DDR-Historikern bis auf Ausnahmen keine Plätze an den Universitäten und Forschungseinrichtungen mehr einzuräumen. Spätestens an dieser Stelle hätte man sich etwas mehr Informationen zu der Frage gewünscht, in welcher Weise sich die Einflüsse der SED und des staatlichen Machtapparats unheilvoll auf die Ergebnisse und Methoden der DDR-Geschichtswissenschaft ausgewirkt haben. Die Autoren hätten Kriterien für eine Beurteilung der fachlichen Leistungen der DDR-Historiker entwickeln müssen. Die Qualität der DDR-Forschung spielt aber nur am Rande eine Rolle. Immer wieder sind es lediglich die politisch-moralischen Verfehlungen der DDR-Geschichtswissenschaftler, die heftig kritisiert werden. Daher sind die Materialien des UHV zwar eine aufschlußreiche und unterhaltsame Lektüre, für eine gründliche Auseinandersetzung mit der DDR-Historiographie sind sie aber nur bedingt geeignet.

Die Auseinandersetzung mit den Ergebnissen und Methoden der DDR-Geschichtswissenschaft, die man in den Materialien des UHV vermißt, wird in einem Buch geleistet, das bereits 1991 veröffentlicht wurde. Zu diesem Zeitpunkt war noch nicht absehbar, auf welche Weise die Vereinigung der beiden deutschen Geschichtswissenschaften erfolgen würde. Möglicherweise ist dies ein Grund dafür, daß die damals vorgenommenen kritischen Analysen der Leistungen und Defizite der DDR-Geschichtswissenschaft auch heute noch so überzeugend wirken. Die unter dem Titel *Zwischen Parteilichkeit und Professionalität* zusammengefaßten und von Konrad H. Jarausch herausgegebenen

Aufsätze stammen von west- und ostdeutschen sowie Historikern aus den USA. Es kommen sowohl ehemals etablierte als auch ausgegrenzte Vertreter der DDR-Historie zu Wort.

Nicht nur die Situation der 80er Jahre, sondern auch die dorthin führende Entwicklung seit Gründung der DDR wird betrachtet. Den Autoren zufolge gab es in der DDR sehr wohl das Bestreben, sich von den primitiven Geschichtsfälschungen der 50er Jahre (das bekannteste Beispiel hierfür ist die aus der Sowjetunion übernommene Praxis des Retuschierens von Parteiphotos) zu distanzieren. Allerdings konnte sich diese Strömung, so Georg G. Iggers („Geschichtswissenschaft in der ehemaligen DDR aus der Sicht der USA"), nicht gegen den Primat der SED durchsetzen. Immer wieder wurden das parteilich-staatliche Deutungsmonopol von der DDR-Historiographie akzeptiert und inhaltliche Vorgaben willfährig umgesetzt. Das Ergebnis dieser Instrumentalisierung durch die Politik war zum einen die bewußte Aufwertung von „Traditionslinien". Zum andern wurde die Negation unbequemer historischer Erkenntnisse fortgesetzt. Ein gutes Beispiel hierfür stellen die Thesen des „Komitees der DDR zum 750jährigen Bestehen von Berlin" dar, die Wolfgang Ribbe in seinem Aufsatz „Kritische Anmerkungen zur historischen Berlin-Forschung der DDR" unter die Lupe nimmt. Anläßlich des Berlin-Jubiläums von 1987 wurden damals die Bauernkriege als Zäsur zwischen Mittelalter und früher Neuzeit präsentiert. Man ließ sich keineswegs von der Tatsache beirren, daß Bauernkriege in Brandenburg nicht stattgefunden hatten.

Je weniger öffentlichkeitswirksam die historische Forschung in der DDR betrieben wurde, desto seriöser waren laut Georg G. Iggers die Ergebnisse. Jenseits der Politik- und Arbeitergeschichte – und natürlich der Geschichte der DDR – waren weniger parteiliche Vorgaben vorhanden. Relativ anerkannt war im Westen etwa das „Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte", in dem Politikgeschichte eine untergeordnete Rolle spielte. Auch die ostdeutsche Agrargeschichtsschreibung war innovativ und lange Zeit richtungweisend.

Die Frage, ob die gute Qualität einiger Forschungsrichtungen mit der Einbeziehung marxistischer Theorien zusammenhing, wie dies in dem Aufsatz von Wolfgang Küttler („Hat marxistische Geschichtsschreibung noch eine Zukunft?") diskutiert wird, läßt sich nicht pauschal beantworten. Laut Hermann Weber („Weiße Flecken und die DDR-Geschichtswissenschaft") war jedenfalls weniger der Versuch, marxistische Theorien in alle Themenfelder einzuführen, für die Qualität der DDR-Geschichtswissenschaft schädlich als vielmehr der mangelnde Pluralismus und das starre Festhalten an einmal festgelegten Positionen.

Jochen Lippstreu

Arbeiterbewegung und nationale Frage in den Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie. Hrsg. von Helmut KONRAD (= Veröffentlichung des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung in Zusammenarbeit mit dem Verein Dr.-Karl-Renner-Gedenkstätte). – Wien und Zürich: Europaverlag 1993. 143 S.

Man hat sich daran gewöhnt, ostmittel- und südosteuropäische Länder wie die Tschechoslowakei, Ungarn und Jugoslawien als „Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie" zu bezeichnen – ohne Rücksicht auf den damit einhergehenden negativen Beigeschmack. „Nachfolge", das klingt nach etwas Unabgeschlossenem und Unvollkommenem, nach der Unfähigkeit, aus dem Schatten von etwas Größerem herauszutreten, nach Epigonentum. Und doch findet sich für die drei Länder, was den Zeitraum 1918–1938 (1941) betrifft, kein passender Sammelbegriff, waren sie doch in der Tat von vornherein zu einer mit zahlreichen Hypotheken belasteten „Nachfolge" verurteilt. So sahen sich die Tschechoslowakei, Ungarn und das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen („SHS-Staat") in unterschiedlichem Ausmaße mit eben jener nationalen Frage konfrontiert, die die Wortführer der Nationalbewegungen bei Staatsgründung hatten hinter sich lassen wollen. Fanden sich in der tschechoslowakischen Republik und in der südslawischen Monarchie eine Vielzahl ethnischer und nationaler Konfliktlagen, so war das zu einem Quasinationalstaat zusammengeschrumpfte Ungarn des Reichsverwesers Horthy nach allen Himmelsrichtungen hin von „terre irredente", von „unerlösten Gebieten" mit magyarischsprachiger Bevölkerung umgeben. Sahen sich also die Ungarn um 1920 als Angehörige eines seiner nationalen Größe beraubten Staatsvolkes, so schickten sich die politischen Klassen in Prag und Belgrad gerade erst an, eine Nation zu schaffen. Denn noch gab es weder „Tschechoslowaken" noch „Jugoslawen"; aus den Prozessen der Ethnogenese und Nationswerdung waren bis 1918 allenfalls „Tschechen", „Slowaken", „Slowenen", „Kroaten", „Serben" u. a. hervorgegangen. Die Idee des Staatsvolks mußte in

beiden Ländern gegen Partikularismen und Sezessionsversuche, aber auch gegen die magyarischsprachigen Minderheiten durchgesetzt und verankert werden; die deutschsprachigen Bevölkerungskomponenten stellten ein weiteres Hindernis dar – weniger wichtig im Falle Jugoslawiens, höchst brisant hingegen im Falle der Tschechoslowakei.

Der frühen Arbeiterbewegung waren Überlegungen zum Thema „Nation und Nationalstaat" eher fremd. Unter den Habsburgern bevorzugten es die Sozialisten zunächst, internationalistische Arbeiterlieder zu singen, das rote Banner aufzupflanzen und jegliche nationale Symbolik (Flaggen, Wappen, Hymnen) auf den Müllhaufen der Geschichte zu befördern. Doch bald gerieten sie in ein Dilemma: das Habsburgerreich wurde von einer dem Anspruch nach transnationalen Dynastie regiert, es wies aber zugleich eine Reihe von um ihre Emanzipation, um Autonomie oder Eigenstaatlichkeit ringenden nationalen Bourgeoisien auf. Die von bürgerlichen Intellektuellen geführten Nationalbewegungen waren auch für Arbeiter attraktiv. Im schlimmsten Falle drohte den Sozialisten ein schmerzlicher Verlust an der eigenen sozialen Basis, die begann, sich mit den nationalen Ritualen zu identifizieren und in nationalistische (oder panslawistische) Parteien, Gesangs-, Wander- und Turnvereine einzutreten.

Einen Ausweg sollte die austromarxistische Konzeption der Nationalitätenfrage bieten. Wie Franc Rozman in seinem Beitrag zum hier angezeigten Sammelband überzeugend nachweist, standen ganz am Anfang aller Überlegungen zur Kulturautonomie und zum Personalprinzip nicht Otto Bauer und Karl Renner, sondern zwei Slowenen, der katholische Priester Matija Majar und der Sozialist Etbin Kristan. Die Slowenen zählten zu den am meisten aufgesplitterten ethnischen Gruppen der Monarchie; sie waren auf sechs Kronländer des cisleithanischen Reichsteils (Krain, Steiermark, Kärnten, Görz und Gradisca sowie Küstenland/Triest) aufgeteilt und siedelten zudem in Territorien, die zu Ungarn (zwei Komitate) und zur italienischen Provinz Udine gehörten. Die Mehrheit der Bevölkerung stellten sie nur in dem relativ kleinen Herzogtum Krain, das mit seiner Hauptstadt Laibach (Ljubljana) zum Kernland der slowenischen Nationalbewegung wurde.

Im Revolutionsjahr 1848 erschien das erste gesamtslowenische nationale Programm; an seiner Abfassung war auch Matija Majar beteiligt, der siebzehn Jahre später im *Slavischen Centralblatt* (Bautzen/Lausitz) seine „Betrachtungen über die österreichischen Länder und Nationen" veröffentlichte. Majar wollte die verschiedenen Nationalitäten der Donaumonarchie nicht nach territorialen, sondern nach nationalen Gesichtspunkten verwaltet sehen; nach seiner Meinung sollten alle „Gemeinden, Bezirke und Kreise national organisiert werden" (S. 100). Der Vorschlag blieb zunächst ohne weitere Folgen. Wie Rozman ausführt, wurde die Bautzener Zeitschrift in den slowenischen Ländern nicht gelesen; erst 34 Jahre später trug Etbin Kristan auf dem Brünner Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie im Namen der Südslawischen Sozialdemokratischen Partei einen ähnlichen Plan vor.

Im großen Streit zwischen denjenigen, die die Nation nach objektiven Kriterien zu bestimmen wünschen, und denjenigen, für die einzig das subjektive Zugehörigkeitsgefühl ausschlaggebend war, vertrat Kristan konsequent den subjektiven Standpunkt. Er lebte damals in der kosmopolitischen Hafenstadt Triest und kannte die komplexen ethnographischen Verhältnisse des Küstenlandes, wo Italiener, Deutsche, Slowenen und Kroaten aufeinander trafen, von den in der Stadt selbst lebenden kleineren ethnischen Gruppen einmal abgesehen. Sein Vorschlag lief darauf hinaus, für jede Nation eine nationale Kurie zu schaffen, deren Zuständigkeit sich auf das ganze Staatsgebiet erstrecken sollte. In Brünn blieb Kristan mit seiner Position hoffnungslos isoliert; nur Wilhelm Ellenbogen, der selbst über enge Kontakte zu den italienischen Sozialisten verfügte, unterstützte den Slowenen.

In den folgenden Jahren begann Kristan, sich neu zu orientieren. Er arbeitete darauf hin, die südslawischen sozialdemokratischen Parteien zusammenzubringen, um die bürgerlich geführten Nationalbewegungen mit einem proletarisches Gegengewicht zu konfrontieren. 1909 fand in Ljubljana die sogenannte Tivolikonferenz statt, an der neben den slowenischen auch die kroatischen und bosnischen Sozialdemokraten teilnahmen. Die von Kristan mitentworfene Tivoliresolution war das erste gemeinsame Programm der südslawischen Sozialdemokraten innerhalb der Habsburgermonarchie. Seine Hauptschwäche bestand darin, daß es den territorialen Bestand der Monarchie nicht in Frage stellte und deshalb für die Südslawen außerhalb der habsburgischen Kronländer (Bulgaren, Serben, Mazedonier) unannehmbar war.

Neben Franc Rozman haben Helmut Konrad, Lenka Bobikova (Tschechoslowakei), Béla Rasky (Ungarn) und Cvetka Knapič-Krhen (Slowenien und Kroatien) Texte zu dem Sammelband beigesteuert. Die letztgenannte Autorin zeigt auf, an welchen Punkten strategische Divergenzen zwischen

den im habsburgischen Machtbereich tätigen sozialdemokratischen Parteien und den anderen südslawischen Sozialisten (vor allem in Serbien und Bulgarien) auftraten. Weigerten sich die Slowenen und Kroaten, das Problem der Staatsgrenzen überhaupt zu erörtern, so erwartete man in den Parteizentralen in Belgrad und Sofia eher einen Zerfall der Doppelmonarchie. Zur Lösung der ethnisch-nationalen Probleme setzte man hier auf eine Balkanföderation, für die auch einige führende Sozialisten außerhalb Südosteuropas eintraten.

Als sich nach dem Ersten Weltkrieg abzeichnete, daß weder eine demokratische Reform des habsburgischen Staatsverbandes noch eine Föderation der Balkanländer in den Bereich des Machbaren rückten – eine Vereinigung Bulgariens mit dem SHS-Staat scheiterte am Widerstand der serbischen Dynastie –, mußten die Linksparteien im SHS-Staat zwischen der unitaristischen oder autonomistischen (föderalistischen) Konzeption wählen. Bis Mitte der dreißiger Jahre waren die jugoslawischen Kommunisten Verfechter des „Jugoslawismus", unterstützten also *in diesem einen Punkt* die offizielle Staatsdoktrin der Monarchie und der serbischen Eliten. Erst im Gefolge des VII. Weltkongresses der Komintern und der Wende zur Volksfrontpolitik wählten sie 1936 mit der Gründung eigener Kommunistischer Parteien für Slowenien und Kroatien einen föderalistischen Kurs, auf dem sich zuvor schon die Kroatische Bauernpartei und die Slowenische Christlich-Soziale Partei bewegten.

Vom Standpunkt einer neueren Nationalismusforschung aus könnte man kritisieren, daß in dem Sammelband das Themenspektrum „Nation, Nationalismus uns Nationalstaat" zu konventionell abgehandelt wird. Auch weist die Gestaltung des Sammelbändchens Mängel auf. Wie der Herausgeber im Vorwort betont, handelt es sich um das Ergebnis eines vom österreichischen Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung bewilligten Forschungsprojekts, dessen Zwischenberichte auf einem von der Karl-Renner Gedenkstätte organisierten Symposium vorgetragen wurden. Die Herausgabe des Bändchens übernahm die Gedenkstätte dann im Verein mit der SPÖ-nahen Ludwig-Boltzmann-Stiftung. Diese Umstände verdienen Erwähnung, weil die sprachliche und technische Seite der Edition sehr zu wünschen übrig läßt. Verweist der Herausgeber noch selbst darauf, daß die ihm zur Verfügung stehende Satztechnik nicht ausreicht, um die slawischen Namen mit den obligatorischen diakritischen Zeichen zu versehen, so verliert er kein Wort darüber, daß die von den nichtösterreichischen Autorinnen und Autoren eingereichten Manuskripte (oder handelt es sich um Tonbandprotokolle?) in einem äußerst fehlerhaften und oft geradezu unverständlichen Deutsch verfaßt sind. Es ist eine Sache, wenn der Veranstalter eines Symposiums auf die kostenintensive Synchronübersetzung verzichten möchte (muß), und eine ganz andere, wenn der Herausgeber des Tagungsprotokolls am Ende die zum Druck vorgelegten Vortragstyposkripte nicht mehr redigieren läßt. Der hierzu nötige, relativ geringfügige Aufwand hätte von einer Gedenkstätte und einer Stiftung nicht gescheut werden dürfen, die zu den staatstragenden Einrichtungen der Republik Österreich gehören und die zudem einer der beiden Regierungsparteien herzlich nahestehen. Ebenso verwunderlich ist es, daß sich der ansonsten durchaus für die Qualität seiner Produkte bekannte Europaverlag auf diese Verfahrensweise eingelassen und auf das eigene Lektorat offenbar verzichtet hat.

Rolf Wörsdörfer

Kurzanzeigen und Literaturhinweise

Zwangsvereinigung? Zur Debatte über den Zusammenschluß von SPD und KPD in Ostdeutschland. Hrsg. von Johannes KLOTZ. Mit Beiträgen von Günter BENSER, Beatrix BOUVIER, Helga GREBING, Jürgen HOFMANN, Johannes KLOTZ, Andreas MALYCHA, Ulrich SCHNEIDER und Wolfgang TRIEBEL. – Heilbronn: Distel-Verlag 1996. 127 S.

Acht zum Teil sehr knappe – wie der von Helga Grebing – Beiträge zum Für und Wider des „Zwangsvereinigungs"-Urteils über den Gründungsprozeß der SED sollen laut Herausgeber dem Leser „Materialien, Argumente [...] in die Hand geben, um sich selber eine Meinung zu bilden" (S. 98). Diesem weitgefaßten Anspruch kann der Bd. naturgemäß nicht gerecht werden. Er dokumentiert vorrangig (mit Ausnahme der Beiträge von Bouvier und Grebing) „postkommunistische" Positionen zur SED-Bildung. Zugleich wird wieder einmal die Perspektive einer nichtstalinistischen Entwicklung der SED beschworen: Jürgen Hofmann beschreibt die „Visionen und Illusionen" Anton Ackermanns, der sich jedoch 1948 als „braver Parteisoldat" erwies und seine eigenen Positionen „mit geballter Fast in der Tasche" widerrief. Wolfgang Triebel skizziert die Vorstellungen Otto Grotewohls, kommt dabei zu der für Kenner der Materie zweifellos verblüffenden Aussage, „daß in den Westzonen die Vereinigung mit Zwang verhindert wurde" (S. 86). Angesichts des Forschungsstandes erübrigt sich hier jeder Kommentar.

Werner Müller

KRUSCH, Hans-Joachim: **Irrweg oder Alternative? Vereinigungsbestrebungen der Arbeiterparteien 1945/46 und gesellschaftspolitische Forderungen.** – Bonn: Pahl-Rugenstein Nachf. 1996. 270 S.

„Es gab in allen Phasen des Vereinigungsprozesses nicht nur Zustimmung, sondern auch andere Positionen in beiden Parteien." Dieser Satz entstammt nicht etwa einer SED-eigenen Publikation zur Vorgeschichte der für die Sozialdemokratie höchst unfreiwilligen Fusion von SPD und KPD im Frühjahr 1946, sondern einem Titel, der rund sechs Jahre nach Öffnung der SED-Archive erschien.

Die fünfzigste Wiederkehr des „Vereinigungsparteitages" hat bekanntlich die Auseinandersetzungen um den Begriff „Zwangsvereinigung" neu belebt. Von den meisten Autoren unterschiedlichster Richtung und Herkunft wurden Druck, Zwang bis hin zu Gewalt nicht mehr abgestritten. Nur die alte Position der SED schien nicht mehr vertreten. Krusch füllt diese Lücke nun aus. Er will dokumentieren, daß eine linke Einheitspartei in der Nachkriegszeit und zugleich eine antikapitalistische Orientierung in ganz Deutschland auf der Tagesordnung gestanden hätten. In der Tat vermag er über die alten SED-Positionen hinaus nichts Neues zu bieten: fast alle der auf rund 200 Seiten wiedergegebenen Dokumente sind längst bekannt, zudem sind kaum Archivalien aufgenommen – es überwiegen zeitgenössische Zeitungsartikel. Präsentiert wird hier letztlich nur die intensive und umfassende „Einheitspropaganda" der KPD. Gemessen an neueren Dokumentenpublikationen zur Entstehung der SED, kann der Bd. bestenfalls als Anachronismus oder als Kuriosum gelten.

Werner Müller

MALYCHA, Andreas: **Partei von Stalins Gnaden. Die Entwicklung der SED zur Partei neuen Typs in den Jahren 1946 bis 1950.** – Berlin: Dietz Verlag Berlin 1996. 350 S.

„Die SED – so wie sie 1946 durch die Fusion von KPD und SPD in der sowjetischen Besatzungszone entstand – war trotz stalinistischer Geburtshilfe im Gründungsjahr 1946 noch keine absolut stalinistische Partei" (S. 65). So umschreibt Malycha die Ausgangssituation nach der Fusion zweier völlig konträrer Parteitypen zu einer Einheitspartei. Nachgezeichnet werden die Ebenen und Etappen des innerparteilichen Wandels bis hin zur „Partei neuen Typus", die sich bedingungslos an der zeitgenössischen KPdSU (B) orientierte. Warum im Titel und im Text dagegen immer von einer Partei neuen Typs (u. a. S. 22) die Rede ist, wird nicht erläutert. Ob nun die SED von 1948/49 einen neuen Parteityp verkörperte, mag mit Blick auf die Stalinisierung der kommunistischen Parteien seit Mitte der zwanziger Jahre fraglich erscheinen.

Die zweijährige Mutationsphase der SED wird knapp, aber vielschichtig und detailreich beschrieben. Das umfaßt zunächst den Wandel des innerparteilichen Stils: Vokabeln wie „aufräumen", „ausmerzen", „Schädlinge" und „Agenten" fanden den Weg in den politischen Alltag. Darüber hinaus zeigte sich früh ein Umbau des Organisationsgefüges. Die Zentralisierung auf der einen und die Förderung der Betriebsgruppen auf der anderen Seite bahnten der späteren „marxistisch-leninistischen" Partei den Weg. Die „Säuberungen" bildeten zweifellos das zentrale Element im Stalinisierungsprozeß; hier werden für die Jahre 1948 und 1949 auch genaue Zahlen von Austritten und Ausschlüssen angegeben, ferner die beiden prominentesten „Dissidenten" vorgestellt: Erich Gniffke, Mitglied des Zentralsekretariats, und Ernst Thape, Volksbildungsminister in Sachsen-Anhalt, die beide Ende 1948 die SED (und die SBZ) verließen. Den (vorläufigen) Schluß bildet die Analyse der „Gleichschaltung" der Landesverbände, die in die weitverbreitete Ablösung von Leitungskadern, Maßregelungen und wiederum Repressionen mündete.

Im zweiten Teil der Publikation werden rund dreißig Dokumente unterschiedlichsten Charakters wiedergegeben, zum Teil Auszüge aus Vorstandsprotokollen auf Landesebene, aber auch Schriftwechsel im Zusammenhang von Austritten und Ausschlüssen. Insgesamt eine sehr wichtige und lesenswerte Darstellung, deren Thema eine wesentlich breitere Untersuchung verdient hätte.

Werner Müller

RITSCHER, **Bodo: SPEZLAGER Nr. 2 BUCHENWALD. Zur Geschichte des Lagers Buchenwald 1945 bis 1950**. Hrsg. von der Gedenkstätte Buchenwald, Arbeitsstelle „Speziallager 2". – 2., überarb. Aufl., Weimar-Buchenwald/B. R. 1995. 270 S.

Dem Verfasser gebührt das Verdienst, schon 1992 im Staatsarchiv der Russischen Föderation (GARF), Moskau, bis dahin streng geheime Akten des NKWD/MWD der UdSSR über dessen „operative" Arbeit im „Hinterland der Roten Armee" sowie dessen Gewahrsame in Deutschland ab 1945 ausfindig gemacht und eingesehen zu haben. Die sich anschließende Auswertung allgemeiner sowie speziell das Speziallager (S/L) Nr. 2 betreffender Akten spiegelt sich in dem vorliegenden Band in erster Linie in Tabellen und Übersichten wider. Kamilla Brunke und der Verfasser haben diese gewissenhaft aus den Listen der Registriergruppe des S/L Nr. 2 abgeleitet. Auf die aus einsehbaren Akten und Berichten hervorgehenden erheblichen Mängel der Lager-„Buchführung" und die deshalb erfolgten Rügen wird verhalten eingegangen.

Es wäre wünschenswert, die (Un-)Zuverlässigkeit der von den Lagerbetreibern angelegten Listen und anderen Unterlagen über die Lagerinsassen (das „Spezialkontingent") ausführlich offenzulegen. Dies könnte u. a. für einen Vergleich mit den Angaben für andere S/L genutzt werden oder z. B. die kritische Untersuchung des wiederholt herangezogenen Schlußberichts der „Abteilung Speziallager" fördern. In diesem Zusammenhang fällt auf, daß der Verfasser in seiner Erörterung dieses Schlußberichts nicht erkennbar zwischen den darin enthaltenen (nicht verurteilten) Spezialkontingenten und von sowjetischen Tribunalen Verurteilten unterscheidet. Überdies sollte der in den sowjetischen Akten gängige Begriff „Spezialkontingent" (S/K) für die Summe der ohne Haftbefehl Arretierten ebenso konsequent verwendet werden wie die Bezeichnung Speziallager, statt von „Internierten" zu sprechen.

Schließlich wünscht man sich die Beachtung grundlegender Unterlagen, wie zum Beispiel des Ende 1946 ergangenen MWD-Befehls Nr. 001196 zur Deportation von „für die Arbeit unter Tage Brauchbaren" auch aus Buchenwald oder der verschiedenen GULAG-Berichte 1947, die ausdrücklich das S/L 2 Buchenwald betreffen und es aus GULAG-Sicht beschreiben. Die Fortführung der Untersuchung des Systems der „Speziallager und Gefängnisse des NKWD/MWD der UdSSR in Deutschland" insgesamt könnte besser gelingen, wenn gesicherte Erkenntnisse dokumentiert und miteinander verglichen würden, als wenn Hypothesen oder Standpunkte angeboten werden. Mit letzteren ist der Band reichlich versehen, erfreulicherweise aber auch mit einer Anzahl bemerkenswerter und nützlicher Abbildungen.

Achim Kilian

Wissenschaftliche Mitteilungen

Förderpreis der Albert-Schulz-Stiftung für junge Wissenschaftler

Die Albert-Schulz-Stiftung „soll dazu beitragen, das Andenken an das Wirken von Albert Schulz für Freiheit und soziale Gerechtigkeit zu bewahren und das Verständnis der Geschichte der SPD in Rostock und Mecklenburg zu fördern" (so die Satzung). Die Stiftung, die den Namen des einzigen frei gewählten Oberbürgermeisters im Rostock der Nachkriegszeit trägt, schreibt 1997 zum ersten Mal einen *Förderpreis für junge Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen* aus, der künftig im Abstand von drei Jahren ausgelobt werden soll. Das betrifft folgende Themenbereiche:

- Sicherung und Darstellung biographischer Daten von mecklenburgischen, insbesondere Rostocker Sozialdemokraten, die in der Nazizeit und während der kommunistischen Diktatur verfolgt wurden;
- Geschichte der Bildungsarbeit der SPD und der ihr nahestehenden Gewerkschaften in Mecklenburg-Vorpommern, insbesondere in Rostock seit Gründung der SPD im vorigen Jahrhundert;
- Geschichte der Wiederbegründungen der SPD in Mecklenburg-Vorpommern, insbesondere in Rostock in den Jahren 1945 und 1989.

Das Thema des 1997 auszulobenden Wettbewerbs lautet: *Der Kampf von Albert Schulz für Freiheit und Demokratie, insbesondere gegen die Zwangsvereinigung von SPD und KPD in der sowjetischen Besatzungszone.*

Die eingereichten Arbeiten dürfen noch nicht veröffentlicht sein; sie müssen in deutscher Sprache abgefaßt und gut lesbar sein. Ihr Umfang soll nicht unter 100 Schreibmaschinenseiten betragen. Die Autoren imd Autorinnen sollen nicht älter als 35 (in Ausnahmefällen 40) Jahre sein.

Das Preisgeld beträgt 10000 DM. Es kann bei mehreren gleichwertigen Arbeiten geteilt werden. Über die Auswahl entscheidet eine Jury. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die preisgekrönten Arbeiten werden veröffentlicht. Die Arbeiten sind bis zum 31. Dezember 1998 in vier Exemplaren mit einem Lebenslauf bei der Stiftung einzureichen.

Auskunft/Anschrift:

- Albert-Schulz-Stiftung, Peter Schulz, Baumwall 7, Postfach 110385, D-20403 Hamburg, Telefon: 040/ 3697960, Fax: 040/362088
- Albert-Schulz-Stiftung, Peter Schulz, Alter Markt 15, D-18055 Rostock, Telefon: 0381/ 454860, Fax: 0381/ 4548614

Peter Schulz

Gesprächskreis Arbeiterbewegung wird an der FU Berlin fortgeführt

Die IWK wird den durch die Schließung des Forschungsinstituts der Historischen Kommission zu Berlin unterbrochenen „Berliner Gesprächskreis Arbeiterbewegung" am Otto-Suhr-Institut fortsetzen. Dieser Gesprächskreis wurde von 1991 bis 1996 von der Sektion Arbeiterbewegung der Historischen Kommission veranstaltet und diente anfangs hauptsächlich der Kommunikation zwischen Historikern und Archivaren des entmauerten Berlins und der Umgegend.

Mit der Verlagerung des Gesprächskreises an die Freie Universität soll vor allem dem wissenschaftlichen Nachwuchs, aber nicht nur ihm, Gelegenheit gegeben werden, die Ergebnisse seiner Forschungen vorzutragen und zu diskutieren.

Im Wintersemester 1997/98 sind folgende Veranstaltungen geplant:

- Mittwoch, 29. 10. 1997, 18.00 Uhr
  Cordula Ludwig
  Korruption in der Weimarer Republik und Machtübertragung
- Mittwoch, 12. 11. 1997, 18.00 Uhr
  Marie-Louise Ehls
  Demonstrationen im Berlin der Weimarer Republik
- Mittwoch, 10. 12. 1997, 18.00 Uhr
  Sigrid Koch-Baumgarten
  Die Internationale Transportarbeiter-Föderation und supranationale Tarifverträge
- Mittwoch, 14. 1. 1998, 18.00 Uhr
  Stefan Vogt
  Die neuen Blätter für den Sozialismus zwischen Sozialdemokratie und konservativer Revolution
- Mittwoch, 29. 1. 1998, 18.00 Uhr
  Sylvia Lange
  Die Neulandbewegung, eine protestantisch-völkische Jugend- und Frauenbewegung in der Weimarer Republik

Veranstaltungsort: FU Berlin, Otto-Suhr-Institut,

Garystraße 55, 14195 Berlin, Hörsaal B1 (im Gebäude des Osteuropa-Instituts).

Dirk H. Müller

Erwiderung

In Heft 2/1996 der IWK, S. 282–284, hat Herr Rainer Paetau meine beiden in deutscher Sprache erschienenen Bücher über den Altonaer Blutsonntag rezensiert:

- Schirmann, Léon: *Altonaer Blutsonntag 17. Juli 1932: Dichtungen und Wahrheit,* Hamburg 1994, und
- Schirmann, Léon: *Justizmanipulationen: Der Altonaer Blutsonntag und die Altonaer bzw. Hamburger Justiz 1932–1994,* Berlin 1995.

Diese Rezension ist aber auf eine Weise abgefaßt, die eher einen polemischen Angriff als eine wissenschaftliche Analyse darstellt. Ich werde mich hier auf das Wesentliche beschränken:

Es ist unrichtig und aus der Luft gegriffen, daß ich nach meiner Pensionierung plötzlich angefangen hätte, staatliche Fälschungen aufzudecken usw. Der Rezensent Paetau schreibt: *„Der Franzose Léon Schirmann [...] ist seit 1984 ein pensionierter Naturwissenschaftler. Seitdem hat der Impetus, [...] Fälschungen staatlicher Stellen zutage zu fördern sowie Historiker zu enlarven, ihn durch zahlreiche Archive und Bibliotheken getrieben [...]. Mit Geschichtswissenschaft hat dies wenig zu tun."* Damit soll ich diskreditiert und meine Ergebnisse aus der Welt geschafft werden.

Richtig ist, daß ich erst mehrere Jahre nach meiner Pensionierung aufgrund der Ergebnisse meiner Recherchen gezwungen worden bin, mich mit Fälschungen staatlicher Stellen auseinanderzusetzen, sowohl in Frankreich wie in Deutschland. 1994 habe ich in Paris eine sehr kritische Analyse des Verfahrens der französischen Justiz gegen die Tänzerin Mata Hari (1917) veröffentlicht. Darauf hat mir der französische Justizminister zu meiner *„wichtigen Forschungsarbeit"* brieflich gratuliert. So beurteilt er meine Arbeit anders als der Rezensent Paetau.

Es ist unrichtig, daß Dr. Volker Ullrich 1994 in der *„Zeit"* eine lobende Rezension meines ersten Bandes veröffentlicht hätte, ohne ihn gelesen zu haben. Der Rezensent Paetau schreibt: *„Entweder hat der Rezensent* [Ullrich] *das Buch gar nicht gelesen – mit Ausnahme der Verlagswerbung. Oder er ‚verdrängt' fahrlässig das, was ein geschulter Historiker sofort erkennen müßte [...]. Vielleicht weil ihm das Ergebnis geschichtspolitisch genehm erschienen ist?"* Damit soll Dr. Ullrich diskreditiert und seine Rezension aus der Welt geschafft werden.

Richtig ist, daß schon zwei Jahre vor Ullrich der Historiker Dr. Wolfgang Zank einen ausführlichen Artikel über den „Blutsonntag" auf einer ganzen Seite der *„Zeit"* veröffentlicht hatte, wobei gemeldet wurde, das Material sei aus meinen Schriften übernommen worden.[1]

Es ist unrichtig, daß meine Bücher jeder wissenschaftlichen Quellenkritik entbehren, wie der Rezensent Paetau behauptet.

Wahr ist, daß die Frage des Umgangs mit den Quellen *den Kern meiner Forschungsarbeit* gebildet hat, um so mehr, als diese Frage jahrzehntelang in der Geschichtsschreibung zum Altonaer Blutsonntag vernachlässigt worden war.

Zuerst (S. 36–81) werden die amtlichen Bekanntmachungen vom Juli 1932 anhand der Bestände des reichhaltigen Schleswiger Archivs gründlich überprüft. Als Ergebnis ist zu konstatieren, daß die amtlichen Verlautbarungen eine unglaubliche Anzahl erdichteter Unwahrheiten enthalten. Dann (S. 82–97) wird die Frage des Werts der übrigen Quellen und des Umgangs mit diesen Quellen diskutiert. Schließlich (S. 98–136) erfolgt eine approximative „Rekonstruktion" des Verlaufs der Ereignisse – bei jeder einzelnen Episode wird die Quellenlage angegeben und diskutiert, die verschiedenen Quellen werden einander kritisch gegenübergestellt.

Wahr ist auch, daß Paetau am Ende seiner Rezension[2] als Vorbild für die Geschichtsschreibung über den Altonaer Blutsonntag einen Artikel empfiehlt, der im Jahre 1983 in „Arbeiter in Hamburg" erschien. In diesem Artikel werden die Fabeln der amtlichen Berichte vom Juli 1932 unkritisch übernommen, unter anderem der angebliche plötzliche Feuerüberfall auf den SA-Umzug durch zahlreiche Dach-, Balkon- und Fensterschützen, welche tatsächlich nie existiert haben. Der Autor dieses Artikels hatte es nicht für nötig gehalten, das Blutsonntagsarchiv, das ihm seit 1981 offenstand,[3] einzusehen, um die übernommenen amtlichen Berichte zu überprüfen.

Unrichtig ist der Vorwurf Paetaus, wonach ich angeblich zu Unrecht ein Kommando der Hamburger Polizei als den *„Hauptschuldigen der Altonaer Ereignisse"* dargestellt habe. Dies gehöre zu meinen Versuchen, *„die Verantwortung und Schuld der KPD [...] zu minimieren".*

Richtig ist, daß die sorgfältige Untersuchung des reichhaltigen Schleswiger Archivbestands *ohne den*

geringsten Zweifel ergibt, daß die meisten Zivilopfer des Blutsonntags ihr Schicksal dem achtzehnköpfigen Hamburger Polizeikommando Kosa verdanken, welches die Bevölkerung sinnlos beschossen hatte. Diesen Tatbestand kann ich keinesfalls ändern.

Unrichtig sind ebenso Paetaus Vorwürfe gegen meinen zweiten Band, der die gerichtlichen Folgen des Blutsonntags behandelt (laut Paetau habe schon seine Analyse meines ersten Bandes [den Verlauf des Blutsonntags betreffend] *„die Glaubwürdigkeit und Seriosität des Verfassers* [Schirmann] *erschüttert"*).

Wahr ist, daß Paetau den Hauptpunkt unerwähnt läßt, und zwar die Tatsache, daß die gerichtliche Aufhebung der vier Todesurteile von 1933, die erst im November 1992 (d. h. 47 Jahre nach Ende des Dritten Reichs) erfolgte, *eine direkte Konsequenz meiner Ergebnisse* gewesen ist.

Alle Argumente, mit welchen das Hamburger Gericht die Aufhebung der vier Todesurteile im November 1992 begründet hat, hatte ich im Februar und März 1991 dem zuständigen Hamburger Oberstaatsanwalt mündlich und schriftlich übermittelt und im Sommer 1991 in der Zeitschrift *„Demokratie und Recht"* veröffentlicht.

Das Wichtigste, sowohl in meinen Ergebnissen wie im gerichtlichen Beschluß vom November 1992, ist die amtliche Fälschung von zwei kapitalen Beweisstücken. Die erste Fälschung (im Sommer 1932 begangen) bezog sich auf die „tödliche Munition". Am Blutsonntag waren zwei SA-Leute erschossen worden. Die entsprechenden Obduktionsberichte, die von zwei Ärzten, einem Gehilfen und einem Richter unterzeichnet sind, bekunden, daß in der Leiche des SA-Mannes Koch eine tödliche Kugel des Kalibers *6,35 mm,* in der Leiche des SA-Mannes Büddig eine tödliche Kugel des Kalibers *„ca. 8 mm"* gefunden worden waren. Darauf schickte der Altonaer 1. Staatsanwalt einem Schießsachverständigen die einzige von der Polizei am Blutsonntag beschlagnahmte Pistole (des Kalibers *7,65 mm*) samt zwei angeblich in den Leichen gefundenen Kugeln mit der Frage: Sind diese „tödlichen Kugeln" aus dieser Pistole abgefeuert worden? Jetzt ging es aber anders als bei der Obduktion um zwei tödliche Kugeln des Kalibers *7,65:* das Kaliber hatte sich geändert! Sowohl ich als auch das Hamburger Gericht haben daraus gefolgert, daß *„mindestens eine dieser beiden Kugeln (wahrscheinlich aber wohl beide) von den Ermittlungsbehörden ausgetauscht worden sind".*[4]

Aufgrund dieser Fälschung wurden 1933 zwei junge Kommunisten des Mordes „überführt". Aufgrund meiner Aufdeckung dieser Fälschung sind 1992 die beiden entsprechenden Todesurteile aufgehoben worden.

Doch schreibt der Rezensent Paetau: *„Aus der Darstellung Schirmanns wird im übrigen nicht deutlich, ob Koch tatsächlich von einer Kugel des Kalibers 6,35 mm getötet worden war. Diesen Beweis hätte nur eine kriminaltechnische Untersuchung bringen können: der Hinweis auf den Obduktionsbericht reicht hier nicht aus."*

Welche „kriminaltechnische Untersuchung" hätte besser als der Obduktionsbericht den Beweis dafür bringen können, daß SA-Mann Koch von einer Kugel des Kalibers 6,35 mm getötet worden war? Der Obduktionsbericht lautet: *„Der Tod ist erfolgt durch eine Schußverletzung, die die Brust des Getöteten durchschlagen hat. [...] die linke Lunge, den Herzbeutel, das Mittelfell und die rechte Lunge durchschlagen [...]. Die Kugel wurde dicht unter der Haut gefunden. Es handelt sich um ein 6,35 mm großes Geschoß."*[5]

Es fehlt leider der Platz, um weitere unbegründete Behauptungen Paetaus zu besprechen. Und so kann ich es nur bedauern, daß Paetau über Sachen urteilt, die er ungenügend kennt.

1 Wolfgang Zank in: Die Zeit vom 17. Juli 1992.
2 Rainer Paetau in: IWK, 2/1996, S. 284, Anm. 5.
3 Wolfgang Kopitzsch in: Arbeiter in Hamburg, Hamburg 1983, S. 515, Anm. 2.
4 Zitiert nach S. 12 des gerichtlichen Beschlusses vom November 1992 (Aktenzeichen 621-36/92).
5 Selbstverständlich habe ich in meinem Buch nur das Wesentliche vom Obduktionsbericht übernommen, nicht die körperlichen Details, die den üblichen Leser wenig interessieren.

Léon Schirmann

IWK Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K 078, D-12249 Berlin, Telefon: 030/7792-412, Telefax: 030/7759685

MITTEILUNG über ein Projekt | **über den Stand eines bereits angezeigten Projekts** Titelverzeichnis Nr. .....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐
geförderte Forschung ... ☐
Eigenprojekt von **1** ..... ☐
Eigenprojekt von **2** ..... ☐
Staatsexamensarbeit .... ☐
Gutachten ..... ☐
Habilitationsschrift ..... ☐
Dissertation ..... ☐
Diplomarbeit ..... ☐
Magisterarbeit ..... ☐
Edition ..... ☐
Monographie ..... ☐
Aufsatz ..... ☐
sonstiges .....
.....

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution ..... ☐
Bearbeiter/in ..... ☐
Auftraggeber ..... ☐
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG .... ☐
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐
andere Geldgeber ..... ☐
.....
Stipendium ..... ☐
..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
.....
..... Bezeichnung und ggf. Anschrift

9 (Arbeits-)**Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht):

11 ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-)**Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)**Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angabe für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

..... (Ort, Datum)

..... (Unterschrift)

KRONBERGER BOGENDRUCK

SPONTAN
UNABHÄNGIG
AUS ERSTER HAND

Die BOGENDRUCKE kreieren eine neue Publikationsform, die sich aus dem kombinierten Einsatz von elektronischer Textverarbeitung und Kopiermaschine durch den Verfasser selbst ergibt. Diese Drucksache ist mehr als ein Manuskript und weniger als ein gedrucktes Buch, am ehesten vergleichbar mit einer Broschüre, allerdings ungeheftet und in kleinerer Auflage, schlichter und exklusiver als Flugschriften.

Der Buchhandel kann sich an der Verbreitung beteiligen. Die KRONBERGER BOGENDRUCKE werden unter der ISSN 0944-2251 geführt. Dabei empfiehlt sich ein Richtpreis von 20 Pfennigen pro Seite. Die Bogendrucke können auch in der elektronischen Version (Windows' 95) auf Diskette abgegeben werden - allerdings ohne Illustrationen.

Die ersten BOGENDRUCKE entstanden in lockerer Folge im Herbst des Jahres 1989. Seither sind über 40 Hefte erschienen, darunter fünf über Herbert Wehner, zwei über den 17. Juni 1953, drei über Wilhelm Leuschner, vier zur Ironie der Geschichte.

Der Jahrgang 1997 behandelt in vier Ausgaben folgende Themen:
- Vorstudien zu einer Ironie der Weltgeschichte
- Politische Psychopathologie der Herbert-Wehner-Kampagnen
- Ästhetik und Organisation am Beispiel Lothar Erdmann
- Ironie in der Literatur von Karl Wilhelm Solger und Heinrich Heine bis Martin Walser und Slawomir Mrozek

Autor, Redaktion und Verlag:
Dr. Gerhard Beier
Wendelinsweg 2
D 61476 KRONBERG im Taunus
Fon: 06173-640566
Fax: 06173-68834
e-mail:
113067.3043@compuserve.com

Postvertriebsstück
Imprimé à taxe réduite
Entgelt bezahlt

Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K, D-12249 Berlin